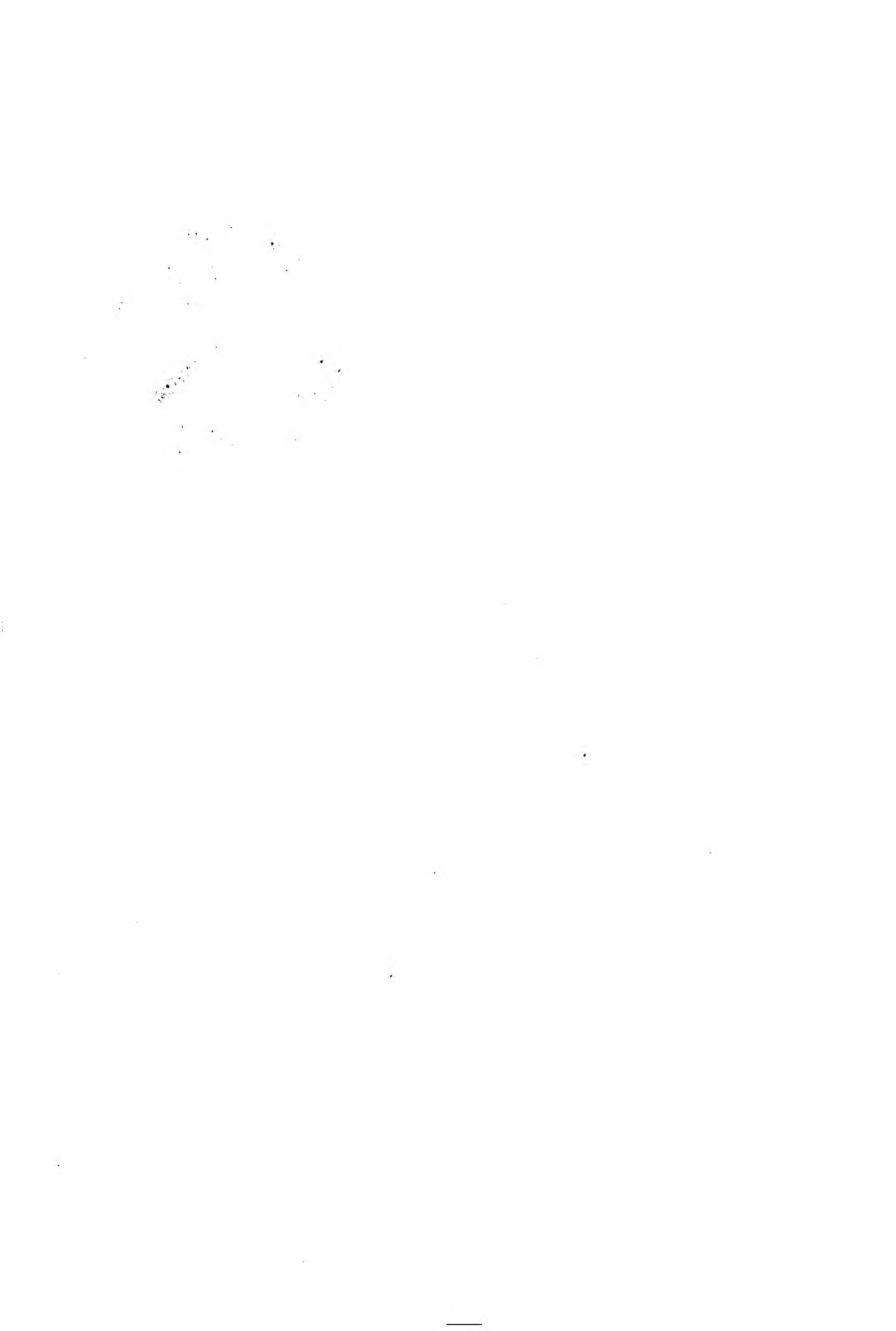
RUDEL

AUS KRIEG UND FRIEDEN



[redacted]



HANS-ULRICH RUDEL

AUS KRIEG UND FRIEDEN

HANS-ULRICH RUDEL

Aus Krieg und Frieden

Tagebuchblätter 1945 und 1952



DÜRER-VERLAG, BUENOS AIRES

Einband und Schutzumschlag:
Werner Wolters

Fotos: Niermann (22)
Pavic (6)

Printed in Argentine

Este libro se terminó de imprimir a los 15 días del mes de octubre 1953, en los talleres de la Imprenta "Mercur", Rioja 674, Buenos Aires.

VORWORT

Nachdem das Buch „Trotzdem“ von Hans-Ulrich Rudel in fünf verschiedenen Sprachen zahlreiche Auflagen erlebt hatte und das Interesse daran in allen am Kriege beteiligten Ländern noch ständig im Wachsen begriffen war, wurde sich der Verfasser zunehmend darüber klar, daß die letzten Kriegsmonate ebenso wie auch die durchaus folgerichtige und vielfach klar vorausgesehene Weiterentwicklung des Geschehens nach der deutschen Kapitulation dringend einer noch eingehenderen Darstellung im Lichte des ganz persönlichen Erlebens bedurften, umsomehr als es ja leider nicht an entstellenden, schiefen und sogar bewußt gefälschten Darstellungen dieses Zeitraumes fehlte. Da das eigene Tagebuch, stellenweise ergänzt durch Schilderungen und Aufzeichnungen von Kriegskameraden, reichlich Stoff bot, nicht nur im Bezug auf die Ereignisse selbst sondern auch an Empfindungen und Gedanken über Zusammenhänge und tiefere Ursachen, blieb nur noch die Frage offen, wie eine möglichst lebendige Verbindung zur Gegenwart und zum gegenwärtigen Aufgabenkreis des Verfassers herzustellen sei. Diese Aufgabe schien am besten dadurch zu lösen, daß den Aufzeichnungen des ersten Halbjahres 1945 die Tagebucheintragungen der entsprechenden Tage des ersten Halbjahres 1952 parallel gesetzt wurden, so daß der Leser immer abwechselnd Geschehnisse und Betrachtungen des einen und des anderen Jahres findet und den Gedankensprung über sieben Jahre hinweg – vor und zurück – auf jeder Seite zu machen sich gewöhnt. Damit werden dann jene bitteren, schweren und doch auch wieder so großen Tage, die in dieser schnellebigen Zeit manchmal schon als ferne Vergangenheit erscheinen, wieder in unmittelbare Nähe gerückt, vielfach weit näher, als sie damals erlebt werden konnten. Denn hier schildert sie ein Mann, der auf Grund seines täglichen persönlichen, beispiellosen Einsatzes, stets an den Brennpunkten des Kampfes und der

Entwicklung, von der Führung voll ins Vertrauen gezogen wurde, ein Soldat von Moltke'scher Reinheit der Prägung, der sich buchstäblich hinaufgekämpft hatte, dorthin, wo man die Zusammenhänge erkennt.

Das eigentliche Erlebnis aber wird dem Leser dieses Buches die Tatsache sein, daß dieser Mann sich selbst vollkommen treu geblieben ist in allen Zügen seines Charakters, daß die sieben Jahre ihn weder haben ändern noch von den Erkenntnissen der Kriegsjahre und des Kriegsendes haben abbringen können, daß der Hans-Ulrich Rudel von 1952 der gleiche ist wie der von 1945!

Der Verlag.

1945 — JANUAR — 1952

1. Januar 1945.

Das neue Jahr hat mich ausgesprochen unfreundlich aus einem wohltuenden Schlaf geweckt, mit dem ohrenbetäubenden Lärm einer Unzahl tieffliegender Flugzeuge, die über unseren Berliner Zug hinwegdonnerten. Meine Stimmung ist sowieso nicht allzu gut, denn ein Befehl hat mich vom Geschwader weg zum Göring'schen Hauptquartier-West kommandiert und dies gerade in dem Augenblick, da wir an der Budapestfront so brennend notwendig sind. Der Grund wird wahrscheinlich wieder die ewige Geschichte mit dem „Flugverbot" sein, an diesem Verbot wird noch immer mit vorbildlicher Dickköpfigkeit weiterherumgebohrt. Die offizielle These besagt, daß ich „für die deutsche Jugend erhalten" bleiben müßte, „konserviert" würden unsere Großeltern gesagt haben und dabei an die neuesten Ausgrabungen in Ägypten oder Troja gedacht haben. Soll ich noch als bessere didaktische und pädagogische Mumie herumgeistern, wenn der Krieg in ein derartig ernstes Stadium getreten ist, daß ich mich frage, ob es nicht besser wäre, sich um die Erhaltung der Heimat überhaupt zu kümmern? Wenn wir diesen Krieg verlieren würden, spielt meine „Erhaltung" doch nur eine dekorative Rolle. Und wir werden ihn verlieren, wenn nicht jeder alles, auch das Letzte an Leistung und Willen in jeder Minute hergibt. Darum denke ich garnicht daran, als eine Art „Reichskonserve" zu dienen, sondern will weiter an der Spitze meines Geschwaders einen Kampf führen, der fanatisch, ich möchte sagen heilig wurde in dem Augenblick, da der Feind deutschen Boden betrat.

Im Hauptquartier wird mir mitgeteilt, daß der Reichsmarschall noch nicht da ist und man rät mir, ruhig noch einen Spaziergang zu machen.

Ein Fliegerkamerad erzählt mir von der morgendlichen Großoperation gegen die Flugplätze der Alliierten im Westen. Auch der Leiter dieses Unternehmens berichtet von Planung und Verlauf dieses Luftangriffs. Obwohl ich „nur" von der Ostfront bin, bezweifle ich doch die Nütz-

lichkeit derartiger Operationen — „made in USA". Die Einflugstrecken waren genau und bindend angegeben und lagen zu allem Unglück teilweise in den Flugbahnen der V 1, wo natürlich stärkste feindliche Flak aufgestellt war. Trotz relativen Erfolges stellte sich bald heraus, daß unsere personellen Verluste sehr hoch waren, doppelt schmerzlich beim augenblicklichen Kriegsstand. Mein alter Fliegerkamerad Druschel und andere alte Hasen — darunter mehrere gute Verbandsführer, die jetzt schon so rar sind — kamen nicht mehr wieder. Eine derartige starre Angriffsausführung wäre in Rußland angesichts der Flakstärke vollkommen unmöglich gewesen. Nach meiner Meinung ist der ganze Angriff zu sehr auf US-Thesen aufgebaut, zu deren Durchführung uns aber der Reichtum an Menschen und Material fehlt. Wir müssen einen Krieg der armen Leute führen und den Masseneinsatz von Menschen und Material unseren reichen Gegnern überlassen. Der Zahlenrausch ist für uns tödlich: wir müssen nüchtern bleiben, nur das tun wozu unsere bescheidenen Mittel uns befähigen und durch Steigerung des persönlichen Einsatzes unseren materiellen Nachteil gegenüber dem Gegner wettmachen.

Am Nachmittag ist der Reichsmarschall noch immer nicht da, und ich suche einen Grund, um wieder weggehen zu können. Ein Kamerad des Hauptquartiers hilft mir dabei und der Schlachtplan ist kaum ausgearbeitet, als ein Anruf des Obersten von Below mich ins Führerhauptquartier ruft, „zu einer Tasse Kaffee!" Ich kenne den Kaffee schon zu gut, der augenblicklich im FHQ im Bezug auf meinen fliegerischen Einsatz eingeschenkt wird. Das Gespräch mit dem Obersten ist demgemäß vorsichtig und ausweichend. Bis er mir sagt, ich solle mit ihm gehen. Und einige Augenblicke später stehe ich dem Führer gegenüber, der mich auf Grund meines Einsatzes erneut auszeichnet, jetzt mit dem Goldenen Eichenlaub, „einer neuen — nun allerhöchsten — Tapferkeitsauszeichnung" Er befördert mich gleichzeitig zum Oberst. Als er aber erklärt, ich solle endlich mit dem Fliegen aufhören, ist meine Freude dahin und ich trete in „offene Rebellion". Die um den Führer versammelte Generalität macht zum Teil Gesichter, als ob der Schlag sie treffe bei meiner Einwendung, daß ich weder Auszeichnung noch Beförderung annehme, wenn ich nicht weiter mit meinem Geschwader fliegen darf. Und wie schon vorher oft, setzt sich auch dieses Mal die offen und freimütig geäußerte Meinung bei Adolf Hitler durch. Ich darf wieder weiterfliegen. Und jetzt wird auch der Reichsmarschall nichts mehr sagen können.

Nachher ist großer Vortrag über die Lage bei Budapest und ich bemerke wieder einmal, daß der Führer absolut falsch informiert ist und anscheinend garnicht weiß, wie durch offensichtlich verkehrten Einsatz von Menschen und Material manche Chance für uns verloren geht. In einer ausgedehnten Unterhaltung zu zweien gibt er mir Einsicht in die derzeitige Gesamtlage und nennt u. a. Einzelheiten über neue Waffenkonstruktionen. Im Nu entwirft er Skizzen und stellt Kalkulationen auf mit eingehenden Einzelheiten, die verblüffend sind. Zum Schluß erzählt er noch, daß er selbst die Urkunde zu meiner letzten Auszeichnung entworfen habe.

Nach der neuen Wochenschauvorführung nimmt mich der Reichsmarschall beiseite und bittet mich — wieder einmal — die Stellung des Generals der Schlachtflieger anzunehmen. Ich lache ihn freundlich an und sage ihm ebenso bescheiden wie nachdrücklich, daß ich — nach der neuerlich erteilten Fluggenehmigung durch den Führer — diesen Posten nicht übernehmen möchte. Am Abend sitze ich im Zug nach Berlin, es ist der Sonderzug aus dem Führerhauptquartier. Bevor ich fest einschlafe, denke ich noch einige Augenblicke an den heutigen Tag und seine Bedeutung. Meine erste Empfindung ist die Freude darüber, daß ich nun wohl unbehelligt weiter an der Spitze meines Geschwaders fliegen werde. Und damit kommt mir von selber der Gedanke an das Geschwader, das heute mehr als ich ausgezeichnet wurde. Denn mein persönlicher Einsatz ist ohne das Geschwader, ohne seinen hervorragenden Kampfgeist und beispielhafte Kameradschaft nicht denkbar.

1. Januar 1952.

Den ersten Tag des neuen Jahres oben auf dem Gipfel des Aconcagua, Amerikas höchstem Berg (7.040 Metern), zu begrüßen, ist also doch nicht gelungen. So begraben wir denn das Jahr 1951 in 4.300 Metern Höhe auf der „Plaza de Mulas“ („Maultierplatz“). Die 35 Kilometer von der letzten Ansiedlung bis zur Plaza de Mulas führen durch das Horconestal mit dem gleichnamigen Fluß auf steilen schmalen Steigen herauf. Im lockeren Bergschutt kommen nur die Maultiere vorwärts. Sie treten mit den Hinterfüßen genau in die Fußtapfen der vorderen.

Dieses Mal haben wir vom Kommandanten der Kaserne bei Puente del Inca zwei Soldaten mitbekommen, die uns große Dienste leisten. Wir entschließen uns, in „Plaza de Mulas“ zu übernachten. Dort steht neuer-

dings eine niedrige aber festgebaute Holzhütte zu unserer Verfügung. Außer den beiden Soldaten besteht unsere Gruppe diesesmal aus dem ehemaligen Immelmann-Bordschützen Dainz, dem Fliegerkameraden Müller, dem begeisterten Bergsteiger Dr. Morghen, und einer ebenso eleganten wie sportlichen Wienerin. Bevor wir uns für einige Stunden schlafen legen, lasse ich noch einmal den Blick über die wundersame Berglandschaft wandern. Unterwegs lassen die Anstrengungen der Eselreiterei und des Laufens in dem lockeren Schutt manchmal die Aufmerksamkeit für die Naturschönheit erlahmen. Auch die Luft wird immer dünner. Da konzentriert man sich nur noch auf den Willen zum Durchhalten und vertröstet sich auf „ruhigere" Augenblicke der Naturbetrachtung. Die Landschaft schillert in allen Farben, die gerade im letzten Tageslicht einen warmen Ton annehmen. Jede Vegetation fehlt, aber das Gestein, das wahrscheinlich sehr mineralhaltig ist, gibt der Landschaft eine betörend reiche Farbenpalette. Hier brennt ein unwahrscheinlich intensives Rot, da schimmert es plötzlich grünlich-blau auf, dann schlängelt sich ein gelber Streifen auf tiefstem Schwarz über das Gestein, einer riesigen Schlange gleich. Im nächsten Augenblick hat sich über alles ein goldgrüner Schimmer gelegt mit verstreuten Riesenflecken von Graubraun. Sogar in dieser einsamen Landschaft läßt sich der unermeßliche Reichtum Argentiniens wie ein gutbewahrtes Geheimnis vermuten und es dürften wohl nur Transportschwierigkeiten sein, die eine Ausnützung der Mineralvorkommen bis jetzt unmöglich machten.

Wir wollen um 1 Uhr in der Nacht starten, um rechtzeitig an den schwierigen Stellen zu sein. Ich trete vor die niedrige Hütte. Draußen ist Neumond, am dunklen Himmel leuchten unzählige Sterne.

2. Januar 1945.

Obwohl ich im Hauptquartier aufgefordert wurde, das Luftfahrtministerium zu besuchen, meide ich dieses sorgfältig. Ich bin da überhaupt sehr wenig hingegangen und war wohl zum letzten Mal Anfang 1943 dort, als ich mich zum Projekt „Panzerbekämpfung aus der Luft" meldete. Die Bevölkerung des Riesenbaus an der Hermann-Göringstraße gefällt mir ganz und gar nicht, und zweifelsohne liegt ein großer Teil der Verantwortung für die katastrophale technische Rückentwicklung der Luftwaffe seit 1940 in diesen unzähligen Büros in noch unzähligeren Akten begraben: nur der Himmel weiß, wieviel rettende Genialität hier den Papiertod fand.

Freunde und Bekannte gratulieren mir, aber eine festliche Stimmung kann kaum aufkommen: im Osten steht der Feind in Ostpreußen auf deutschem Boden, nördlich Memel bebt die Kurland-Front unter den gewaltigen Schlägen zahlenmäßig weit überlegener roter Armeen. Überall, an der Weichsel und an den Toren Warschaus poltern Schukow's Truppen gegen das Tor, das den Weg ins Herz Deutschlands öffnen soll, der Brückenkopf von Baranow ist eine ständige Bedrohung für unsere dortige Front und Budapest hat das Wüten des grausamen Straßenkampfes kennengelernt. Im Westen ist jeder neue Schlag der Alliierten gegen das Reich ein bedeutender Sieg der roten Armee. Von allen Seiten eingeschlossen und unter dem ständigen Bombenterror kämpft die deutsche Heimat erbittert und mit einem unvergleichlichen Mut um ihre Existenz. Es ist ein Kampf, für den es keine Auszeichnungen gibt, und manche deutsche Mutter hat in mancher Bombennacht einen Mut gezeigt, der bestimmt auf ein „goldenes Eichenlaub“ Anspruch erheben könnte. Gerade weil die Heimat, Mütter, Frauen und Kinder, weil der deutsche Arbeiter in den Rüstungsfabriken so namenlos viel leisten, müssen wir an der Front uns selber übertreffen und uns durch rücksichtslosen Einsatz der Unsumme von Mut, Entschlossenheit und Opferbereitschaft, die in unserer Heimat verkörpert liegt, würdig erweisen.

Abends habe ich eine längere Unterredung mit Ritter von Halt, der die Führung des deutschen Sports inne hat. Er erklärt, daß der Führer beabsichtige, mir nach dem Krieg die Führung des deutschen Sports zu übertragen. Ich kann dazu nur sagen, daß solche Sorgen mir im Augenblick mehr als theoretisch und fragwürdig erscheinen.

Berlin erlebt heute wieder einen schweren Luftangriff. Obwohl ich kein Berliner bin, erfüllt es mich doch mit Stolz, wie diese Stadt ihr Schicksal trägt und wie viel Mut und überlegenen Humor sie zeigt. Man wird später sicherlich einwandfrei feststellen können, daß Berlin zwar nicht die größte, nicht die schönste, nicht die lustigste, aber wohl die mutigste Stadt der Welt ist.

2. Januar 1952.

Kurz nach Mitternacht gibt es einen Heidenlärm. Die Soldaten fuchteln wild mit Taschenlampen rundherum, denn die Maulesel haben sich selbständig gemacht. Wir müssen vorsichtig mit unseren Taschenlampen umgehen und dürfen die Esel nur von rückwärts beleuchten,

denn werden sie angeblendet, sind sie auf einmal flink wie die Gazellen verschwunden. Weil ich ja doch nur ein Anfänger in der „Eselei“ bin, überlasse ich die Suchaktion den Soldaten. Aber es wird kaum möglich sein, um 1 Uhr zu starten, und damit ist unser Erfolg in Frage gestellt. Ich fühle mich auf einmal müde, denn ich habe die Vorbereitung und Organisation dieser Bergtour alleine durchführen müssen und dies sowie die Fahrt von Córdoba nach Puente del Inka — tausend Kilometer hinter dem Steuerrad — machten sich bemerkbar. Wer einen Gipfel besteigen will, soll vorsichtig, sparsam und weise mit seinen Kräften umgehen, und deshalb lege ich mich wieder schlafen.

Erst um halb fünf sind die Esel zurück, aber Dainz und Müller können nicht aufstehen. Auch mir ist nicht sonderlich gut. Wir haben in 24 Stunden die 40 Grad von Córdoba vertauscht mit den minus 10 Grad hier oben und das ist anscheinend etwas zu viel. Ich zwinge mich zum Essen und sehe verwundert zu, wie unsere Begleiterin und Dr. Morghen — beide kommen aus der Ostmark — es sich schmecken lassen, als säßen sie im eigenen Wohnzimmer: die Balkanvölker sind eben abgehärtet ... sinniert ein Schlesier bleich vor sich hin.

Wir starten in der stockfinsteren Nacht und unser Nahziel ist die Hütte „General Perón“ in 6.000 Metern Höhe, etwa 1.700 Meter über unserem Ausgangspunkt. Je höher wir kommen, desto langsamer werden unsere Bewegungen. Aber dieses Mal sind wir bestimmt zu spät gestartet. Im vorigen Jahr schafften wir es bis 6.800. Dann war es aus. Glücklicherweise wird oben die Luft so dünn, daß jeder mit seinem Atem spart und infolgedessen wenig gestritten werden kann. Die da meinen, der Mensch werde auf den hohen Bergen irgendwie weltentrückt und deshalb „großmütig und über den Dingen stehend“, irren sich wohl sehr. Je höher der „Andinist“ steigt, um so gereizter scheint er zu werden. Im vorigen Jahr war ich mit einem guten Freund bis auf 6.800 gekommen, als es Zeit wurde, zurück zu gehen. Ich drehte mich nach ihm um und sah, wie er lustlos auf einem Felsblock saß, den Fotoapparat in der Hand. Als ich näher kam, stellte ich fest, daß er eingeschlafen war. Ein wenig energisch schlug ich ihm auf die Schulter, um ihn zu wecken und sagte „Halloh“. Er öffnete kurz die Augen, schlug genau so energisch zurück und — schlief weiter. Es ist also nicht nur das Wasser, das schon in dieser Höhe bei 60 Grad kocht — aber auch schnell wieder abkühlt. Merkwürdig ist auch, wie der Bergsteiger mit sich selber zetert, je dünner die Luft wird. Ich glaubte anfänglich, es ginge nur

mir so. Nachdem ich die falsche Scham überwand und mit anderen darüber sprach, stellte ich fest, daß es bei jedem Durchschnittsbergsteiger so ist, daß, je höher er steigt, und je knapper die Luft wird, um so dümmer die Fragen werden, die er sich selber stellt. „Was machst Du überhaupt hier? ... Wärst Du doch unten geblieben ... Dein Kollege ist bestimmt wütend auf Dich, denn er sagt sich: weil der verrückte Hund noch weiter will, soll ich nun auch mit „hops“ gehen ...“

In diesem Dämmerzustand überkommt es einen so ähnlich, wie wenn man mit einem beschädigten Vogel über Feindgebiet kreist, um ausfindig zu machen, wo der abgeschossene Kamerad gelandet ist, den man herausholen will. Es ist die gleiche Art von Gedanken, die einem den Kopf durchkreuzt, nur jagten sie sich damals blitzschnell, während es hier oben Minuten, ja Viertelstunden dauert, je nach dem Grad der Erschöpfung. Aber auch oben auf dem Berg setzt sich dann endlich doch wieder der Wille durch: ich habe mir vorgenommen hinaufzuklettern, also los! Dann reicht die Willenskraft wieder für eine Stunde, mal mehr, mal viel weniger, und dann setzt man sich wieder hin und der Zirkus beginnt von vorne. Ein komfortabler Sport ist das Bergsteigen, zumindest am Aconcagua, bestimmt nicht ...

Dieses Mal müssen wir es schaffen. Es ist aber schon weit nach neun Uhr, als wir endlich die Hütte „General Perón“ erreichen, um 20 Minuten auszuruhen. Programmgemäß hätten wir hier spätestens um 6 Uhr ankommen sollen. Alles ist jetzt von der Wetterlage abhängig: haben wir Glück, dann können wir es noch gerade schaffen. Ich bin hundemüde und kann trotzdem nicht schlafen. Hoffentlich bleibt das Wetter gut ... hoffentlich bleibt das Wetter gut ... dieser Gedanke kehrt jede halbe Minute in irgendeiner Form wieder. Wir brechen auf, unser nächstes Ziel ist die Hütte „Eva Perón“ in 6.600 Metern Höhe. Es sind also „nur“ 600 Meter. Die ersten Schneefelder zeigen sich und das ist kein günstiges Vorzeichen. Nur langsam und Kräfte sparen für den letzten Teil, den steilsten, denn die jetzigen Anstrengungen sind nur ein Kinderspiel verglichen mit den letzten 200 Metern. Als wir bei der Hütte ankommen, stellt sich heraus, daß wir gar nicht hinein können, weil sie vollkommen verschneit und vereist ist. In der Ferne ragt der 6.800 Meter hohe Mercedario auf, tief unter einer glitzernden Schneedecke verborgen.

Ich wage unter diesen Umständen kaum, zum Himmel hinauf zu blicken, denn es kann uns dort eine Unglücksbotschaft erwarten. In

80 Kilometern Entfernung dehnt sich der Pazifik endlos aus. Und aus dieser Endlosigkeit kann urplötzlich die Überraschung über uns hereinbrechen und jeden weiteren Versuch vereiteln. Der Schutt wird sehr weich und die Prothese dringt tief hinein. Ich mache fünf Schritte, dann Pause. Der Schutt wird weicher, die Prothese sinkt tiefer, vier Schritte, dann Pause. Dr. Morghen macht noch seine fünf, die Gebirgsjäger ebenfalls. Das Herausziehen der Prothese wird bei jedem Schritt schwieriger. Die Erde da unten will mich nicht loslassen und hat im Holzfuß ein billiges Opfer gefunden. Weiter ... ruhen ... weiter ... der Puls macht 160—170 ... weiter ... das Herz läuft wie eine toll gewordene Uhr ... weiter ... den Kopf nur nicht zu tief herunternehmen ... ich höre das Blut in den Schläfen und am Hals entlang poltern, wie Hammerschläge dröhnt es ... weiter ...

Meine Augen suchen unablässig große Steine, es sind wahre Brückenköpfe um das andere Ufer des zähen Willens besetzen zu können ... Manchmal balanciere ich wie ein verlangsamter Zirkusartist auf so einem Steine ... dann gleite ich aus ... dieser blöde Holzfuß ... Drei Schritte bis zur Pause ... und immer längere Ruhepausen. Dr. Morghen und die Soldaten setzen sich weiter ab, fünf Meter ... zehn Meter ... fünfzehn, zwanzig, fünfundzwanzig Meter ... Ich setze mich auf einen Steinblock, schnappe nach Luft und hebe dabei den Kopf: da, gerade über mir, in tausend schillernden, spöttischen Farben ziehen Kumuluswolken vom Pazifik heran. Also doch ... ich schaue auf meine Uhr: 1 Uhr ... ob sie noch richtig geht? Zwischen 12 und 15 Uhr, das ist die übliche Spielzeit der stürmischen Gewalt, die vom Pazifik herbraust und schon manchem Aconcaguasteiger ein grausames Ende bereitete.

Umkehren? ... Nein, die anderen sollen wenigstens versuchen nach oben zu kommen ... angeblich liegt eine nordamerikanische Fahne auf dem Gipfel. Die Soldaten haben zwar Anweisung bekommen, nicht bis oben zu gehen, aber für einen rechtgesonnenen Argentinier sind die „Stars and Stripes“ schon eine verlockende Beute, von uns selbst gar nicht zu reden!

Vielleicht wird der Witterungsumschlag nicht allzu plötzlich sein ... weiter ... jetzt bin ich auf über 6.900 Meter angelangt. Dr. Morghen ist mindestens 60 Meter voraus ... über mir ragt der Gipfel ... die Kumuluswolken werden dunkler und dunkler. Jetzt kann auf einmal, urplötzlich, die Gewalt ausbrechen ... Dr. Morghen hat nur

noch wenige Meter ... ich brauche noch eine Stunde ... die Soldaten sind wahrscheinlich schon oben ... Ich mache noch ein paar Meter ... weiter ... weiter ... dann schaue ich wieder zum Himmel hinauf und sehe wie die Kumuluswolken mit zunehmender Heftigkeit einander jagen.

Dr. Morghen und die Soldaten sind schon in Wolkenfetzen verschwunden ... ich spüre, daß Unheil droht. Und in der selben Sekunde ist jeglicher sportliche Ehrgeiz verschwunden, weicht einer inneren Stimme, die da sagt: Du hast noch etwas anderes zu tun als Berge zu erklettern ... Es fehlen nur noch 60 Meter für mich ... in einer Stunde könnte ich es schaffen ... Aus! Zurück! Verlaß Dich nicht auf Deinen Ehrgeiz, sondern gehorche Deinem Instinkt ... Sport muß Sport bleiben. Auf einmal spüre ich wieder Kräfte, sie müssen ihren Ursprung in dem gefaßten Entschluß finden. Schon rufe ich nach Dr. Morghen und den Soldaten und wundere mich über die plötzliche Kraft meiner Stimme. Die Wolken werden größer, schwärzer, kommen tiefer. Um Dr. Morghen und die Soldaten jagen wilde Wolkenfetzen ... es war die höchste Zeit ... oder ist es schon zu spät? Die Sicht wird so schlecht, daß die drei teilweise meinem Blick entschwinden ... durch Rufen bleibt Verbindung zwischen uns bestehen. Ab und zu kann ich nur auf allen Vieren weiterkommen ... wenn der Sturm bloß nicht stärker wird!

Todmüde erreichen wir gegen neun Uhr abends die schützende Hütte.

3. Januar 1945.

Von Tempelhof starte ich nach Görlitz, denn ich möchte bei meinem Kind wenigstens ein paar Stunden verbringen. Dort wartet Rothmann, mein erster Wart, auf mich. Er war inzwischen für ein paar Tage auf Urlaub und ist nun der erste Gratulant des Geschwaders. „Haben Se fein gemacht, Herr Oberst-Leutnant ... Herr Oberst meine ich!“ Was ich fein gemacht habe, ist mir nicht ganz klar, aber ich sehe jetzt in Rothmann das ganze Geschwader vertreten. In Görlitz ist die dortige Fliegerschule mit einer Abordnung unter der Führung ihres Kommandeurs Oberstleutnant Rumpel zur Gratulation auf dem Platz angetreten. Und dann gehe ich nach Hause. Abordnungen aller Art sind hier anwesend, aber ich schlage mich schnellstens durch zu meinem Sohn, der zwei Jahr alt mit großen Augen das fremde Treiben um sich herum beobachtet. Während ich ihn küsse, kommt mir der Gedanke, ob auch er

eines Tages das Drama einer Massenflucht erleben wird, sowie ich es in Ostpreußen sah.

Und im gleichen Augenblick habe ich auch schon den Entschluß gefaßt, auf keinen Fall länger als einen Tag hierzubleiben. Es hat wohl keinen Sinn zu versuchen, daheim dies näher zu erklären, denn das Argument würde nur im höchsten Maße beunruhigend wirken. Am Nachmittag gibt es einen schnellen Besuch bei den Eltern, der Rundfunk hat sie schon über die neuerliche Auszeichnung unterrichtet. Mutter strahlt und sagt nur: „Mein Mausi, gut, daß Du wieder da bist!" Und ich sage ihr zur Antwort nur ihren Kosenamen: „Mienlein". Dann ist der Vater an der Reihe. Kerzengerade steht er vor mir, seine Augen fest in den meinen. Er ist kein Mann von hochtrabenden Worten. Als er mir einen Kuß auf die Stirn drückt, sagt er leise: „Sei dem lieben Gott dankbar, daß Er dich immer so behütet!" In der Kindererziehung war Mutter immer der aktivere Teil, denn auch die Schläge kamen von ihr. Aber Vaters Ernst und manchmal tiefe Weisheit rückte immer die Dinge mit wenigen Worten in ihr wahres Verhältnis, ohne jegliche Pedanterie.

Während wir Kaffee trinken, erscheint die Musikkapelle vom Bergwerk. Ich freue mich riesig, denn während meiner Schulzeit habe ich in diesem Werk einmal ein paar Monate lang unter Tag gearbeitet. Unser Dorf war rot, und als „höherer Schüler" wurde ich von den Grubenarbeitern oft „angeödet", daß ich nichts von ihrer Arbeit und ihren Sorgen wüßte, um drei Uhr Nachmittags die Schultasche hinschmisse und auf den Sportplatz ginge. Da faßte ich eines Tages den Entschluß, während der Ferien unter Tag zu gehen. Die Nachtschicht war fürchterlich, denn ich konnte zunächst tagsüber nicht schlafen. Ich fing als Schlepper an und mußte dann die Produktion des Hauers wegbringen. Anfangs waren meine Gedanken nur schwer in den schmalen Gang hineinzuzwingen und infolgedessen kam mein Kopf dauernd in unsanfte Berührung mit der Wand. Oft kam ich nach Hause, ging in die Badeanstalt, aber kam da nicht weiter als mich halb auszuziehen, denn ich schlief gleich ein bis die Badefrau kam und mir trocken mitteilte: „Sie, ich muß hier schließen!" Aber ich denke gerne an diese Zeit, sie hat mich den Kumpels sehr nahe gebracht. Schon als ich als Leutnant mit dem Ritterkreuz nach Hause kam, zeigten sie mir ausnahmslos ihre Achtung, indem sie mich duzten. Sie waren immer stolz auf mich, nicht wegen des Ritterkreuzes, sondern weil ich der „Pastorjunge" war „der uns im Bergwerk gezeigt hat, daß er ein Kerl ist". Es ist keineswegs so, daß sie aus-

nahmslos ihre politische Überzeugung geändert hätten, aber darüber hinaus sind eben die rein menschliche Bindung und gegenseitige Achtung das Geheimnis unseres kameradschaftlichen Verhältnisses. Wir sprechen recht offen über die Kriegslage und ich betone, daß es uns an der Front nur möglich ist den erbitterten Kampf fortzusetzen, weil die Heimat, ihre Arbeiter und Arbeiterinnen, unerschrocken weitermachen im Bewußtsein, daß der Krieg schon längst jeden ausschließlich politischen Akzent verloren hat und nunmehr ein absoluter Existenzkampf für die Nation und für den Einzelnen geworden ist. In wenigen Stunden werden sie wieder ihre Arbeit antreten, da unten im dunklen Schoß der Erde, und auch dieser Einsatz gilt einzig und allein Volk und Heimat. So sind auch diese Bergkumpels nur ein neuer Ansporn, so schnell wie möglich wieder zum Geschwader zurückzukehren und dasselbe zu tun, was sie seit Jahr und Tag erfüllen: unsere Pflicht.

In den Abendstunden wird mir noch eine feierliche Kundgebung zugedacht und bei dieser Gelegenheit sehe ich viele alten Freunde und Bekannte wieder. Auch hier sind die Unterhaltungen ernst gestimmt und tritt überall der gleiche harte Wille zum Durchhalten zu Tage. Ich nehme mir vor, den Kameraden draußen zu berichten, wie heute trotz schwerster Gegenschläge und größten Bedrängnisses gerade bei den schlichten Volksschichten die innere Sauberkeit erhalten geblieben ist und der schweigsame Entschluß, auch einen anscheinend aussichtslosen Kampf fortzusetzen, weil nur so die Zukunft der Nation und die Achtung vor sich selbst erhalten werden kann. Diese Menschen stehen in erfreulichem Gegensatz zu manchem uniformierten Miesmacher, der die eigene Feigheit oder Weichheit hinter einem nachdenklichen Gesicht zu tarnen versucht oder gar — wie wir mehrfach feststellen mußten — sich nicht davor scheut, dem eigenen Volk, der eigenen Kriegsanstrengung direkt oder indirekt in den Rücken zu fallen.

Es dauert lange, bis ich einschlafen kann, und ich stehe zwischendurch wieder auf um dieses und jenes aufzuschreiben. Und dabei reihen sie sich nebeneinander, der Bub und die Kumpels, die Eltern und das Geschwader, die deutschen Arbeiter im Schützenloch oder hinter der Drehbank, die vielen Millionen Menschen deutschen Blutes die in diesem Augenblick überall für Deutschland arbeiten, kämpfen und sterben. Vielleicht werden wir es noch erleben, vielleicht auch nicht, aber sicher wird eines Tages dieser vergleichslose Kampf gewürdigt werden, wie eine große Riesenschlacht der Thermopylen mit Tausenden wie Leonidas,

namenlos aber nicht weniger heldenmütig. Gäbe Gott, daß kein einziger Ephialtes durch feilen Verrat diesen beispiellosen Mut eines ganzen Volkes um seine Früchte bringt.

3. Januar 1952.

Gegen neun Uhr abends sind wir auf die „Plaza de Mulas“ zurückgekehrt. Unsere Stimmung ist nicht besonders gehoben, weil es schief gegangen ist. Der Aconcagua ist und bleibt ein zäher Bursche und ist nur bei einem Zusammentreffen der verschiedensten günstigen Faktoren zu schaffen. Wichtig ist vor allem Akklimatisierung an die Höhe, aber die dazu nötige Zeit von 14 Tagen bis drei Wochen habe ich ja nie. Wer außer uns versuchte es in drei Tagen ...? — Heute hatten sich Dainz und Müller etwas besser gefühlt und waren bis 5.000 Meter geklettert. Wenn wir uns nicht beeilen, können wir unser anspruchsvolles Reiseprogramm nicht einhalten. Wir werden darum morgen in aller Herrgottsfrühe losziehen.

4. Januar 1945.

Frühmorgens werde ich von einem Kinderchor geweckt, der ein Ständchen bringt. Dutzende von Kinderaugen schauen mich groß an wie ein Wundertier, aber nach wenigen Worten ist das Eis geschmolzen und es stürzen unzählige Fragen auf mich ein. Es ist leichter die Fragen eines Bäckergesellen nach dem Prinzip des Strahljägers zu beantworten als diese Kinderfragen. Dann verabschiede ich mich von meiner Familie und wenige Augenblicke später nehmen wir Kurs Wien, Richtung Ungarn. Wie so oft wenn ich am Steuerknüppel meiner guten Gefährtin, der Ju 87, sitze, sinne ich über das in den letzten Tagen Erlebte nach. Ich muß jetzt wohl glauben, auf dem Höhepunkt meines Einsatzes als Stukaflieger angelangt zu sein. Aber irgendetwas sagt mir, daß dies nur bedingt wahr ist, denn der absolute Höhepunkt wäre schließlich nur da, wenn das Ziel, für das ich gekämpft habe, erreicht wäre und dieses Ziel kann nur der Sieg der deutschen Waffen sein, und der scheint noch so fern. Nichts destoweniger bildet das Ereignis im F. H. Q. gewissermaßen einen Schlußstrich in meiner bisherigen Entwicklung. Der Krieg und seine Ereignisse haben mich als Menschen aus einer normalen Laufbahn herausgeschleudert. Wie hätte meine Entwicklung ohne Krieg ausgesehen? Ich

wäre ein braver Leutnant gewesen, mal Staffelkapitän geworden und vielleicht sogar Gruppenkommandeur. Wenn ich allerdings an die Zeit vom ersten September 1939 bis Ende Juni 1941 und an die damalige Haltung und Beurteilung meiner Vorgesetzten denke, so scheint es mir sogar fraglich, ob ich überhaupt dieses Ziel erreicht hätte. Dann begann ein meteorhafter Aufstieg, andere Normen setzten sich durch. Althergebrachte Begriffe mußten als Ballast über Bord geworfen werden, und der Krieg und seine Entwicklung revolutionierten mein Leben. Diese Revolution fing in dem Augenblick an, als ich im Flakfeuer über der Bucht von Kronstadt spürte, wie jeder Muskel in meinem Körper, jede Regung in meinem Kopf gestählt wurde durch den Anblick des Schlachtschiffes „Marat".

Dann begann in allen Gliedern das Hämmern: „Treffen ... Du mußt ihn treffen ..." Dieses Hämmern war überall, es klopfte in meinem Blut, in meinen Gliedern, es polterte in meinem Kopf und es tanzte einen wilden Feuertanz vor meinen Augen. Es hörte auch nicht auf, als ich in steilem Winkel hinunterstürzte, in höchster Geschwindigkeit durch das Einziehen der Sturzflugbremsen und so dicht auf das vor mir stürzende Flugzeug losraste, daß ich in die vor Schrecken geweiteten Augen des Bordschützen sehen konnte. „Du mußt ihn treffen ... Du mußt ihn treffen ...!" hämmerte es in mir, als mein Kopf mir sagte, ich sollte wenigstens aus tausend Meter Höhe die Tonnentombe abwerfen, weil ihre Wirkung sonst mein eigenes Flugzeug zerreißen würde. Ich stürzte tiefer, siebenhundert, sechshundert und als es plötzlich nur noch dreihundert Meter waren, wußte ich, daß es nach unseren Erfahrungen sehr schwer sein würde, die Maschine noch rechtzeitig abzufangen. Aber im Augenblick, wo ich die 1 000-Kilo-Bombe auslöste w u ß t e ich, daß ich das Schicksal der „Marat" besiegelt und die „Marat" mein Schicksal besiegelt hatte. Ob das ethisch gesehen wertvoll oder minderwertig ist, steht hier nicht zur Debatte, aber Tatsache ist, daß nicht nur der Einsatz sondern auch der Erfolg bestimmend waren für die revolutionäre Wendung in meinem Leben. Von diesem Augenblick an war alles anders und dieser innerliche Prozeß wurde noch beschleunigt durch die vielen, die schon damals sagten: „Der macht's nicht lange!"

In demselben Maße, mit dem ich langsam meinen Kameraden gegenüber immer mehr auftaute und in ein wirklich herzliches Verhältnis zu meinen Mitmenschen kam, ergab ich mich andrerseits ganz meiner fliegerischen Rebellion. Schon als Junge hatte ich immer größtes Interesse für Technik, Maschinen, für alles Mechanische, aber auch

schon damals wurde das Verhältnis zu diesen Dingen immer von mir selber bestimmt und ich betrachtete zunächst noch unbewußt den Menschen als den Kern- und Mittelpunkt aller Dinge, auch der Technik. Und wenn gesagt wurde — ohne auch nur den geringsten schlechten Willen — „Der macht's nicht lange", so entsprang das zum größten Teil dem modernen Gesichtspunkt des „technisch Möglichen". Diese Gefahr, das „technisch Mögliche" zur höchsten Richtschnur für Einsatz und Kampfart des Menschen zu machen, diese Neigung, sich von der Technik die Grenzen des Wollens und Wagens vorschreiben zu lassen, nahm ich mir vor, bis aufs Messer zu bekämpfen. Schon damals, Anfang 1942, war unsere Ju 87 veraltet, zu langsam, und was nicht alles mehr — kurz gesagt — absolut unmodern für den „modernen Krieg". Schon damals bestand die Neigung, den Akzent vom Flieger auf die Maschine zu verlegen; heute ist der schnellste Feindjäger ungefähr 400 Kilometer schneller als die Ju 87, auch die russische Jak 3; heute schieße ich noch mit meinen Kameraden Panzer ab und zerstöre Brücken mit einer Ju 87.

Es bedeutete die totale Verneinung abendländischen Geistes, wollten wir uns widerstandslos von der Maschine, von der Materie das Gesetz des Handelns vorschreiben lassen. Unser Kampf muß eine ständige Rebellion gegen dieses sich schon festsetzende Gesetz des „technisch Möglichen" sein, um zu verhindern, daß der Mensch und seine Seele, und das heißt im Kriege der Soldat und sein Einsatzwille und Kampfesmut nur noch auf Grund von Stundenkilometern und Pferdekräften berechnet werden. Sonst hätte ein Krieg gegen den brutalen östlichen Materialismus oder gegen den verfeinerten westlichen Materialismus gar keinen Sinn. Bis heute bin ich diesen Weg gegangen, zusammen mit meinen Kameraden, deren viele ihr junges Leben ließen. Wir sind nur ein kleines Häuflein, gegenüber der großen Masse. Und je ernster das Stadium des Krieges wird, je mehr hinter aller Feierlichkeit, hinter dem überlegenen Lächeln der Fachsimpelei sich die Feigheit verbirgt: „Im heutigen Stadium der technischen Entwicklung ist es unmöglich, vom fliegenden Personal zu fordern, daß ...", umsomehr haben wir uns grimmig entschlossen, mit unserem Einsatz und mit dem entsprechenden Erfolg zu zeigen, daß auch jetzt noch der Mensch, der Soldat, sein Mut und Einsatzwille entscheidend sind. Und wenn von einem Beispiel für die Jugend gesprochen wird, so will ich, daß sie, die in zunehmendem Maß den Kampf um die Vormachtstellung

zwischen Mensch und Technik erleben wird, unwiderlegbare Beweise zu Gunsten des Menschen erhält. Gerade der jetzige Stand des Krieges bringt es mit sich, daß wir von vornherein verloren sind, wenn die „Technokraten“ ihren Standpunkt durchsetzen könnten, denn dann wird nicht Mannesmut Voraussetzung für den Soldaten bleiben, sondern technische Pfiffigkeit und technisch verbrämte Drückebergerei wird um sich greifen.

4. Januar 1952.

Bis 2.800 Meter sind wir, meistens auf den Rücken der Esel, nach unten geschaukelt. Die Esel wittern den Stall dort unten und geben keinerlei Anlaß zu Klagen. Je weiter wir nach unten kommen, um so mehr sehen wir hier und da tapfere Versuche einer mageren Vegetation, ihren Platz unter der Sonne zu behaupten, meistens in irgendeinem Felsenriß. Aber auch so, ohne Vegetation, ohne üppiges Grün und Bäume bezaubert die Berglandschaft. Bei der „Puente del Inca“ — einem historischen Rastplatz der früheren Incas — breiten sich vor unseren Augen die Kasernenkomplexe aus, die einen sehr freundlichen Eindruck machen. Wir geben unsere Esel ab und bedanken uns herzlich beim Kommandanten. Von den Soldaten verabschieden wir uns ganz speziell: es waren flinke, wackere Burschen, und obwohl nur einer aus der Berggegend war und der andere aus dem fast subtropischen Salta stammte, haben sie sich beide als ausgezeichnete Bergsteiger bewährt.

Wir steigen um in den Wagen und nun geht es in aller Vorsicht bergab nach Mendoza.

5. Januar 1945.

Während ich auf unserem derzeitigen Flugplatz in Kemenet—Sankt Peter lande, steht schon das ganze Geschwader angetreten, soweit es sich nicht gerade im Einsatz befindet. Begrüßung und herzliche Gratulationen folgen. Ich muß natürlich eine kleine Rede halten, und obwohl es mich drängt, Einsicht in die Lage zu bekommen, will ich meine Kameraden nicht enttäuschen. In der kurzen Ansprache sage ich dann meiner verschworenen Gemeinschaft, daß diese einmalige Auszeichnung dem Geschwader gehört, denn ohne das Geschwader wäre sie nicht möglich gewesen. Darum danke ich jedem einzelnen, wo immer er heute

auch stehen mag, für seine Leistung für dieses, unser geliebtes „Immelmanngeschwader“. Aber jede Auszeichnung ist nicht nur Anerkennung, sondern auch Verpflichtung für die kommende Zeit, und weil unser Volk und sein Führer noch mehr von uns erwarten, wollen wir sie nicht enttäuschen, sondern mit noch größerer Zähigkeit und festerem Pflichtbewußtsein unseren Dienst für Deutschland und Europa tun.

Nachher gehe ich durch die Unterkünfte und spreche mit vielen von ihnen. Natürlich wird überall gefragt nach der „Stimmung oben“. Ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen, erzähle ich ihnen, was ich „oben“ und „unten“ gehört und erfahren habe, denn ich habe immer zu allen ein offenes Wort sagen können und bin ein scharfer Gegner von Schönmalerei. Unser Geschwader hat ein so gerades und starkes Rückgrat, daß es die Wahrheit, auch die unschöne, unheimliche, bittere Wahrheit immer gut ertragen hat, gerade in den Stunden der übelsten Rückschläge oder schwärzesten Niederlagen. Wir haben immer aus der Erkenntnis der bitteren Wahrheit grimmigere Entschlossenheit entnommen.

Am späten Abend sitze ich mit den Offizierskameraden zusammen und wir trinken dabei den von der Luftflotte zur Feier gestifteten Sekt. Die Flotte hatte angekündigt, „die gigantischste Sektkiste“ zu schicken, weil ich „die gigantischste Einsatzzahl“ habe. Ich muß auch unbedingt einen Schluck trinken, und sehe es den Jüngeren förmlich an, wie gern sie möchten, daß ich auch mal etwas tiefer in die Kanne steigen würde. Ein „alter Hase“, erzählt dann unter allgemeinem Lachen, wie „man“ schon mal probiert habe mich „herunter“ zu holen, damals im Winter 1943 in Kirowograd. Der Anlaß waren die „Schwerter“. Die Flotte hatte eine Kiste Hennessy geschickt und die Kameraden ließen mit ihrer Stichelei nicht nach, bis ich auch ein Glas, dann zwei und schließlich sogar dreiviertel Flasche getrunken hätte. Bald darauf wäre ich feierlich und schweigend mit verzogener Miene aufgestanden und wie ein Hecht in mein Bett gesprungen. Morgens früh fühlte ich mich ausgesprochen schlecht, stand auf, lief zehn km im Dauerlauf, badete mich heiß, und stieg in den Vogel. Nachdem ich schon fast eine Stunde in der Luft war, wären die anderen aufgestanden und jeder wäre sich klar darüber gewesen, „der Alte kommt heute nicht“. Etwas später landete ich und brachte den verwunderten Kameraden die Ergebnisse meiner Frühaufklärung. Und der lustige Redner beschloß seine Erzählung mit den Worten: „Sogar die hochangesehene Familie Hennessy und deren

vorzügliches Produkt vermochten es nicht, unseren Alten herunterzuholen. Er schoß an diesem Tage entgegen jeder würdigen Hennessytradition ... drei Panzer ab ... Wo kommen wir dahin, mit derartig barbarischen Sitten und Gewohnheiten ... o tempora ... o mores ...!"

5. Januar 1952.

Mendoza ist eine landschaftlich ideal gelegene Stadt, die sich ihres Ruhms als Touristenzentrum würdig erweist. Es ist die Hauptstadt einer Weinbauprovinz, die ihresgleichen in ganz Südamerika nicht findet. Kenner behaupten, die Mendozaweine könnten es leicht mit den guten französischen Weinen aufnehmen und nur die kleine französische Spitzenklasse soll hier fehlen, ist aber auch in Frankreich selten. Die jährlich wiederkehrenden Weinlesefeste werden mit Glanz und Schwung gefeiert und nicht selten vom Präsidenten der Republik eröffnet.

Wir wohnen bei einer ostpreußischen Familie, die sich in zwanzig arbeitsreichen Jahren eine bescheidene Existenz aufgebaut hat. Es ist unvermeidlich, daß auch an diesem schönen, duftenden Sommerabend das Gespräch sehr schnell auf den endlosen Leidensweg Ostpreußens kommt. Manchmal stockt das Gespräch und in der Dunkelheit folgen die Augen der zierlich leuchtenden Bahn der Glühwürmchen.

6. Januar 1945.

Was die Rohstoffe betrifft, so ist unser größter Engpaß zweifellos der Sprit. Gute und vertrauenswürdige Kameraden der Panzerwaffe, mit denen ich hier im Osten oft hervorragend zusammengearbeit habe, erzählten mir von der Invasionsfront, wo letzten Endes die Alliierten ihren Durchbruchserfolg aus der Normandie der Tatsache verdanken, daß unsere Panzer aus Spritmangel meistens unbeweglich waren und als „Artillerie" eingegraben wurden. In den langen Wochen, als der alliierte Brückenkopf keine größere Tiefe als 25 km besaß und die erfahrenen Rußlandpanzerleute um Durchbruchserlaubnis baten, wurde diese immer abgelehnt mit der Begründung: Spritmangel. Und in genau derselben Zeit flog in Paris, infolge unvorstellbarer Fahrlässigkeit unser größtes Benzinlager in die Luft.

Jetzt ist die Situation im Bezug auf Brennstoff wirklich sehr ernst, denn auf dem Bahnhof in Wien wurden unsere letzten Spritzüge durch

amerikanische Jabo's zusammengeschossen. Der technische Offizier und Fridolin machen besorgte Gesichter, weil unsere Vorräte verschwindend gering sind. Wir haben sogar wieder mal die eisernen Bestände, die uns notfalls das rechtzeitige Abbauen erlauben, angebrochen. Der T. O. erklärt, das Korps informiert zu haben, aber dieses hat noch „keine Sondermeldung" von sich gegeben. Ich rufe selber den kommandierenden General an, der mir mitteilt, daß auch das Korps nur wenig hat, aber morgen so oder so in irgend einer Form helfen wird.

6. Januar 1952.

Wir fahren auf der „Ruta 42", die genau parallel zu den Kordilleren verläuft. Die großen nationalen Autostraßen haben in Argentinien, im Gegensatz zu den provinzialen Straßen, alle eine Nummer. Die Route 42 führt, mit einigen Unterbrechungen, von Mendoza aus nach dem Süden. Wir passieren San Rafael und ringsum ziehen sich reifende Weinberge, soweit das Auge reicht. Vor Sosneado platzen in kurzer Folge vier Reifen, so daß nichts anderes übrigbleibt, als sie vollkommen zum Teufel zu fahren. In Malargue sollen ehemalige Atlantikwallbauer flämischer Herkunft mit Straßenbau beschäftigt sein, bis dahin müssen wir kommen. Es ist aber ein Feiertag, denn gerade das Dreikönigsfest wird in Argentinien groß gefeiert. Vor einem Hause sitzt ein alter Mann, der fast wie ein Deutscher aussieht. Er hilft uns. Neubereift geht's weiter. Auf den Hochplateaus weiden einsame Ziegenherden, dann tauchen wilde Straußenherden auf. Die Straße ist teilweise sehr schlecht. In Butaranqui, einem Ort von zehn bis zwölf Häusern, versuche ich Sprit zu bekommen. Kein Tropfen vorhanden, aber es ist auch schon Nacht. Der nächste Ort liegt 80 km weiter. Die Vorsicht rät also dazu unser „faltbares Hotel" aufzuschlagen. Wir schlafen wie die Murmeltiere.

7. Januar 1945.

Das schlechte Wetter hat angehalten und jetzt werden die Roten versuchen sich das zu Nutze zu machen. Wir sind manchmal auch bei 50 Meter Wolkengrenze geflogen und mußten dann höllisch aufpassen beim Bombenwurf, da unsere Maschinen nicht selten durch eigene Bombensplitter beschädigt wurden. Aber heute kann von Starten keine Rede sein: ich darf nur Sprit verbrauchen, wenn auch die Wetterlage einen

wirklichen Erfolg wahrscheinlich macht. Wir führen wahrhaftig den Krieg der armen Leute und da kann es mich rasend machen, wenn ich wieder einmal höre, wie heute, daß Transporte völlig falsch geleitet wurden und der angebliche Irrtum so grob ist, daß eigentlich nur Absicht dahinter stehen kann. Diese Auflösungserscheinungen, die man bei der Truppe nicht kennt, sind noch gefährlicher als unsere Armut. Die bedrängte Lage, in der wir uns befinden, hat auch in Deutschland selber anscheinend einige Ratten aus ihren dunklen Höhlen gelockt. Aber solange wir noch leben und atmen können, werden diese Ratten ihre Wühlarbeit nie unbehelligt ausüben können.

Und vielleicht werden auch die amerikanischen Piloten, die bei Wien unsere Spritzüge zerbombten, sehr bald darüber im klaren sein, daß jeder bolschewistische Panzer, den wir aus Spritmangel nicht abschießen konnten, ihnen morgen teuer zu stehen kommen kann.

7. Januar 1952.

Weiter über Kalmukko mit Endziel Zapala, mitten im Territorium Neuquén. Territorium werden jene Gebiete genannt, die noch nicht zur Provinz erhoben sind und deshalb auch keine Provinzregierung haben, sondern von Buenos Aires aus regiert werden. Von den Kordilleren her kommen zahllose Bergflüsse heruntergebraust, und unser Weg führt uns oft von 2.000 auf 1.000 Meter herunter um dann wieder gleich auf 2.000 zu klettern. Über die Flüsse führen teilweise nur primitive Brücken. Wo es keine Brücke gibt, müssen wir mit tausend Tricks versuchen, den Fluß zu überqueren. Auf meiner Patagonienfahrt im vorigen Jahr hatte ich mit diesen Flüssen üble Erfahrungen gemacht. Die meisten Wagen fahren hier im Geleit, aber ich fuhr ganz alleine in meinem alten Mercedes. Ich war vor so einem kleinen Fluß liegengeblieben und hatte übernachtet. Am nächsten Tag war der kleine Fluß breiter als der Rhein, nach vielen Stunden konnte ich ein paar Ochsen herbeischaffen, die von der einheimischen Bevölkerung zur Verfügung gestellt wurden, und die mich dann wieder flott machten.

In dieser unwegsamen Gegend ist die Bevölkerung durch Inzucht stark degneriert und es wimmelt von Teufelsfüßen, Nußköpfen, Zwergen u. d. Mit Zapala hier im Süden aber fängt die Welt wieder an und von dort aus wird die Landschaft wiederum lieblicher und zarter. Wir ziehen vereinzelt schon durch grüne Niederungen und passieren den

Ort Junín de los Andes. Mit spitzem Kegel ragt dort der Berg Lanín 3.700 Meter hoch in den Himmel. Das Gebiet rundherum wurde zum Nationalpark erklärt, um es vor Beschädigung oder Vernichtung zu schützen. San Martín de los Andes, so benannt nach dem Befreier Argentiniens und Vater des Vaterlands General San Martín, ist von prächtigen Wäldern und bezaubernden Seen umgeben. Etwa 60 km vor Bariloche schlagen wir am Fluß Limay unser Zelt auf. Das Wasser ist glasklar und wir sehen riesige Forellen vorbeiflitzen. Es ist aber auch entsprechend kalt und hat eine starke Strömung. Wir gehen am Ufer ein Stück aufwärts und sausen dann schwimmend im schäumenden Fluß zwischen großen Felsen hindurch stromab.

8. Januar 1945.

Eine Rotte Focke Wulff 190 der zweiten Gruppe hat Aufklärung geflogen und Panzer im Raume Szomor festgestellt. Ich fliege die Panzermaschine und zwei Schwärme FW 190 sollen im Angriffsraum den Jagdschutz übernehmen, obwohl sie gleichzeitig für eventuell lohnende Ziele Bomben mitführen. Im ersten Augenblick komme ich mir in der Maschine vor wie der erste Mensch, denn manchmal scheint es mir, als ob es nicht eine Woche, sondern ein Jahrhundert her ist, daß ich gegen den Feind flog. Der Vogel liegt ruhig in der Luft und ich allmählich auch. Hinter mir hängt die Panzerstaffel mit den alten Haudegen Korol und Hahnemann, aber auch einige neue Besatzungen sind dabei und ihnen gilt natürlich meine Aufmerksamkeit ganz besonders. Wir sind den Neuen gegenüber zunehmend kritisch geworden, weil die Qualität sehr nachgelassen hat. Die Ausbildung neuer Besatzungen leidet sehr unter dem Brennstoffmangel: hätte ich bei meiner Ausbildung nur die Spritmenge verbrauchen können, die denen zur Verfügung stand, glaube ich manchmal, daß ich noch nicht einmal hätte fliegen können in dem Zeitraum, in dem die schon Panzer abschossen. Abgesehen davon, daß in dieser Behauptung ein gutes Stück Wahrheit liegt, hat sie den Vorteil, allzu großmäulige Kritiker immer gleich zum Schweigen zu bringen.

Wir fliegen jetzt in 1500 Meter Höhe. Unter uns die bergige ungarische Winterlandschaft. Kurz vor dem Ziel meldet sich einer durch Funksprech, der uns untereinander und mit den Bodenstellen verbindet, ab. Ich ärgere mich schon, denn an und für sich soll der Funksprech nicht verwandt werden, denn er kann vom Feind angepeilt werden und

dann hetzen die roten Jäger hinter uns her. Motorschaden gibt er als Grund an. Manchmal stimmt es, manchmal zaubert die Nervosität in Frontnähe plötzlich Geräusche herbei, die nur in der Phantasie bestehen oder garkeine Bedeutung haben. Wer oft Motorschaden hat, ist bei seinen Kameraden unten durch und es ist denkbar, daß ein Motorschaden in Frontnähe anfängt und erst vor einem Kriegsgericht endet. Es besteht sowieso bei uns Befehl, daß eine Maschine, die mit Motorschaden zurückfliegt, sofort vom technischen Offizier untersucht wird, um festzustellen, ob die Annahme begründet war, und ob wirkliche technische Mängel vorliegen.

Wir sind jetzt nahe am Ziel. Der Iwan liefert anscheinend wieder mal eine Demonstration seiner großen Tarnkunst, denn von Panzern ist nichts zu sehen. Wir umkreisen den Ort, aber geben unsere Höhe nicht auf, weil wir erst feststellen wollen, wo die Abwehr steht. Wir sind seit Juli 1943 in der Panzerbekämpfung aus der Luft einen weiten Weg gegangen ... aber die russische Abwehr auch. So bin ich davon überzeugt, daß die Panzer zu ihrem Schutz bestimmt starke Flak bei sich haben, sie verhält sich jetzt nur still, weil sie uns zum Leichtsinn verführen möchte, damit wir Höhe aufgäben. So fiel z. B. der großartige Panzerknacker Oberleutnant Ruffer, mit dem ich zusammen so ergiebige Jagd auf Boote am Kuban-Brückenkopf im Mai 1943 machte. Er flog eine Henschel 129, die im Gegensatz zu der Ju 87 gepanzert ist und vielleicht dadurch den Flieger sowieso schon leichter verführte, Höhe aufzugeben, wodurch er in den Bereich der gefährlichen Vierlings-Flak geriet.

Wir kreisen vorläufig noch in 1500 Meter und suchen die Panzer. Da sehe ich schon einen stehen, und dort den zweiten. Etwas weiter fahren sogar einige, sie suchen wahrscheinlich eine bessere Deckung, denn leider gibt es bei den heutigen russischen Panzerleuten kaum noch einen mehr, der, wie noch vor einem Jahr, glaubte, sich durch einen zick-zack Kurs vor unseren Kanonen retten zu können. Wir fliegen weitere Kreise. Knüppel links — Knüppel rechts, Seitenruder links — Seitenruder rechts, so geht es rund herum, wie im Zirkus. Mal steht der Geschwindigkeitsmesser auf 380 bis 400 Stundenkilometern, dann mal auf 180 bis 200, wenn wir wieder Höhe gewinnen wollen. Wir müssen ziemlich weite Bögen fliegen und geht es dann mal in eine scharfe Kurve, dann ziehen wir den Knüppel an den Bauch. Schon drehen wir fast sieben Minuten unsere Zirkusrunden, umkreist von den zwei FW-

Schwärmen, deren Führer der Eichenlaubträger, Major Kennel ist. Jedesmal zieht er wackelnd vorbei, um zu zeigen, daß er noch da ist und uns auf jeden Fall bewachen wird. Manchmal ist er etwas übermütig und macht eine Rolle vor uns, und sein Luftzug schüttelt uns dann nicht gerade angenehm durcheinander.

Da unten haben sie noch keinen Schuß abgegeben, ich bleibe aber skeptisch, auf die Gefahr hin, daß die beiden fahrenden Panzer sich noch verkrümeln können. Die begleitenden Jäger stoßen ab und zu nach unten, wahrscheinlich in der Annahme, wir hätten die Ziele noch nicht erkannt. Kennel frägt an, ob er Lastwagen am Waldrand angreifen darf. Ich gebe durch, daß der erste Schwarm die Bomben behalten soll, weil ich glaube, daß wir die noch zur Bekämpfung der Abwehr brauchen können. Der zweite Schwarm FW rauscht hinunter, und nun wird die Flakabwehr doch nervös und schießt. Jetzt wissen wir also Bescheid: sie steht am gleichen Waldrand unweit der Fahrzeuge, die von den FW's angegriffen werden. Aber auch auf einer gegenüberliegenden Höhe fängt es an aufzublitzen, und die „roten Mäuse" flitzen an uns vorbei. Manchmal schießen sie ohne Leuchtspur, um uns in Sicherheit wiegen. Die jetzt schießende Flak besteht wahrscheinlich aus vier-Zentimeter-Kanonen, denn die Feuergeschwindigkeit ist geringer und die Reichweite größer. Also Auftrag an den zweiten Schwarm der 190, in mehrmaligen Bombenanflügen die Flak anzugreifen. Ich gebe das Planquadrat durch, sowie eine Schilderung, wo genau die Flak steht. Im selben Augenblick, wo die Focke Wulff's die Flak angreifen, stürzen wir auf die Panzer zu. In steilen Spiralen gehe ich immer weiter nach unten und greife ganz nahe am Bombenqualm die Panzer an. Soweit die Flak noch nicht ausgeschaltet ist, kümmert sie sich mehr um die 190 und der Qualm der explodierenden Bomben gibt uns guten Schutz. Anflug auf Anflug auf die Panzer. Wir bekommen mehrere Treffer von Infanteriewaffen, das stört unsere brave Ju 87 weiter nicht, und wir verschießen unsere ganze Panzermunition. Es besteht das ungeschriebene Gesetz, daß keiner auf „des anderen Panzer" schießt, es sei denn der ursprüngliche Angreifer hat keine Munition mehr. Mir ist mehr als heiß, es ist die innere Anspannung und jetzt hat mich auch eine gewisse Jagdleidenschaft gepackt: ich sehe die Menschen da unten nicht, sondern nur das Objekt, die Panzer. Ich bin wieder ganz drin und fühle mich wieder in einer vertrauten Atmosphäre. Acht Panzer habe ich gesehen, acht Panzer sollen abgeschossen werden. Als der Vorletzte sich in dicke graublaue

Wolken hüllt, und bald darauf explodiert, und fünf Minuten später der letzte licherloh brennt, sind 30 Minuten stetigen Kampfes vergangen. Wir sammeln zum Heimflug, unter uns ein buntes Feuerwerk: Spritwagen stoßen schwarze Rauchwolken aus, Lastwagen brennen lichterloh, Munition explodiert in allen Farben und zungenförmige Stichflammen sieht man auf gepanzerten Fahrzeugen. Ein Bild der Vernichtung ... und der augenblicklichen Beruhigung für den eigenen Frontabschnitt.

Unser Jagdschutz umkreist uns eng, und so fliegen wir zurück.

Nachmittags wird das Wetter schlecht. Also muß ich den Papierkrieg erledigen, der inzwischen sich unheimlich ausgeweitet hat, denn unser Geschwader umfaßt immerhin 1500 Mann. Ich wühle in Papieren herum, die Fridolin, mein lieber Freund und Chef des Stabes, wie immer gut vorbereitet hat. Und so geht es flott voran, mit diesem ebenso ärgerlichen wie notwendigen Übel.

8. Januar 1952.

Ankunft in San Carlos de Bariloche, meistens kurzweg Bariloche genannt. Hier schlägt das Herz des argentinischen Wintersports. Eine wundervolle Landschaft, die etwas von Tirol, südlich Innsbruck, und etwas vom Pußtatal hat, nur windiger und rauher ist. Besonders im Mai und Juni gibt es sehr starke Niederschläge, Regen und Schnee. Im Gegensatz zu der übrigen Kordillere wird hier die Landschaft durchzogen von reichem Hochwald. Bariloche liegt am Südufer des Nahuel Huapí-Sees, dessen Name noch aus einem indianischen Dialekt stammt. Der See ist 70 km lang und an seiner breitesten Stelle 10 km breit, mit vielen fjordähnlichen Seitenarmen, und kristallklarem, eiskaltem Wasser, sodaß es nur im heißesten Sommer möglich ist dort zu baden. Dafür gibt es kleine, zwischen Hochwald reizend versteckte Seen, mit angenehmer Temperatur. Die Berge ringsum bedeckt auch im Sommer zum Teil noch Schnee, sodaß zu Weihnachten, während das übrige Argentinien unter 40 und mehr Grad Hitze seufzt, es in Bariloche möglich ist, Ski zu laufen und eine Stunde später herunterzugehen und mitten im duftenden Hochwald zu baden. Kein Wunder, daß dieses ganze Gebiet zum Naturschutzgebiet erklärt wurde und einem strengen Tier- und Pflanzenschutz unterliegt.

Bariloche entstand durch die Pionierarbeit von naturliebenden Europäern, die in kaum mehr als zwanzig Jahren hier ein Touristenzentrum

bildeten, dessen moderne Hotels und Pensionen durchaus europäisches Niveau besitzen. Viel Grundbesitz hier ist in deutscher Hand, in fast allen Geschäften kann man sich Deutsch verständigen und sogar die ansässigen Argentiner verstehen hier und da etwas Deutsch.

An einem der kleinen waldumgebenen Seen haben wir unser Zelt aufgeschlagen, es ist paradiesisch schön.

9. Januar 1945.

Im gleichen Raum, in dem wir gestern angriffen, wird ein größerer Aufmarsch von motorisierten und bespannten Kolonnen gemeldet. Panzer wurden nicht gesichtet, deshalb nehme ich die Focke Wulff und mache mit dieser, zusammen mit der zweiten Gruppe Straßenjagd. Die Ju 87 liegt ruhiger, die FW 190 hat natürlich mehr Jagd- als Sturzkampfeigenschaften. Die Bewaffnung ist sehr unterschiedlich, je nach Bauweise besteht sie aus Kanonen oder Maschinengewehren, oder einer Kombination von beiden. Die Ju 87 hat außer dem Piloten einen Sitz für den Bordschützen, der den Luftraum nach hinten sichert und mit beobachtet. Die 190 ist einsitzig, ihre Beschleunigungskräfte sind sehr stark und treten besonders beim Kurven auf, sie verursachen auch sehr leicht die bekannten Ermüdungserscheinungen. Aber einen großen Vorteil hat die Focke Wulff unbedingt gegenüber der Ju 87: man ist selber notfalls der Jagende und nicht nur der Gejagte. Natürlich kann man auch in einer Ju 87 mit fliegerischem Können und etwas Glück entkommen, aber man bleibt der Gejagte, wogegen die FW die Möglichkeit zum Angreifen bietet, und das ist ein riesiger psychologischer Vorteil. Wenn russische Schlachtflieger im Raum sind, greifen wir sie immer an, und unser Major Kennel hat schon über dreißig Abschüsse.

Wir hängen über dem Angriffsraum, Fahrzeuge, Fahrzeuge und Pferde. Die Flak schießt wild. Wir greifen sie zuerst an. Nachdem sie ausgeschaltet oder zumindest erheblich eingeschüchtert ist, greifen wir mit den Bordwaffen und den mitgeführten Bomben die Fahrzeugkolonne an. Viele Kraftwagen brennen. Ich schelte immer auf mich selbst, wenn ich die Pferde angreife, sie steigen in die Höhe und mit wildflatternden Mähnen scheinen sie sich aufzubäumen gegen ihr grausames Schicksal. Aber ich muß auf sie schießen, denn nur so kann man die Kolonnen zum Halten bringen.

Am Nachmittag greifen wir auf ähnliche Weise im gleichen Raum an. Die Flak hat sich tüchtig verstärkt, und es hat sich anscheinend herumgesprochen, daß etwas los ist. Gerade als wir zum Angriff ansetzen, wird ein Pulk von etwa 20 Jägern gemeldet. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind es Russen. Also gebe ich Befehl, gleich einen Angriff mit den Bomben zu starten, damit wir für den möglichen Luftkampf besser gerüstet sind. Die ersten Bomben fallen mitten in die Fahrzeugkolonnen, aber schon sind die roten Falken mit genau zwanzig Lag 5 an uns herangekommen. Die Flak wartet jetzt ab, was ihre Jäger erreichen werden. Weil die Lag 5 leichter ist als die Focke Wulff, wir außerdem Bomben haben, kommt sie mit unserer Sturzgeschwindigkeit nicht mit. Aber die Lag's haben jetzt eine günstige überhöhte Position. Die Russen versuchen nachzudrücken, kommen aber, wie gesagt nicht ganz mit, und wir können wieder hochziehen. In 1000 Meter kurven wir herum. Zwei Schwärmen gebe ich Befehl, Tiefangriffe auf die Fahrzeuge zu fliegen, der Rest soll die Angreifenden decken. Kennel paßt auf, wie ein Schießhund: geht ein Iwan auf uns, die wir Tiefangriffe machen los, dann ist er hinterher und in der günstigeren Position. Eine wilde Kurbelei entsteht, aber wir können unten unsere Munition ausgezeichnet anbringen. Nachdem sie verschossen ist, sammeln wir und fliegen ohne Verluste zurück. Zwei Lag's sind mit langen Rauchfahnen abgezogen. Wir haben dem Iwan eine Menge Fahrzeuge, Sprit, Munition und Infanterie entzogen und können mit dem Erfolg dieses Tages zufrieden sein.

Das fachliche Können der russischen Jäger befindet sich in einem erstaunlichen Daueranstieg und ist garnicht zu vergleichen mit dem Niveau von vor ein paar Jahren. Abgesehen von den Eliteeinheiten, den sogenannten „Stalinfalken“, die schon immer qualitativ gut waren und jeweils an Schwerpunkten eingesetzt wurden, ist jetzt auch eine größere Zahl der russischen Flieger, mindestens der Jäger, in einer Aufwärtsentwicklung begriffen, die auch wir erfahrenen Ostfrontflieger kaum für möglich gehalten hätten.

9. Januar 1952.

Ich habe in Bariloche auch geschäftlich zu tun, denn ich besitze hier einen Ziegeleibetrieb. Er entstand aus dem Bestreben, im Süden Argentiniens, mit seinem ausgezeichneten Klima und heimatähnlicher Landschaft, eine wirtschaftliche Basis zu errichten, auf die ich nach einer

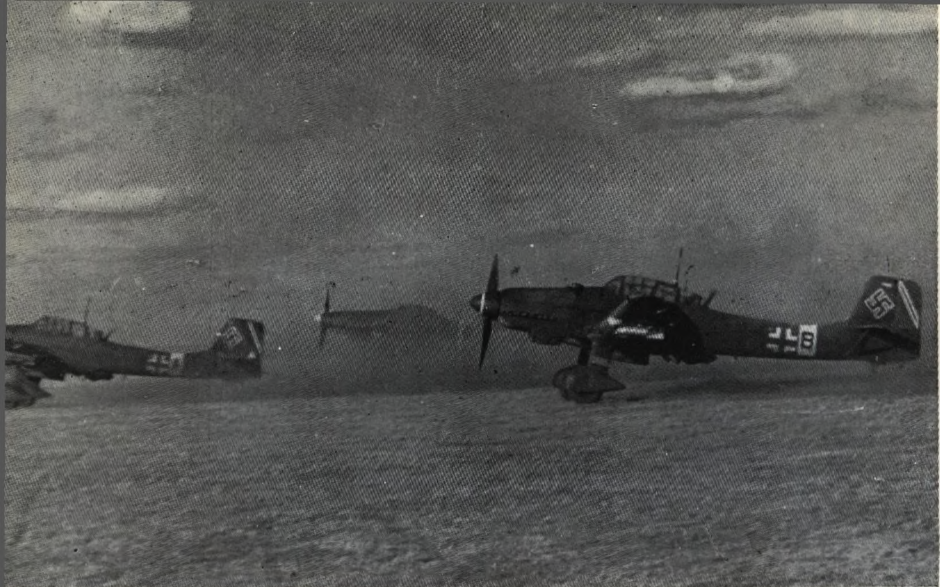
eventuellen Beendigung oder Veränderung meines Kontrakts mit der staatlichen Flugzeugindustrie in Córdoba, zurückgreifen könnte. Vorläufig konnte ich nur zwei bis dreimal im Jahr in meinem „Betrieb“ auftauchen. Ein Kamerad der Panzerwaffe, in Bariloche ansässig, vertrat mich. Er verstand von der Ziegelherstellung nicht sehr viel mehr als ich — und das war bitter wenig —. Ein Tiroler, der in Bariloche als Baumeister arbeitet, führte uns und unsere Ware ein. Unsere Zementdachsteine und Blocks wurden aus der in der Umgebung von Bariloche viel vorkommenden Vulkanerde, vermischt mit Zement und Sand hergestellt. Im Anfang wollten die Dinger uns nicht gelingen, als es später besser ging und wir sogar mal regelrechte „Ausstellungsstücke“ herstellen konnten, bekamen wir keinen Zement mehr. Die Zufahrt nach Bariloche bildet eine einzige Bahnlinie durch Patagonien, die infolgedessen immer sehr überlastet ist, sodaß wir wochenlang stillegen mußten. Inzwischen hatte ich aus Deutschland eine Blockrüttelmaschine bekommen. Sie stellte im Nu riesige Blocks her und wir glaubten nun endgültig „den Weg zum Wohlstand“ entdeckt zu haben. Dann waren aber trotz der leichten Vulkanerde die Blocks so schwer, daß niemand sie tragen wollte, weder bei der Arbeit noch auf der Baustelle. So endete unsere „Industrie“ und ich bekam eine sehr deutliche Lektion über die Schwierigkeit, eine wirtschaftliche Existenz in Südamerika aufzubauen.

Aus Córdoba ist mir die Post — wie immer — nachgeschickt worden. Unter den vielen Deutschlandbriefen enthält einer schlechte Nachrichten über den Gesundheitszustand meines Vaters. Sein Zustand verschlimmert sich scheinbar schnell und obwohl ich deswegen — aus Besuchsgründen, — schon vor geraumer Zeit ein Visum beantragt habe, ist überhaupt noch keine Antwort erfolgt. Die U. S.-Botschaft hat Zeit. — Unter den rauschenden Bäumen am Waldsee haben wir uns mit einigen Kameraden zusammengesetzt. Es sind lauter ehemalige Soldaten, die von der Nachkriegszeit an diese fernen Ufer verschlagen wurden. Alle sind ausnahmslos von der gleichen selbstlosen und innigen Liebe zur fernen, leidenden Heimat erfüllt. Diese Männer bilden hier im Süden Argentiniens eine Kerngruppe, die wiederum viele Deutsche und Nichtdeutsche, Soldaten und Zivilisten um sich versammelt hat, und deren „Gesinnung“ zusammengefaßt werden kann in der Losung: Deutschland und Europa.

Die Panzermaschine mit den 3,7 cm-Kanonen

Im Anflug auf das befohlene Ziel





Start im Morgengrauen

10. Januar 1945.

Gerade im tiefsten Schlaf werde ich erbarmungslos vom Einsatzoffizier geweckt: soeben habe das Fliegerkorps angerufen, das Heer sei verzweifelt wegen eines starken Panzerangriffs des Iwan bei Komeron, die eigene Truppe verfüge über nur sehr wenig schwere Waffen und bitte uns, sofort auf dieses Ziel zu starten, weil sonst das Schlimmste befürchtet werden müsse. An und für sich hatten wir einstündige Einsatzbereitschaft und müssen in diesem Zeitraum startklar sein können, aber in solchem Fall wie diesem, ziehen wir schon innerhalb einer knappen halben Stunde unsre Runde über dem Platz ab in Richtung Feind. Im ersten Morgengrauen liegen unter uns endlose Felder schwersten Bodennebels. Wenn die russischen Panzer in diesem Nebel stehen, ist nichts zu machen, denn in so einer Waschküche sind sie nicht ausfindig zu machen. Am Zielort hängt der gleiche schwere Nebel, es ist mir ein furchtbarer Gedanke, daß wir unverrichteter Sache nach Hause fliegen müßten und den schwer bedrängten Kameraden des Heeres nicht helfen können. Durch eine Lücke in der Nebeldecke entdecke ich frische Panzerspuren und gebe gleich Befehl, diese zu verfolgen. Sie verlaufen sich im Nebelfeld. Es ist zum Verzweifeln. Ich kurve und kurve in der Hoffnung, doch etwas Angreifbares zu finden und manchmal lohnt sich in solchen Fällen ein bißchen Zähigkeit. Mit fortschreitendem Tageslicht fängt der Nebel an, sich hie und da aufzulockern und da brülle ich auch schon laut auf vor Begeisterung: zwischen ein paar Nebelfetzen sehe ich auf einmal deutlich scharfe Konturen, das muß ein Panzer sein. Knüppel nach vorn und in steilem Winkel gehts nach unten, damit der Bursche nicht gleich wieder vom Nebel verschlungen wird. Ich fliege nun in fünfzig Meter Höhe und drücke auf den Kanonenknopf, und schon explodiert der Panzer in allen Farben. Wenn wir jetzt ein bißchen Glück haben, werden die Russen nervös, fangen an zu fahren und verlassen hier und da die schützende Nebelschicht. Schon beim Hochziehen entdecke ich einen zweiten Panzer, wie Trauben hängen die Infanteristen dran. Schnell gewinne ich wieder Höhe und ruhig, als handele es sich um einen Übungsflug, setzt die Ju wieder zum Sturz an; ich liebe sie, die alte Maschine, deren wunderbare Flug- und Sturzeigenschaften sie auch beim schwersten Angriff mit graziöser Eleganz durch die Luft schneiden lassen. Für den Bruchteil einer Sekunde nimmt mir, schon im Sturz, ein Nebelschwaden die Sicht des Panzers: ich stürze stur weiter und da ist er wieder. Nichts wie ran! Die Infanteristen lassen sich vom Panzer

herunterfallen, überschlagen sich und laufen auf der anderen Seite wieder weiter, in Deckung. Geschmeidig und trainiert sind die Burschen schon. Obwohl mein ganzes Sinnen und Wollen beim Angriff ist, scheint ein drittes Auge die sportliche Bewegung der Iwans zu registrieren. Auch jetzt habe ich Glück, denn schon beim ersten Anflug brennt er.

Wir fliegen nach Hause, unsere Infantrie wird wenigstens für einige Stunden etwas entlastet sein, aufatmen können und sich zu besserer Verteidigung vorbereiten. Am Platz angekommen werden die Maschinen schnell von den Warten revidiert, neu getankt und munitioniert und zurück geht es in den gleichen Raum. Obwohl seit dem ersten Angriff eine gute Stunde verstrichen ist, bleibt der Nebel am Platz. Panzer können wir nicht mehr ausmachen, dafür Fahrzeuge und Spritwagen. Die Anzahl der Spritwagen deutet darauf hin, daß sich eine größere Menge Panzer hier in der Nähe befinden muß, und deshalb starten wir am Nachmittag noch einmal in denselben Raum. Die Wolkendecke ist tief und sogar jetzt hängt noch Nebel, hier und da, glaube ich, kann auch mit künstlichem Nebel nachgeholfen worden sein. Die Sucherei und die innere Spannung, irgend ein lohnendes Ziel ausmachen zu können, strengen manchmal mehr an als die eigentliche Kampfhandlung. Bei der gegenwärtigen Material- und Spritknappheit ziehe ich mich selber streng zur Rechenschaft, frage mich, ob es sich gelohnt hat, den Sprit zu verfliegen und die Munition zu „verballern“ und ich vergleiche den Posten „Spesen“ mit dem Posten „Gewinn“. Nur besteht der Gewinn aus Vernichtung, Zerstörung, denn das ist nun einmal die grausame Buchhaltung des Krieges.

Ich bin müde, hundemüde als wir zur letzten Landung ansetzen, und möchte am liebsten schlafen gehen. Ich bitte den Einsatzoffizier, engste Fühlung mit „oben“ zu behalten. Wiederholt gibt das Heer durch, daß der Iwan sich weiterhin ruhig verhält. Es bleibt so den ganzen Tag und auch am Abend tut sich nichts Neues. Also hat der Gewinn doch die Spesen gedeckt.

Wegen des Papierkriegs ist es doch wieder später geworden, bevor ich mich zum Schlafen niederlegen kann. Morgen will ich frisch sein, denn wenn das Wetter morgen einigermaßen trabgar ist, müssen wir ran. Die Ecke, in der wir heute waren, hat mein tiefstes Mißtrauen erregt: dort plant der Iwan irgend etwas.

10. Januar 1952.

Der heutige Tag ist der Vorabend des Sommer-Skirennens, dem wir leider aus Zeitmangel diesesmal nicht beiwohnen können. Sonst nehme ich immer gerne daran Teil, so auch wieder im letzten September bei den internationalen argentinischen Meisterschaften, wo ich Fünfzehnter wurde. Vor drei Jahren beteiligte ich mich zum erstenmal an den Meisterschaften. Bei dem Ausscheidungsrennen, einem Riesentorlauf, sauste ich durch eines der letzten Tore und belastete dabei anscheinend das Prothesenbein zu stark, weil ich es in der Hitze des Gefechts immer wieder behandle wie einen Normalfuß. Das hält keine Prothese aus, und die Prothesenmacher sollten eben viel mehr Skilaufen. Außer den Freunden wußte natürlich niemand, daß ich so ein Ding hatte. Als ich nun das besagte Tor nahm, knackste es auf einmal verdächtig, ich stürze mit dem Kopf in den Schnee und das Bein saust einsam und verlassen auf dem Brett weiter. Frauen schreien, Kinder gellen und ich kann mich nicht halten vor Lachen. Kein Wunder, daß die Nächststehenden über den „Alemán loco“ (verrückten Deutschen) reden. Überall wird gerufen: Médico! Médico! Ich brauche aber keinen Arzt, sondern Leim, Hammer, Nägel und einen Tischler.

Inzwischen ist der frühere Gruppen-Kommandeur aus meinem Geschwader, Herbert Bauer, dem verirrten Bein nachgelaufen. Zwei Tage später, unter Beteiligung nordamerikanischer und südamerikanischer Spitzenklasse, fuhr ich dann doch wieder mit ... aber leider ein wenig vorsichtiger — immer wieder auf den Knacks wartend.

11. Januar 1945.

Auch heute ist schon früh ein Anruf vom Korps da, das Heer hat unsere Angriffe von gestern als eine große Entlastung gespürt und deren Auswirkung lobend anerkannt, bittet aber um weitere Unterstützung. Es wundert uns, daß die Heeresverbände so genau die Auswirkung unseres Angriffes beobachtet haben, denn wir haben im Angriffsraum gar keine eigenen Truppen feststellen können. Wir geben deshalb durch, das Heer möchte sich besser kenntlich machen. Von den nicht einsatzklaren Maschinen sind im Laufe des gestrigen Abends und in der Nacht noch verschiedene fertig geworden, sodaß wir mit einer größeren Zahl hinfliegen können. Auch die erste Gruppe fliegt mit. Jetzt macht sich die eigene Erdtruppe kenntlich durch weiße Erkennungssignale und orange Rauch-

zeichen, die uns lieber sind, weil die weißen Leuchtkugeln je nach den Lichtverhältnissen, oft nur sehr schwer zu sehen sind. Wir suchen Panzer, aber die Iwans sind tüchtig auseinandergefahren und unsere Schwierigkeit besteht nicht darin, das Ziel auszuschalten, sondern es zu finden. Die Ruskis verstehen sich ausgezeichnet auf Tarnung. Sie sind auch mit dem Spaten Künstler und graben sich im Nu ein. Leider oft im Gegensatz zu unseren Truppen, buddeln sie sofort, sobald sie auch nur einen Streifen Land gewonnen haben und legen Verteidigungsstellung hinter Verteidigungsstellung. Ich mache einen Sherman ausfindig und einige Augenblicke später kündet eine hohe Stichflamme das Ende des Amerikaners. Zum Abschießen sind mir die amerikanischen Panzer überhaupt lieber, denn ich habe den Eindruck, sie sind leichter in Brand zu setzen und können sich auch nicht so bedenkenlos wie die T 34 im Gelände bewegen. Zwar bin ich ein paar Mal von dem Kuppel-Maschinengewehr getroffen worden, aber das war auch seine größte Stärke. Junge Besatzungen lassen sich von diesem Kuppel-MG anfänglich irritieren, zumal unsere Wasserkühlung oder sonst eine empfindliche Stelle im Anflug leichter getroffen werden kann. Außer dem Sherman und einigen Lkw's finde ich keine lohnenden Ziele. Beim zweiten Einsatz scheinen die Russen sich noch besser versteckt zu haben, aber in einer Waldlichtung entdecke ich zwei T 34. Jetzt nur zusehen, daß ich sie nicht aus dem Auge verliere, denn es ist schon schwer, sogar bei meiner langsamen Maschine, zwischen den Bäumen ein Ziel ausfindig zu machen. Der erste Panzer erfordert drei Anflüge, bevor er hochgeht. Dagegen gelingt es beim Zweiten im ersten Anflug. Jetzt schnell nach Hause zum Tanken, Munitionieren, schnell etwas essen und schon hängen wir wieder in der Luft. Aber nun regt sich in dem Angriffsraum überhaupt nichts mehr. Aus dem Trümmerfeld unserer vorherigen Angriffe steigen träge Rauchwolken nach oben, aber alles Lebendige hat sich in Sicherheit gebracht.

Zur Sicherheit halten wir doch mal mit den Kanonen rein und da entsteht einige Bewegung in einer kleinen Waldgruppe, die uns harmlos erschien. Ein Panzer glaubt sich retten zu können, aber durch seine Bewegung wird er uns ein sicheres Opfer.

Es wird schon dunkel, als wir todmüde nach Hause fliegen, vier Jahre fast ununterbrochener täglicher Einsätze sind auch am Körper nicht spurlos vorüber gegangen. Außer der physischen entsteht manchmal auch eine psychische Müdigkeit. Sich unaufhörlich einzusetzen, auch

unter den schwierigsten Umständen Feindflüge durchzuführen, ist eine Selbstverständlichkeit. Aber wenn man trotz der eigenen Anstrengung, trotz des heroischen Kampfes der Erdverbände, dessen Zeuge wir tagtäglich sind, sehen muß, wie es immer weiter zurückgeht und wie die tödliche Gefahr sich immer näher an die Grenzen der Heimat heranschiebt, so wird das Herz manchmal für einige Augenblicke müde und man wird überfallen von dieser seelischen Ermüdung, die gefährlicher ist als die körperliche. Gibt man dieser Müdigkeit nach, so ergreift sie sehr schnell Besitz von allem Denken und Tun. Man ist Mensch und kann eine solche Anwandlung erleben, man ist aber auch Soldat im Existenzkampf des eigenen Volkes und hat sich dieser Anwandlung zu widersetzen, sie zu bekämpfen und die Oberhand zu behalten. Die beste Methode zur Ausschaltung solcher Müdigkeitserscheinungen ist die unaufhörliche Angriffstätigkeit. Aber als Kommandeur muß ich auch immer mein Augenmerk darauf richten, die Symptome dieser Müdigkeit bei meinen Kameraden rechtzeitig zu entdecken, um sie dann wieder mit hochzureißen. Eigene Schwäche muß ja das Verständnis für die Schwäche von anderen mit sich bringen: der Fehler liegt nicht im Aufkommen irgendeiner Schwäche, sondern darin, daß man sie fortbestehen läßt, und sie nicht stellt und bekämpft. Der Feind der uns Stahl, Eisen und Feuer entgegenschleudert ist manchmal leichter zu bekämpfen als irgendeine Stimmung in uns selbst, denn vom Feind weiß man, daß er Feind ist. Aber in sich selber den Feind zu entdecken ist oft sehr schwierig, denn er weiß sich meisterhaft zu tarnen und seine Stimme klingt überzeugend, seine Argumente scheinen so vernünftig, und sein starker Bundesgenosse ist der natürliche Trieb zur Selbsterhaltung. Aber auch kein Sieg gibt soviel Genugtuung, so tiefe Befriedigung, wie der Sieg über den inneren Feind. Und damit wird einmal mehr die wundersame ausgleichende Harmonie alles wirklich Menschlichen demonstriert. Darin liegt das Geheimnis der Reife und Besinnlichkeit, die uns der Krieg trotz seiner Grausamkeit und trotz unserer Jugend schenkt.

11. Januar 1952.

In aller Frühe begeben wir uns auf den Heimweg. Reiseziel ist für heute Piedra de Aguila (Adlerstein). Gegen Abend kommen wir an einen Kanal, wo wir mit Flößen übergesetzt werden müssen. Der Flößer hat aber schon Schluß gemacht und wir wissen inzwischen, daß Aufregung

keinen Sinn hat in der majestätischen Weite Argentiniens, die auch dem Einwohner des Landes eine gelassene Geringschätzung für Uhrzeit und Minutenzeiger eingibt. Wir schlafen auf dem harten Steinboden, weil es eben nichts anderes gibt.

12. Januar 1945.

Die Ergebnisse meiner heutigen Frühaufklärung sind ziemlich traurig, denn je näher ich dem Ziel komme, um so tiefer hängen die Wolken. Sehr oft fliege ich Aufklärung selbst. Gerade in der Frühe lassen sich manchmal Feststellungen machen, die für die Kameraden der Erdtruppen äußerst wichtig sind und die ich deshalb auch sofort durchgebe. Trotz Krieg und peinigender Sorge ist so ein Einzeleinsatz im Morgengrauen von einer schwer zu beschreibenden Schönheit. Während im Osten die Sonne in roter Glut schon die Dunkelheit verscheucht, liegt die andere Seite der Erde noch in feuchtem Schwarz, hier und da von grauen Streifen durchzogen. Ab und zu verrät hell aufblitzendes Orangerot die Anwesenheit von Artillerie. Aber selbst die Geschütze vermögen nicht, die Majestät dieses Bildes zu stören, sondern steigern sie noch, wie ein plötzlich angezündetes Streichholz in einem nächtlichen Raum die Dunkelheit noch tiefer macht. Wenn, wie fast immer, Bodennebel herrscht, so wird das Licht der aufblitzenden Geschütze oder gar Handwaffen noch gespenstischer, geheimnisvoller.

Aber heute steht mein Sinn nicht nach Schönheit, denn was ich sehe, läßt in mir die traurige Vermutung aufkommen, daß wir heute kaum werden fliegen können. Und das kann sich bei der jetzigen Lage katastrophal auswirken. Ich dehne die Aufklärung länger als gewöhnlich aus, in der stillen Hoffnung, daß die Wetterverhältnisse doch noch besser werden. Aber der dicke Nebel bleibt hängen, wie der Dampf in einer Waschküche und das Sonnenlicht vermag ihn nicht zu durchdringen.

Am Nachmittag läßt das Heer durchsagen, es herrsche jetzt brauchbares Wetter, aber ein erneuter Aufklärungsflug überzeugt mich vom Gegenteil. Das Heer hat diese Nachricht nur durchgegeben, damit wir kommen. Wir werden also dringendst gebraucht, aber die Wolken hängen zu tief, es ist aussichtslos, unter solchen Umständen anzugreifen oder zu irgendeiner nützlichen Aktion zu starten. — Während die Front dröhnt unter den sowjetischen Schlägen, sind wir zur Tatenlosigkeit verurteilt. Manchmal waren uns Schlechtwetterverhältnisse recht

willkommene Gelegenheiten, wieder einmal etwas zu Atem zu kommen, aber seit der Feind auf deutschem Boden steht, kommt keinem von uns ein solcher Gedanke, sondern es steigt in uns eine quälende Erbitterung auf. An einem solchen Tage sorge ich immer ganz besonders dafür, daß das Geschwader ein umfangreiches Arbeits- und Sportprogramm durchzuführen hat. Für den Technischen Dienst bedeutet ein solcher Tag allerdings eine gute Gelegenheit, die Maschinen gründlichst zu revidieren, und dabei hilft ihm dann oft auch das fliegende Personal, denn gerade jetzt kommt es darauf an, daß immer möglichst viele Maschinen einsatzklar sind.

Erst gegen Abend klärt das Wetter auf. Das Heer bereitet den Entlastungsangriff auf Budapest vor, über den ich am ersten Januar ausführlich mit dem Führer sprach. Es ist von größter Wichtigkeit, daß die verschiedenen Truppenteile ruhig in ihre Bereitstellungen gehen können, und jede feindliche Tätigkeit ist dabei besonders lästig. Es ist schon spät geworden, aber wir müssen doch noch 'ran. Alles geht in höchster Eile: die erste und zweite Gruppe Focke Wulff soll mitfliegen und die Panzerstaffel besonders die feindlichen gepanzerten Fahrzeuge aufs Korn nehmen. Wir starten noch bei Helligkeit, man sieht aber förmlich die Dämmerung kommen. Die schmale Start- und Landebahn bereitet mir jetzt schon das Gruseln: in der Dämmerung hier landen müssen bedeutet für die jungen Besatzungen ein großes Risiko. Aber ich muß mich zunächst einmal auf den Angriff konzentrieren, denn wir sind schon über dem Zielraum. Hier herrscht verhältnismäßig gutes Wetter. Unter uns wird größte Aktivität entfaltet, denn zu dieser späten Stunde hat man uns bestimmt nicht erwartet. Trotzdem melden sich bald auch die russischen Jäger zur Stelle, die uns in größerer Entfernung umkreisen. Ich gebe der zweiten Gruppe Auftrag, Fahrzeuge in einer Schlucht anzugreifen; sie sollen alle Bomben auf einmal werfen, sofort hochziehen, um dann den Luft- und Angriffsraum für die erste Gruppe und für die Panzerstaffel freizuhalten. Die zweite Gruppe wirft sehr gut, obwohl das Licht schon ziemlich schlecht ist. Fahrzeuge brennen lichterloh, und da wir die Flammen mit größter Deutlichkeit sehen, wissen wir, daß das Tageslicht rapide abnimmt. Unweit dieser Angriffsstelle, in etwa sechs Kilometern Entfernung muß an einer Hecke allerhand zusammenstehen, aber die Tarnung ist so ausgezeichnet und das Licht schon so schlecht, daß nicht zu erkennen ist, ob Panzer dabei sind. Ich gebe der ersten Gruppe Befehl, die Ansammlung anzugreifen, nachdem ich erst geworfen habe. Ich will nämlich Sicher-

heit haben, denn unsere Front muß hier sehr nahe sein. Ich setze zum Tiefflug an und in zwanzig Meter Höhe ziehe ich wieder in die Horizontale. Leuchtspurmunition schlägt mir wild entgegen und ich kann einwandfrei Iwan's herumlaufen sehen. Leider kann ich aber nur wenige Fahrzeuge als Panzer erkennen, denn alles ist mit Stroh überdeckt. Nur ein Bombenangriff wird hier Klarheit schaffen. Zwei Schwärme der ersten Gruppe sollen die eben ausgemachte Flak angreifen. Die zweite Stabsrotte soll einen Tiefangriff mit Bordwaffen ausführen auf die Fahrzeuge, die am weitesten voraus stehen; denn ich vermute, daß es getarnte Panzer sind und der Angriff wird die Tarnung in Brand setzen, sodaß ich dann mit der Panzerstaffel angreifen kann. Schon meldet die Stabsrotte, daß es sich um T 34 handelt. Wir machen den ersten Anflug und es ist bereits so düster, daß ich mein eigenes Geschoß glühend aus dem Rohr fliegen sehe. Es schlägt berstend in den Panzer ein. Wir machen noch sechs Anflüge und schießen vier Panzer ab. Die Treffgenauigkeit nimmt sehr ab wegen der Dämmerung. Bei unseren Kleinkaliberwaffen ist Genauigkeit oberstes Gesetz. Ueber uns haben die russischen Jäger die Kurbelei aufgegeben und sind abgeflogen: entweder haben sie einen langen Heimweg oder keine Lust.

Ein buntes Farbenspiel liegt unter uns, wie wir schließlich sammeln und in fast vollkommener Dunkelheit den Rückflug antreten. Am Platz hat der technische Offizier einige Wagen auffahren lassen, um damit eine notdürftige Platzbeleuchtung herzustellen. Ich bleibe als Letzter in der Luft und halte jedesmal mein Herz fest, wenn ein „Junger“ zur Landung ansetzt, aber alle kommen heil herunter und mir fällt förmlich ein Stein vom Herzen.

12. Januar 1952.

Die Reise führt uns weiter durch die steinige Landschaft Patagoniens. Eine Zeitlang fahren wir parallel zum Río Negro, der tief eingeschnitten durch Patagonien seinen Weg zum Atlantik sucht. Die Hitze ist mörderisch, der Steinboden so glühend, daß ich vor den andern den Vorteil habe, nur an einem Fuß die Hitze zu spüren. Von Neuquén führt unser Weg nach Choel-Choel. Teilweise muten die Wegeverhältnisse russisch an, dann führt plötzlich eine Strecke durch eine glatte Steinwüste, die so gut ist, daß der Geschwindigkeitsmesser auf 90 und mehr steht. Wir schlagen unser Zelt hart neben der Straße auf, weil der Bo-

den da etwas weicher ist und weil weiter weg viele Kakteen stehen, in deren Nähe Ungeziefer aller Art lebt. Nachteilig so nahe an der „Straße" zu schlafen ist der Umstand, daß allnächtlich Riesenlastwagen vorbeidonnern, für die es tagsüber zu heiß zum Fahren ist, und von denen wir nicht wissen, ob sie unsre Raststätte und Liegestatt gesehen haben und somit respektieren werden. Die Gegend wirkt sehr verlassen, hat außer stachligen Halmen und Kakteen wenig Vegetation. Hier und da steht ein vereinzelter „Rancho" mit Schafen und Rindern. Die Strecke erinnert an den Raum zwischen Rostow und Stalingrad. Nur fehlen die Balkas, die Einschnitte in der Landschaft. Wenn ich mit hundert und mehr Kilometern durch diese Steinwüste fahre, ist es mir fast, als ob ich im Tiefflug zwischen Rostow und Stalingrad Panzer suche und jede Staubwolke läßt für Sekundenlänge einen Panzer vermuten.

13. Januar 1945.

Auch heute sind die Wetterverhältnisse wieder sehr schlecht. Trotz tiefster Wolkendecke versuchen wir es zweimal in der Hoffnung, daß vielleicht in Frontnähe „bessere Luft" herrscht, aber auch dort ist nichts zu machen. Als wir in unserem dürftigen Kasino zu Mittag essen, herrscht wegen der Untätigkeit gedrückte Stimmung. Es entwickelt sich schließlich ein Gespräch über Soldatentum und Politik. Wir sind uns darüber einig, daß der Soldat sich tagespolitischen Fragen fernzuhalten hat, aber auch darüber, daß im heutigen Kriegsstadium eine grundsätzlich unpolitische Haltung des Soldaten vom Zwang der Dinge überholt ist. Denn jetzt befinden wir uns wirklich in einem Kriege, dessen Totalität uns mehr von den Ereignissen als von Personen aufgezwungen wurde. Wir haben zwar in Deutschland sehr viel vom totalen Krieg geredet, aber angefangen hat er für uns erst vor wenigen Monaten, wohingegen Rußland praktisch von Anfang an totalen Krieg führt, und daher die politische Unterrichtung der Truppe konsequent verwirklicht hat. Ein eigenes Verantwortungsgefühl kann der Soldat im Einsatz nur dann entwickeln, wenn er genau versteht, warum und wofür er kämpft. In diesem Sinne ist politisches Soldatentum einfach eine Forderung der Zeit. Und es ist kein Zufall, daß sich die Einheiten der Waffen-SS, bei der der politische Unterricht seit ihren Anfängen eingeführt ist, so hervorragend schlagen.— Am Nachmittag halten wir Waffen-Appell, denn obwohl

unsere Einheit nicht für den Infanteriekrieg ausgerüstet ist, müssen wir uns jetzt fortlaufend für einen infanteristischen Verteidigungseinsatz bereithalten, weil rote Panzer, gerade unter Ausnützung der Schlechtwetterlage, überraschend durchbrechen und plötzlich am Rand des Flugplatzes auftauchen können, wie am letzten Weihnachtsabend.

13. Januar 1952.

Früh am Abend erreichen wir Bahia Blanca (Weiße Bucht), eine große Hafenstadt an der Atlantikküste. Wir sind für einige Stunden zu Gast bei Deutschen, die schon dreißig Jahre in Argentinien wohnen. Sie haben mein Buch und einige Aufsätze gelesen und letztere scheinen es ihnen angetan zu haben. Sie erzählen, in irgendeiner Zeitschrift gelesen zu haben, daß es doch eigentlich „schade" sei zusehen zu müssen, wie ich meinen „guten Namen als tapferer und höchstausgezeichnetster Soldat" mit politischen Fragen „verdürbe". Ich kenne den Vers und seine vielgestaltige Melodie und wundere mich ein wenig über meine eigene Geduld, mit der ich immer wieder klarzumachen versuche, daß nach meiner Auffassung der Dienst des Soldaten an Volk und Vaterland weder mit dem ersten September 1939 anfing, noch mit dem 8. Mai 1945 aufhörte, sondern gerade das geteilte und geschändete Deutschland in der Niederlage Anrecht auf bedingungslose Treue hat. Wenn wir behaupten, daß wir den vergangenen Krieg leidenschaftlich für Deutschland und für Europa geführt haben, so verpflichtet diese Behauptung uns dazu, auch in dieser sonderbaren Nachkriegszeit keinen Augenblick unsere Pflicht gegenüber Deutschland und Europa zu verleugnen, sondern in der vordersten Linie auszuharren. Da geht es immer heißer her als in der Wohnstube, und dieser Kampf ist ohne Zweifel weniger angenehm als „friedlich" zuhause Kartoffeln zu braten, selbst dann, wenn man immer wieder längere Zeit im Ausland weilen muß. — Wo gehobelt wird, fallen Späne, und in der Hitze des Kampfes können Irrtümer unterlaufen. Die Bedenken dürfen aber nicht soweit gehen uns vom Einsatz fernzuhalten, und es ist eine Temperamentsfrage, ob einer mit wehender Fahne oder mit ruhiger Härte und Entschlossenheit zum Kampfplatz eilt. Die Verdienste, die sich einer im Kriegs- und Kampfeinsatz erworben hat, dürfen doch wohl kaum eine Art geistiger Lebensrente darstellen, von der man tatenlos weiterzehrt. Das um so weniger, solange die Heimat blutet und in einem ideologischen Chaos die politischen und sonstigen

Raubritter an jeder Straßenecke versuchen, die deutsche Jugend und damit die Zukunft Deutschlands für sich einzufangen. Wo so lebenswichtige Interessen auf dem Spiele stehen, wie die Einheit Deutschlands, die Erhaltung der Jugend, die Fortsetzung eines aufrichtigen europäischen Abwehrkampfes gegen den Bolschewismus, da lohnt es sich schon, auf Kosten einiger Beulen, Körbe und Irrtümer und auf die Gefahr des anscheinend so gefürchteten ‚Sichverbrauchens" hin dem Kampf nicht auszuweichen.

— „Aber Sie sollten doch vorsichtig sein, denn sehen Sie mal, die Politik ist doch ein ganz besonderes Fachgebiet und man kann da nicht ohne entsprechende Spezialausbildung so ohne weiteres mitmachen!"

— „Vorsicht ist eine Tugend, man soll sie pflegen, aber gleichzeitig immer darauf bedacht sein, daß ihre unechte Schwester Feigheit heißt. Auf dem Gebiet der Tagespolitik habe ich nichts zu suchen auch spüre ich nicht die geringste Neigung dazu. Aber wenn Halunken mit oder ohne entsprechende Fachausbildung sich wie Aasgeier auf die wehrlose Heimat stürzen, im Namen der Politik mit deutschen Interessen, mit deutschen Werten, mit deutschem Blut Schindluder treiben, dann muß dagegen „aus allen Rohren geschossen" werden. Ob das geschickt ist oder opportun, interessiert mich nur ganz nebenbei, und ich lasse mich davon nicht abbringen, auch wenn meine Gegner behaupten, das sei „Politik", selbst wenn ich damit von der von vielen so sorgfältig gehüteten olympischen Höhe ehemaliger Kriegsheroik heruntersteigen muß. Ich kann und will niemanden zu einer Überzeugung zwingen, aber ebensowenig kann jemand mir meine Überzeugung nehmen.

14. Januar 1945.

Der ungarische Staatsführer Salaszi hat mich aufgefordert, in sein Hauptquartier zu kommen. Der Kommandeur der Luftflotte, General Dessloch, und ich fahren in einen Ort an der österreichischen Grenze, wo er in einem kleinen Häuschen die Staatsgeschäfte führt. Salaszi hält anläßlich der Verleihung der höchsten ungarischen Tapferkeitsauszeichnung eine kleine Rede und betont, daß sie bis jetzt nur sieben Mal verliehen wurde und daß ich der erste ausländische Träger sei. Es ist ein feingearbeiteter schwerer goldener Orden, und während Salaszi ihn mir um den Hals legt, denke ich daran, wie schön der Iwan ihn wohl finden würde, und daß ich mich infolgedessen noch mehr in Acht nehmen muß,

nicht abgeschossen zu werden. Aber schon im nächsten Augenblick lache ich mich aus, wegen dieses Gedankens, denn bis jetzt ist ja immer alles gut gegangen. Salaszi spricht mit großem Stolz über sein Land und den Einsatz der Honved-Soldaten. Ich kann mir aber nicht helfen und muß auch an die andere Seite der Medaille denken. Denn es gibt unter der ungarischen Bevölkerung große Teile, die ausgesprochen anglophil oder US-freundlich sind. Sie hoffen auf eine anglo-amerikanische Besetzung. Ihre liberale Denkungsart, „national" übertüncht oder nicht, mag irgendwann in diesem Jahrhundert ihre Berechtigung gehabt haben. Jetzt aber, da der rote Bär wieder auf der ungarischen Schwelle steht, sollten sie sich lieber an Bela-Kun erinnern. Zu glauben, daß die Sowjet-Union Ungarn dem Westen überlassen würde im gleichen Augenblick, in dem sie in Griechenland die roten ELAS-Partisanen gegen die britischen Befreier hetzt, ist einfach kindisch. Die tapferen Honved-Truppen, die sich in mancher Schlacht gegen die Bolschewiken so ausgezeichnet geschlagen haben, sind ein besserer Garant für die ungarische Nation als die lahmen Brüder, die ständig nach der Vordertür ihres Hauses blicken, weil sie jeden Augenblick glauben, den Amerikaner dort erscheinen zu sehen, aber vergessen, daß der Iwan und seine ungarischen Helfershelfer schon durch die Küchentür hereingekommen sind und sich hinter dem Rücken der Illusionisten über ihre Wahnvorstellungen einer amerikanischen Befreiung totlachen wollen. Außerdem haben bis jetzt Bulgarien und Rumänien deutlich genug bewiesen, was die Russen auf dem Balkan planen. Salaszi stimmt mir weitgehend zu, glaubt aber, daß er das Heft fest in der Hand hat. Zum Abschluß der bescheidenen Feierlichkeit wird ein ungarischer Imbiß serviert: bei meinem gesunden Hunger brennen mir bald die Eingeweide von all den scharfen Paprika-Sachen.

14. Januar 1952.

Zwischen General Dorrego, Tres Arroyos, Necochea und Mar del Plata erstreckt sich, hunderte von Kilometern lang, der endlose Atlantikstrand. Hier ist es gut, hier schlagen wir für einen Tag unser Zelt auf. Die Meeresbrandung ist so stark wie eine unruhige Nordsee. Es ist aber an verschiedenen Stellen sehr felsig. Ich lasse mich absichtlich von der Brandung erfassen und werde von den Wellen weit hinausgetragen und manchmal über Steine geschleift. Nachher sagen die Bewohner, daß die Steine einem leicht das Bauchfell aufreißen können.

In dieser Gegend steht auch eine der größten Ferien-Kolonien für Arbeiter, die von Eva Perón gegründet wurden. Die Bauten machen einen großzügigen Eindruck und erinnern an unsere KDF-Kolonien. Sie beweisen, daß der Peronismus, aus einem ausgeprägten Nationalismus entstanden, keine Gelegenheit vorüber gehen läßt, die sozialen Probleme anzupacken und praktisch zu lösen, eine rühmliche Ausnahme!

Die meisten europäischen Nationalbewegungen haben die sozialen Fragen entweder vollkommen vergessen oder doch in ihrer Bedeutung unterschätzt. Das Schicksal des vierten Standes blieb ihnen weitgehend gleichgültig, und sie erkannten nicht, daß das Wohlbefinden der ganzen Nation unausweichlich an das Wohlbefinden dieses vierten und stärksten Standes gebunden ist. Der Staatsnationalismus der Vergangenheit stammt eben aus einer imperialistischen Ideen- und Gefühlswelt. Europäischer Nationalismus dagegen bedeutet Kultivierung der jeweiligen völkischen Eigenarten, bedeutet ihre Verinnerlichung, Rückkehr zu den seelischen Kraftquellen der Völker, ständige Besinnung auf das eigene Wesen und ist deshalb zunächst weniger staatlich als eben völkisch orientiert. Ein europäisches Staatsbewußtsein wird sich daraus erst langsam entfalten können. Sind aber die Völker Europas erst wieder in diesem Sinne zu einem europäischen Denken erzogen, so wird sich ihre Einigung von selber ergeben als ein Bündnis Freier und Starker. Jeder andere Weg muß zu einem politischen oder wirtschaftlichen Chauvinismus von zerbrechlicher Künstlichkeit führen. Und gerade weil der natürliche Nationalismus zuerst völkisch denkt, bedeutet ihm praktische Sozialpolitik eine Selbstverständlichkeit, eine logische Folgerung und nicht etwa nur ein mehr oder weniger schlaues Manöver, um die Arbeitermassen „einzufangen“. Auch der gegnerische Kenner der Sozialpolitik des Dritten Reiches kann nicht leugnen, daß auf diesem Gebiet hervorragende Leistungen zustande kamen. Die Gegensätze zwischen den sozialen Schichten wurden durch eine senkrecht zu diesen Schichten verlaufende Aufgabenteilung und durch die Verpflichtung aller zur Arbeit und zum Dienst an Volk und Nation überwunden. Es herrschte absoluter Arbeitsfrieden, und Kapital und Arbeit fanden einen vernünftigen Weg zueinander. Aber es war doch nur ein Anfang, weil der Krieg bald die natürliche Entwicklung hemmte. Vieles ist dann von Niederlage und Nachkriegszeit zerschlagen worden und heute geht der Klassenkampf wieder frisch-fröhlich weiter, als habe es nie eine bessere Lösung gegeben.

15. Januar 1945.

Es laufen Meldungen über russische Offensivbewegungen an der Weichsel ein, die mit dem südlichen Flügel zwangsläufig nach Schlesien hineinstoßen werden. Bis jetzt soll der Russe vor allen Dingen an der westlichen Seite des Brückenkopfes von Baranow einen starken Angriff vorgetragen haben. Gleichzeitig soll er auch im ostpreußischen Grenzgebiet eine neue Offensive entfesselt haben. Telefonisch verbinde ich mich mit Fliegerkorps, Luftflotte, Reichsmarschall und schließlich mit dem Führerhauptquartier und bitte dringend, mich auf jeden Fall mit dem Geschwader in diesen Raum zu verlegen, wenn die Offensive sich bestätigt. Ich habe sowieso den Eindruck, daß wir hier in Ungarn nicht mehr an einem Hauptbrennpunkt des Krieges eingesetzt sind und Hauptbrennpunkte sind für das Geschwader eine Selbstverständlichkeit. Ich habe auf der feindlichen Seite in diesem Raum zu wenig Bewegung festgestellt und zu wenig größere Kräftekonzentrationen. Seitdem wir an der Ostfront in die Defensive gegangen sind, praktisch seit Stalingrad, haben wir oft feststellen müssen, daß auf unserer Seite fast systematisch die Schwerpunkte der feindlichen Konzentrationen verkannt werden. Gerade in unserer Lage ist das rechtzeitige Erkennen dieser Konzentrationen lebenswichtig, weil wir dann sofort Angriffsverbände mit stärkster Wirkung einsetzen können. Manchmal ist eine derartige Schwerpunktbildung fast rein geographisch zu berechnen und trotzdem wird nichts unternommen, sodaß es uns langsam unheimlich wird. Dabei ist heutzutage jede Bewegung des Feindes direkt auf die Heimat gezielt.

Gegen Mittag versuche ich, trotz des verheerenden Wetters zum Einsatz zu kommen: es ist unglaublich, wie uns das Wetter zu schaffen macht, gerade in dem Augenblick, wo die Meldungen tiefste Unruhe in uns auslösen. Meine Vermutung, daß wir nicht mehr an einem Schwerpunkt der Ostfront stehen, bestätigt sich, denn das wenige, das ich beobachten kann, läßt viel mehr auf bespannte Einheiten und Infanterie als auf motorisierte Verbände schließen. Natürlich müssen auch die feindlichen bespannten Einheiten und Infanterie bekämpft werden, aber mit ihnen macht der Russe keine Großoffensive. Sofort nach meiner Landung rufe ich wieder bei Korps und Flotte an sowie beim Generalstabschef und dem Adjutanten des Führers. Meine Hartnäckigkeit fällt nicht gerade angenehm auf und mancher zeigt sich ungeduldig und gereizt. Das ist mir aber jetzt gleichgültig, denn die Erfahrung hat mich gelehrt,

daß ich mich mit diesem ständigen, belästigenden Bohren schließlich durchsetze. Nach der Anruferei nehme ich größere Teile des Geschwaders mit und greife unaufhörlich die bespannten Fahrzeuge und eingegrabene Infanterie an. Nachdem wir die letzte Bombe geworfen und die letzte Munition verschossen haben, fliegen wir zurück. Trotz meiner Müdigkeit kann ich den Schlaf nicht finden, denn es hämmert dauernd in mir: ich muß hier weg.

15. Januar 1952.

Am frühen Mittag nimmt uns der Strudel von Buenos Aires auf. Es gibt wohl kaum noch eine Stadt der Welt, wo ein so unheimlicher Verkehr in wenigen Hauptstraßen zusammengedrängt ist. Und doch gibts relativ wenig Unfälle, denn der Argentiner ist gleichsam hinter dem Steuerrad geboren, hat ein blitzschnelles Reaktionsvermögen und eine feste Hand.

Mein erster Weg führt in den Dürer-Verlag. Immer wieder, wenn ich die bescheidenen Räume betrete, überkommt mich Respekt vor der großen Arbeit, die mit so dürftigen Mitteln hier geleistet wurde. Dieser Verlag hat sich um die Aufrechterhaltung eines sauberen deutschen Geistes, gerade in den niederschmetterndsten Jahren nach Kriegsende, unvergängliche Verdienste erworben. Daß in der Hitze des Gefechts auch hier vielleicht einmal vorbeigeschossen wurde, spielt dabei keine Rolle, und daß die Arbeit des Verlages sich viel mit der jüngsten Vergangenheit befaßt, ergibt sich notwendig aus den unaufhörlichen Bemühungen der Gegenseite, eben diese Vergangenheit zu verfälschen. Eine ob jektive Geschichtsdarstellung muß nicht unbedingt mit ätzender Verstandesschärfe a l l e i n geschrieben sein, sondern mit Hirn u n d Herz. Der analysierende Intellektuelle ist nicht befähigt, ein wahres Bild zu entwerfen. Niemand soll auch glauben, daß ein solches Unterfangen im Ausland so leicht war, denn auch hier wurde mit allen möglichen Druckmitteln gewirkt. Es bleibt darum unwiderlegbar ein Beweis für die Echtheit der argentinischen Demokratie, die wirklich eine freie Meinungsäußerung gestattet, daß die Regierung immer einen neutralen Standpunkt einnahm, auch in der Zeit als es zum guten Tone gehörte, auf Deutschland und alles Deutsche zu schimpfen und jede Äußerung wirklich deutschen Geistes im Keime zu ersticken, ob nun innerhalb oder auch außerhalb Deutschlands.

16. Januar 1945.

Auch heute beginne ich den Tag mit Anrufen: ich will hier weg, ich muß hier weg. Es ist hier zu ruhig und Gott weiß, ob es nicht wieder „Konservierungsgründe“ sind, die mich hier festlegen. Aber der Abstand von der Heimat zur Front-Linie wird jeden Tag beängstigend kürzer. Auch südlich Warschau ist jetzt der Russe zu einer Großoffensive angetreten. Das Wetter ist auch heute wieder unmöglich. Wir haben eine sehr instruktive Besprechung mit Panzeroffizieren, die in der Bereitstellung zum Einsatz von Budapest stehen. Derartige Besprechungen suche ich regelmäßig und ziehe meine Männer hinzu. Wir haben im Geschwader wirkliche Kanonen in der Panzerbekämpfung, wie Korol, Steinkamp und Ruffner. Die Zeit der „bequemen“ Abschüsse ist vorbei, denn die Russen haben sich scharf auf unsere Angriffsart eingestellt. Sie führen gleich bei den Angriffsspitzen schwerste Flakkonzentrationen mit und starke Jägerverbände. Bei sehr schnellen Vorstößen kommt es noch immer vor, daß sie die Flak nicht mitbringen können, aber dann kommt sie sicher mit den Spritfahrzeugen. Bei schnellen Vorstößen ist natürlich die Einsatzfähigkeit der feindlichen Jäger von der Verfügbarkeit gebrauchsklarer Flugplätze abhängig. Während ich im März 1944 an einem Tage sechzehn Panzer abschießen konnte, geht jetzt die Abschußkurve nur dann steil hoch, wenn der Gegner große Vorstöße macht. Denn, stehen die Fronten fest, schalten wir meistens um auf Bombardierung.

Aber an größeren Vorstößen des Gegners fehlt es leider nicht. Die Besprechungen mit den Panzeroffizieren sind also Vorbedingung, um ein Höchstmaß an Zusammenarbeit zwischen Panzern und Luftwaffe zu erreichen. Die Panzermänner müssen wissen, was im Bereich Luftwaffe möglich ist und die Luftwaffe muß sich darüber im klaren sein, an welche Faktoren die Panzerwaffe gebunden ist. Wenn wir angreifen, dürfen unsere eigenen Panzer nicht tatenlos zusehen und abwarten, sondern müssen angreifen und durchstoßen, weil wir durch unseren Brennstoffvorrat zeitlich sehr gebunden sind. Greifen wir die Pak an, dann müssen die Panzer vorrollen. Die Aktion muß zeitlich genau abgestimmt werden. Wir dürfen nicht eine Art besserer Artillerie sein, sondern müssen die Hauptwiderstände fast mit überrollen. Guten Besatzungen werden keine Irrtümer unterlaufen, zumal sich das Ganze in Bodennähe abspielt und die Erkennungsmöglichkeit der eigenen Truppe dementsprechend groß ist. Die Erfahrung der Panzermänner, sei es in Erkennung

Auf der Suche nach Russen-Panzern



Da sind sie!

Bestückung und Panzerung ist bei der Bekämpfung der Feindpanzer für uns von unschätzbarem Wert.

16. Januar 1952.

Noch immer keine Antwort auf meine Visumanfrage ... wer sagte da auch wieder: wir alten Soldaten hätten uns ums Vaterland verdient gemacht? Heutzutage scheint es für einen Korsettstangenkaufmann aus Missisipi leichter nach Deutschland zu fahren als für uns.

Ich habe den ganzen Tag über für das „Kameradenwerk" gearbeitet und in einer größeren Zusammenkunft noch einmal den wirklichen Sinn des Werkes auseinander gesetzt. Das war notwendig, denn ab und zu tauchen Leute mit irgendwelchen Parteitendenzen auf. Ihre Argumente klingen verfänglich logisch: die „Anderen" behaupten karitative Arbeit zu leisten, aber die, denen sie helfen, werden nur nach parteilichen oder konfessionellen Gesichtspunkten ausgesucht — also warum sollen wir es anders machen? Wir wollen aber nicht dasselbe tun, was anderen berechtigter Weise vorgeworfen werden kann. Das Kameradenwerk wurde gegründet als eine Hilfsorganisation für die noch in Gefangenschaft befindlichen Kameraden, deren Angehörige oder Familien von Hingerichteten. Es soll diesen Charakter beibehalten und rein karitativ sein!

Außerdem ist es wohl im Augenblick wichtiger dazu beizutragen, unsere Kameraden oder doch wenigstens deren Kinder am Leben zu erhalten als Parteipolitik zu treiben. Andere sagen: „Man kann jetzt besser von Deutschland Pakete nach Übersee senden als umgekehrt". Sie gehen von der Scheinblüte einiger Wirtschaftszweige in Westdeutschland aus, vergessen aber, daß es noch Unzählige gibt, die bitterste Armut leiden, die nur die Jagd nach dem Sattwerden kennen und deren Kindern das Notwendigste fehlt. Hier in Übersee stellt sich das Kameradenwerk außerdem die Aufgabe, neu Ankommenden zu helfen mit Stellenvermittlung, Unterbringung usw.

Nachmittags muß ich mit einem Kranz von Tee trinkenden Damen verschiedene Einzelfragen des Hilfswerks erörtern. Anfänglich komme ich mir in diesem Kreis etwas ungemütlich vor, aber auch das ist wohl Gewohnheitssache, und nach der sechsten Tasse Tee sind alle Probleme gelöst. Wir müssen zugeben, daß wir in Entschlußfreudigkeit, Opferbereitschaft und Zähigkeit oft von unseren tapferen, tüchtigen Frauen lernen können. Wie oft sind sie die treibenden Kräfte, die uns immer wieder

wach rütteln und zu neuen Taten anspornen! Während des Krieges, unter dem Bombenterror und während die Schlacht vor, hinter, neben, über ihren Häusern und Kellern tobte, haben Frauen mit dem rasenden Mut des Muttertieres oder mit verbissener Duldsamkeit und Leidensfähigkeit manchen uniformierten und patentierten „Helden“ beschämt ...

Am Abend geht es noch nach Córdoba, 700 Kilometer, und weil die Straße so gut ist, habe ich Gelegenheit, vom Lenker aus ein Dutzend Briefe zu diktieren. Die einlaufende Korrespondenz wird immer unheimlicher im Umfang, aber ich will doch so lange es irgend geht versuchen, wenigstens jeden Brief zu beantworten. Ich bin gespannt auf die Post, die mir nicht nachgeschickt worden ist und nun in Carlos Paz auf mich wartet.

17. Januar 1945.

Gottseidank: der Verlegungsbefehl liegt vor! Die erste Gruppe, die nur Focke-Wulff 190 hat, wird hier in Ungarn bleiben. Sie steht unter der Führung des kriegserfahrenen Eichenlaubträgers, Major Herbert Bauer. Die zweite Gruppe nehme ich mit; sie fliegt immer den Jagdschutz, und obwohl ich Jäger anfordern kann, fliege ich lieber mit meiner eigenen zweiten Gruppe als Jagdschutz, als mit irgendeiner fremden Einheit. Sie wird geführt vom Major Kennel, der im Westen wie im Osten eine große Kriegserfahrung gesammelt hat, und weil die Mehrzahl der Piloten aus der Schlachtfliegerei kommt und die Messerschmitt 109 als Jabos sowohl im Westen wie im Osten geflogen hat, liefert sie einen hervorragenden Jagdschutz. Die dritte Gruppe fliegt noch mit der alten Ju 87, die zwar mit mehreren Baureihen vertreten ist, aber durchschnittlich noch immer den Stukatyp darstellt, wie er schon in Polen zum Einsatz kam. Die Panzerstaffel ist dem Geschwader unterstellt und manchmal an je eine Gruppe angelehnt. Sie hat eine gewisse Sonderstellung, weil sie immerhin meine Lieblingswaffe ist.

Bei strahlend blauem Himmel starten wir mit der zweiten und dritten Gruppe und der Panzerstaffel in Kemenitz-Sankt-Peter. Auf der Höhe von Wien meldet sich Korol ab, Störung in der Ölleitung. Ob die Störung blond oder braun ist? Aber er gehört zu den Einsatzfreudigsten und Unermüdlichsten, daher sei ihm dieser Seitensprung von ein paar Stunden gegönnt. In Olmütz machen wir eine Zwischenlandung, um neu zu tanken. Dort hören wir tolle Gerüchte über das Vordringen der Russen in Richtung Schlesien: jetzt hält mich nichts mehr auf. Nach kaum

einer Stunde starten wir zum Zielhafen: Udetfeld in Oberschlesien. Das ganze Bodenpersonal nehmen wir vorerst nicht mit, weil es bei der zügigen Kriegsbewegung nicht feststeht, wie lange wir in Udetfeld bleiben werden. Jedenfalls nimmt jeder Vogel einen zweiten Mann mit, meistens den ersten Wart, und eine Kerngruppe des Bodenpersonals wird in Transportmaschinen verladen. Sofort nach der Landung in Udetfeld melde ich mich beim Korps und erkundige mich nach der Lage. Aber die Stäbe wissen nur sehr wenig und sind praktisch im Unklaren, auch die Meldungen der Erdtruppen sollen sich widersprechen. Jedenfalls steht einwandfrei fest, daß die Russen am Baranow-Brückenkopf große Erfolge gehabt haben und ihr Stoß bisher nicht aufgefangen werden konnte. Mindestens 50 Schützendivisionen und 15 Panzerkorps rollen nach Westen. Warschau scheint schon verloren zu sein. Das Korps fragt an, ob wir alles dransetzen könnten, um morgen einsatzklar zu sein: es wäre sehr dringend, denn die russischen Panzerspitzen sollen sich bereits bis auf 40 km Tschenstochau, nordöstlich Krakau genähert haben. Morgen einsatzklar? Tschenstochau ist das Einfallstor nach meiner engeren Heimat Schlesien, wir sind also rechtzeitig eingetroffen. Dreiviertel Stunden arbeitet jeder ohne Unterschied von Rang oder Charge, bis trotz des winterlichen Tages der Schweiß ausbricht, und dann starten wir, um die Panzerspitzen zu suchen. Der Anflug erfolgt über dichten Wäldern.

Auf den Straßen erkennen wir Flüchtlingstrecks. Hie und da sichten wir schon rückwärtige Dienste der Russen. Ich entschließe mich selber über Tschenstochau zu fliegen um festzustellen, ob noch irgendwelche eigenen Einheiten vorhanden sind. Ich gehe herunter auf 250 Meter und überfliege die Stadt. Sie macht einen ausgestorbenen Eindruck. Am westlichen Ostausgang sehe ich plötzlich Bewegung und traue meinen Augen nicht: Panzer! Sind noch eigene Panzer hier? Denn es kann sich doch nur um solche handeln! Der Ostkrieg hat mich schon vorsichtig gemacht, und ich gebe deshalb der Panzerstaffel den Befehl aufzulockern und hintereinander seitlich gegliedert zu staffeln. Dann stelle ich die Maschine auf den Kopf und fliege ganz in Bodennähe über den Ortseingang. Traubenförmig kleben braune Massen an einwandfreien T 34 ... vonwegen 35 bis 40 Km von Tschenstochau entfernt!! Den begleitenden Bombern gebe ich Befehl, auf keinen Fall in die Stadt zu werfen, sondern außerhalb der Stadt Fahrzeuge u. d. zu suchen und anzugreifen.

Die Straßen der Stadt sind sehr eng, und die Panzer können sich

hier ziemlich gut verstecken. Es gelingt, die ersten abzuschießen, hie und da mag sich einer in winkligsten Ecken versteckt haben. Ich fluche, weil die Munition schon wieder alle ist, und wenige Kilometer weiter östlich sehen wir wieder viele Panzer; ohne Zweifel, an dieser Front liegt der Schwerpunkt. Über der Panzerjägerei liegt jetzt ein heiliger Ernst: jede Faser des Körpers, jeder Gedanke ist ganz und gar dabei, denn die Heimat, ja der eigene Geburtsort, die eigene Familie wird von den Panzern da unten bedroht. Kaum ist der letzte Schuß raus, und die letzte Bombe abgeworfen, fliegen wir sofort nach Udetsfeld. Es wird schon düster, als wir zur Landung ansetzen. Es ist keine Zeit mehr, um alle Maschinen zu tanken und zu munitionieren. Ich fliege alleine los und mit mir mein langjähriger Bordschütze und Beobachter Dr. Gadermann. Über Tschenstochau schlägt uns jetzt wilde Leuchtspur entgegen, die in der Dunkelheit unheimlich wirkt. Bei unserem ersten Angriff haben wir den Feind vollkommen überrascht, denn er wähnte sich in völliger Sicherheit. Jetzt beim zweiten beweisen nicht nur unzählige andere Fahrzeuge, sondern auch die starke Flak, daß hier nicht nur Panzerspitzen stehen. Ich nehme den ersten T 34 aufs Korn und die Leuchtspurmunition beweist mir, daß die Flak noch nicht eingeschossen ist. Beim ersten Schuß Volltreffer! Ich ziehe nicht einmal richtig hoch, bevor ich zum zweiten Angriff ansetze und auch dieser T 34 explodiert. Die Flak schießt besser und die Vorsicht mahnt mich, für den dritten Angriff mehr Höhe zu gewinnen. Ich habe jetzt keinen Kopf für Vorsicht, diese Panzer rollen nach Schlesien. Im Nu stehen der dritte und vierte Panzer in Flammen. Jetzt wird die Flak wild, hätte ich bloß einen einzigen Bomber dabei, würde sie nicht alles auf meinen armen Vogel konzentrieren können. Ich setze zum fünften Angriff an und jetzt kriechen die roten Mäuse förmlich über mein Kabinendach. Das Schicksal gibt mir eine ernste Warnung, denn irgendwo muß es in die Flächen hineingeballert haben. Aber jetzt ist mein Schicksal verknüpft mit dem letzten Schuß Munition. Der fünfte brennt. Noch habe ich Munition. Die Leuchtziffer sagt es mir, und wieder setze ich an zum Sturz. Die Dunkelheit ist fast vollkommen und nur die vorherigen Treffer und Brände ergeben einigermaßen Zielmöglichkeit. Ich komme mir lächerlich vor in meinem einsamen Flugzeug, das sich in der Dunkelheit gegen die riesige Walze der russischen Offensive stemmt. Eine Art besserer Feuerfliege. Aber ich weiß auch, daß ich nur so, mit diesem hoffnungslosen Einsatz, mit dieser

Rücksichtslosigkeit gegenüber der Macht des Feindes und gegenüber mir selber meinen inneren Frieden wahren kann. Nicht grübeln, angreifen!

Der sechste Panzer will nicht brennen: das ist die Strafe für das Grübeln! Erst beim dritten Anflug explodiert er. Damit ist auch meine Munition alle. Ich fliege zurück nach Udetsfeld, aber trotz der Erfolge ist kein Jubel in mir. Wir sitzen noch einen Augenblick zusammen, die Stimmung ist bedrückt, weil wir gar keine eigenen Truppen gesehen haben: wer und was soll um Gottes willen die rote Sintflut aufhalten, wir können doch nur verzögernd auftreten und dann nur an einer einzigen Stelle! Ich komme kaum zum Schlafen, denn in der Nacht laufen unzählige Telefongespräche mit Korps und Flotte. Wir sollen äußerst vorsichtig sein, denn hinter den Russen befinden sich noch zahlreiche deutsche Verbände, die versuchen, sich zu den eigenen Linien durchzuschlagen. Wenn es uns jetzt nicht gelingt, den Feind zum Stehen zu bringen, ist Deutschland verloren. Und damit Europa. Denn was wird die Sowjets daran hindern, aus dem gewaltigen Raum des Eurasischen Kontinents vorstoßend auch die amerikanischen „Besucher" und englischen Inselfreudigen in den Atlantik zu drücken? Hätten wir jetzt die Hälfte der Truppen und des Materials, die vom Anglo-Amerikaner an der Westfront gebunden werden, hier im Osten zu unserer Verfügung, so könnten wir die Russen mit blutenden Köpfen zurückschlagen und Deutschland und die Welt befreien vom östlichen Alpdruck. Hätten ... hätten ... aber wir haben nicht, das einzige was wir haben, sind wir selber, unser Wille, unsere nackten Fäuste. Die gellenden Angstschreie unserer Frauen und Kinder vor dem roten Barbaren machen jedes „hätten" zu einem Hohn und schleudern uns den stärksten kategorischen Imperativ entgegen, vor den wir uns je gestellt sahen.

17. Januar 1952.

Früh bin ich im Institut und da wollen zuerst einmal alle Bekannten begrüßt werden. Im „Instituto Aerotécnico", das dem Argentinischen Luftfahrtministerium untersteht, arbeite ich im Rahmen der deutschen Gruppe, die unter der Leitung des bekannten deutschen Konstrukteurs Prof. Tank steht. Die Gruppe wurde für längere Frist vertraglich von der Argentinischen Regierung eingestellt, um Flugzeuge zu projektieren und zu bauen. Das Hauptprojekt ist der Pulqui II. (ein indianisches Wort das „Blitzstrahl" bedeutet), ein sehr schneller Düsenjäger, der ehemaligen Ta 183 sehr ähnlich. Die Zusammenarbeit mit den zivi-

len Kollegen macht Freude. In vielen Dingen läßt sich fliegerische Erfahrung verwerten, darüber hinaus müssen taktische Erkenntnisse auch schon bei Projektierung und Bau berücksichtigt werden, soweit sie den militärischen Sektor betreffen. In aller Frühe sind wir auf der Arbeitsstelle und arbeiten dann bis 4 Uhr nachmittags, während wir das Mittagessen im geräumigen gut versorgten Kasino des Instituts einnehmen. Sonnabends haben wir frei und daher Zeit für eigene Dinge, Ausflüge usw. Die Flugzeugfabrik ist vorbildlich eingerichtet, der Eifer der Argentiner, sich eine eigene Flugzeugindustrie zu schaffen, ist groß.

18. Januar 1945.

Beim allerersten Licht fliegen wir mit zwei Ju 87 Aufklärung, denn wir sind seit dem gestrigen Erlebnis zu jeder Stunde auf Panzer gefaßt. Die Russen sind hervorragend getarnt, sowohl in Tschenstochau selbst als im Vorfeld. Stärkere Panzerkonzentrationen sind im Moment nicht ersichtlich, aber sie müssen ja da sein. Wir fliegen weiter im Raum Warthenau, in der Nähe fahren zwei Feindpanzer auf dem Marsch, sie versuchen mit wildestem Zick-Zack ins freie Feld zu entkommen. Ich stürze auf den ersten und noch bevor ich schieße, fliegt der Deckel vom Panzerturm auf und der Kommandant und der Ladeschütze machen einen tollen Hechtsprung ins Gelände. Meinem Schuß folgt eine große Stichflamme, der Panzer fährt noch ein Stück weiter, entwickelt stark Rauch und bleibt liegen; der zweite Panzer brennt gleich aus. An einem Waldrand stehen gut getarnt viele Fahrzeuge und es sind sicher Panzer dabei, denn die Abwehr ist sehr stark. Wir fliegen nach Udetsfeld zurück und nehmen sofort die zweite Gruppe und die Panzerstaffel auf die eben entdeckten Ziele. Bis jetzt haben wir von feindlicher Gegenwehr in der Luft so gut wie nichts bemerkt, denn die gegnerische Luftwaffe wird wohl dabei sein, unsere überrannten Verbände aufzureiben. Dazu gehören die ausgezeichnete sechzehnte und siebzehnte Panzerdivision, mit denen wir oft im Osten zusammengearbeitet haben. Weit auseinandergezogen tasten wir den ganzen Raum ab, denn die Abwesenheit feindlicher Luftstreitkräfte ermöglicht es jedem einzelnen, sich vollkommen und aus allergeringster Höhe dem Boden zu widmen. Die hitzige Angriffswut verursacht oft Rammgefahr, und manchmal zischt einer dem andern scharf vor der Schnauze vorbei. Wenn die rote Armee in diesen Tagen nur wenig Einbuße durch unsere Erdtruppen gehabt hat, so erleidet sie durch derartige Luftangriffe schwerste Menschen- und

Materialverluste. Unter uns tobt der Brand und fliegen Sprit- und Munitionsfahrzeuge in die Luft, auch mehrere Panzer sind uns zum Opfer gefallen.

Sofort nach der Landung in Udetsfeld gebe ich meine Meldungen dem Korps durch. Die Heeresnachrichten sind immer noch sehr spärlich und konfus, denn unzählige Verbindungen sind abgebrochen. Unter solchen Umständen bilden wir manchmal die einzige Nachrichtenquelle, auf die sich die Führung beziehen kann. Das Korps bittet uns, beim nächsten Einsatz im gleichen Raum zu bleiben, aber auch nordwestlich Krakau uns umzusehen, weil nach Gerüchten auch dort stärkste russische Verbände durchgebrochen seien. Unsere Maschinen werden neu munitioniert, getankt und nachgesehen und ich unterrichte die fliegenden Besatzungen über die derzeitige Lage und weise besonders auf die mögliche Anwesenheit eigener Truppen in jenem Raum hin. Diese Möglichkeit belastet uns schwer. Aus diesem Grunde dürfen nur Ziele angegriffen werden, die ich selber angebe. Oder die Besatzungen sollen nachfragen, denn eine all zu zentralisierte Einsatzführung wäre im Augenblick Wahnsinn und es muß der eigenen Initiative genügend Spielraum gegeben werden. Mit derselben Stärke fliegen wir zum dritten Einsatz in demselben Raum und in Richtung Krakau. Bereits bei Sabirsow treffen wir starke rote Kräfte auf dem Marsch nach dem Westen, von eigenen Truppen ist weit und breit nichts zu sehen. Wir schießen an die dreißig Fahrzeuge zusammen und vernichten sieben Panzer. Bei dem Angriff treten gewisse Schwierigkeiten auf, weil sich ein starker Dunst entwickelt und dadurch die Sicht verschlechtert. Mit dem letzten Sprit fliegen wir heim. Die erfolgreiche Arbeit erleichtert uns etwas, aber wir bleiben doch niedergeschlagen, weil wir noch keinerlei eigene Einheiten gesehen haben, die imstande sein werden, diesen Großangriff aufzuhalten. Im Ganzen starten wir noch zweimal in diesen Raum und können mehrere Ansammlungen von Fahrzeugen und Panzern wirksamst bekämpfen.

Heute Nachmittag kam ein dringender Anruf aus dem Hauptquartier des Reichsmarschalls und nachdem die Einsätze vom heutigen Tag vorbei sind, erkundige ich mich näher nach dem Grund der Anrufe und Fernschreiben. Es stellt sich bald heraus, daß es für mich wohl unumgänglich ist, nach Berlin zu fliegen, weil das Flugverbot wieder erneuert ist. Daß ich mich auch noch hiermit herumschlagen muß, macht mich grenzenlos müde.

18. Januar 1952.

In kaum drei Wochen hat sich die Post derartig angehäuft, daß es noch eine liebe Zeit und Mühe kosten wird, bevor ich wieder alles aufgearbeitet habe. Die meisten Briefe kamen natürlich aus Europa, aber auch alle anderen Erdteile sind vertreten. Die Korrespondenz verteilt sich auf fünf große Gruppen: 1. Ehemalige Flieger und Soldaten, die aus aller Welt sich in dem bescheidenen Postamt von Carlos Paz ein Stelldichein gegeben haben. Einen ganz besonderen Platz nehmen in dieser Kategorie selbstverständlich die Kameraden des Geschwaders ein; die Absender können ebensogut Heeresinstrukteure aus Syrien sein wie ehemalige Waffen-SS-Männer, die in Indochina kämpfen oder auch die Mutter eines norwegischen Freiwilligen, der auf unserer Seite kämpfte und noch immer im Gefängnis die demokratische Umerziehung genießt. Die zweite Gruppe bilden deutsche Männer und Frauen aller Stände, ebensowohl Gewerkschaftsführer als Universitätsprofessoren, gewerbstätige Kriegswitwen oder Jugendführer, die alle von einer gemeinsamen sorgenden Liebe um Deutschland getrieben werden und ihr Herz ausschütten. Diese Briefe vermitteln ein sehr eindrucksvolles Bild der Lage in der Heimat, geben dem allgemeinen Geschehen eine persönliche Farbe und lassen durch ihren gemeinsamen Akzent eine objektive Bildformung zu, gerade wegen ihres vielfältig subjektiven Tones. Sehr viele schreiben auch wegen irgendwelcher Unterstützung in Auswanderungsangelegenheiten und sie bilden die dritte Gruppe. Wo ich kann, helfe ich natürlich und es gibt in diesem Lande unter den landeskundigen Deutschen viele aufrichtige Helfer, die zu jeder möglichen Dienstleistung bereit sind, obwohl manche von ihnen in Einwanderungsfragen recht trübe Erfahrungen gesammelt haben.

Die vierte Gruppe besteht nur aus Ausländern, meistens Menschen, die entweder durch die französische oder die englische Übersetzung meines Buches „Trotzdem“ angeregt wurden zu schreiben. Es gibt in dieser Gruppe Einzelfälle von geradezu fanatischer Deutschfreundlichkeit, vor allem aus England und Amerika. Zu dieser Kategorie gehören unter anderem ein höherer englischer Offizier, der in Tokio seit Jahr und Tag bei einem alliierten Stab arbeitet, ein südafrikanischer Pfarrer, ein finnischer Holzkönig, ein italienischer Noble. — Dieser Teil der Korrespondenz ist natürlich besonders aufschlußreich, weitet das Blickfeld und weckt Verständnis für katastrophale Irrtümer der jüngsten Vergangenheit, ebenso wie für einwandfreie Leistungen, die manchmal beim Ausländer einen

tieferen Eindruck hinterlassen haben, als bei uns Deutschen selber, die in einer noch jüngeren Vergangenheit sehr geneigt schienen, das Kind mit dem Bade auszuschütten.

Die lustigste Gesellschaft bildet die fünfte Gruppe von Korrespondenten: es sind die wüstesten Schimpfer, die meist anonym oder mit Angabe einer falschen Adresse, wilde Phantasievorstellungen zum besten geben.

19. Januar 1945.

Das Geschwader muß heute nach Klein-Eiche verlegen, weil dieser Platz etwas zurückgezogen liegt und sicherer scheint, denn bei der unsteten Lage soll Udetsfeld nicht mehr bevorratet werden. Ich entschließe mich, diesen Verlegungstag zu einem Flug nach Berlin auszunutzen. Wir fliegen die ganze Strecke im Tiefflug, weil sowohl Russen wie Amerikaner den Raum stark bearbeiten. Unter uns ziehen lange Kolonnen Kriegsgefangener, deren Lager geräumt wird, in rückwärtiges Gebiet und überall beobachten wir fieberhafte Anstrengungen bei der Anlage von Verstärkungen, Panzergräben, Infanterie- und Geschützstellungen. Hin und wieder stößt eine Mustang oder ein Russe herunter, aber es kommt nichts Besonderes vor. Ich habe in meiner Ju 87 gleich den ersten Wart mitgenommen, sodaß er sich um die Maschine kümmern kann, denn man kann nicht wissen, ob es nicht noch etwas zu jagen gibt. Nach der Landung auf Tempelhof fahre ich mit dem Wagen des Reichsmarschalls heraus. Trübes Wetter läßt die Straße naß schimmern. Für trübes Wetter bin ich immer sehr empfindlich und betrachte es als ein schlechtes Omen. Als ich in Karin-Hall hereinkam, wollte Göring gerade in den Wald gehen. Wir sprachen während eines Spazierganges. Er machte einen sehr abgespannten und übermüdeten Eindruck und zeigte eine ungewöhnliche Niedergeschlagenheit. Unter herrlichen Kiefernbäumen lief unser Weg entlang, aber die Unterhaltung war dem Marschall offenbar nicht sehr angenehm. Ich hatte das bestimmte Gefühl, daß er lieber nicht von dem ewigen Flugverbot anfangen möchte, aber er verschanzte sich hinter einem ihm von Adolf Hitler selber gegebenen diesbezüglichen Befehl und fügte seufzend hinzu: „Der Führer mag es Ihnen ja selber nicht sagen und deshalb muß ich es tun. Aber ich will keine Diskussion!“ Die Atmosphäre war trübe wie der Wintertag selber. Ich antwortete nur, daß ich es sehr eilig hätte, weil ich zum Geschwader zurück müßte. Dann ließ er mich nach Berlin zurück-

bringen. Ich landete auf dem Platz in Klein-Eiche und erfuhr, daß das Geschwader trotz Verlegung in meiner Abwesenheit noch drei Einsätze geflogen hatte, auf Panzer bei Landsberg an der Warte und Werl. Die Abwehr war sehr stark gewesen. Sie hat uns zwei liebe Kameraden gekostet: den Ritterkreuzträger Oberfeldwebel Ludwig, einen prächtigen Panzerjäger und Leutnant Weißbach, meinen Einsatzbearbeiter, der von mir Flugverbot hatte und meine Abwesenheit für einen „Seitensprung" benützte. Ich selber habe mich schon längst entschlossen, trotz des jetzt wohl sehr strengen Verbotes weiterzufliegen.

Abends besuche ich den hier ansässigen Grafen Strachwitz; im Herbst 1944 war auch er oben in Lettland und führte den letzten großen Panzervorstoß auf Tukum. Er ist ein hervorragender Panzeroffizier; in Folge einer schweren Verwundung trägt er eine silberne Gehirnschale. Feldmarschall Schörner setzte ihn als Organisator des Volkssturms ein, aber Strachwitz hat starke Kontroversen mit ihm. Im geräumigen Saale, wo wir uns unterhalten, schauen die strengen Gesichter einer imponierenden Ahnengalerie auf uns herab und viele dieser Männer haben im Laufe der Jahrhunderte ein Leben lang gegen den Osten gekämpft. Der Graf weiß nicht, ob er evakuieren soll oder nicht, aber meint schließlich: „Die Ostfront wird schon halten."

19. Januar 1952.

Früh aufgestanden, habe geschwommen und mich dann gleich wieder an die Korrespondenz gemacht. Denn der Samstag gehört mir. Nachmittags kommt ein Geschwaderkamerad, der mir dabei hilft und Maschine schreibt. In manchen Briefen werden Fragen erörtert, die sich nicht mit einigen Redensarten abtun lassen, und deren Beantwortung Zeit zum Nachdenken verlangt. So z. B. die Frage nach den eigentlichen Ursprüngen des Kommunismus, der ja letzten Endes nicht allein aus den Schriften von Karl Marx entstanden sein könne, nach den Zusammenhängen zwischen Hochfinanz und Kommunismus, die man hier in Südamerika doch besser übersehen können müsse als in der Heimat, oder auch die praktische Frage, wie es im Augenblick einer gewaltsamen Auseinandersetzung zwischen West und Ost zu vermeiden sei, daß die ostdeutsche und die westdeutsche Jugend sich gegenseitig erschieße. Solche Briefe müssen zurückgelegt werden, bis ich mich innerlich damit auseinandersetzen konnte.

20. Januar 1945.

Von früh bis Abend fliegen wir Einsatz auf Einsatz, das ganze Geschwader dreht auf Höchsttouren, denn es geht jetzt hart auf hart. Korol und einige andere machen an diesem Tage fünf Einsätze, ich selber zehn, denn nach der Landung schnappe ich mir sofort die erstbeste Maschine und fliege wieder los. Panzer östlich Landsberg, bei Lissowitz und Bischof sind unser Angriffsziel. Krakau und Litzmannstadt sind aufgegeben und wir müssen in unserem Abschnitt den russischen Aufmarsch zum Stehen bringen. Bei Kiefernstädtle sehen wir erstmalig wieder eine eigene gepanzerte Einheit, die einen örtlichen Gegenstoß macht und die Russen zu einer offenen Panzerschlacht zwingt. Wir können gerade noch etwas nachhelfen. Sobald auch nur etwas von unseren Truppen noch steht und dem feindlichen Ansturm die Stirn bietet, haben die Russen erhebliche Schwierigkeiten zu überwinden und ihre Bewegungen kommen meistens zum Stillstand. Um Kiefernstädtle dehnen sich größere Wälder aus und die Panzer beschießen sich schon auf größere Entfernung. Als wir hinkommen, brennen bereits mehrere T 34, während nur ein eigener Panzer gefechtsunklar zu sein scheint. Wir greifen sofort ein und schon beim ersten Anflug schießen wir dem Russen zwei Panzer weg. Im ganzen vernichten wir sechs Panzer, und darauf zieht sich der Iwan in östlicher Richtung zurück. Sofort stoßen die deutschen Panzer nach und rücken mehrere Kilometer weit vor. Das Unternehmen hat natürlich einen rein örtlichen Charakter, aber es beweist, daß, wo noch deutsche Kräfte stehen, sie sich nach wie vor ausgezeichnet schlagen. Wenn wir bloß in der Lage sind, weitere derartige Einheiten auf die Beine zu stellen, dann kann der Russe noch lange warten, bevor er uns den Todesstoß versetzt. Die T 34 sind weiß getarnt, aber einige haben noch den grünen und roten Fabrikanstrich und sind ein deutlicher Beweis dafür, daß der Russe keine Reserven hat, sondern seine riesigen Angriffsarmeen in ein großes Vabanque-Spiel hineinwirft, das eben so lange gut gehen wird, als wir keine effektive Gegenwehr aufstellen können. Durch diesen rücksichtslosen und gewagten Einsatz seiner Kräfte hofft er wahrscheinlich auch seine westlichen Bundesgenossen zu übertrumpfen, aber es ist kaum anzunehmen, daß diese eine derartige Entwicklung zulassen werden.

Jedenfalls kann ich mich bei der heutigen Lage nicht um das Flugverbot kümmern, wie sehr es mich als Soldaten auch stört, letzten Endes meinen Vorgesetzten den Gehorsam zu verweigern. Sie erlassen aber

dieses Verbot, um Rücksicht auf mein Leben zu nehmen. Aber jetzt, wo meine engste Heimat unmittelbar bedroht wird, käme ich mir schlecht vor, würde ich meine Erfahrung und Kenntnis nicht dort anbringen, wo ich sie unmittelbar verwenden kann: hinter meinen Kanonen.

20. Januar 1952.

Draußen brennt ein glühender heißer Tag. Mir wird es noch heißer, wenn ich einem Mädchen antworten soll, das da schreibt, ob ich nicht ihren „Freund" gekannt habe, „denn er war auch bei der Luftwaffe". Zwar weiß sie nicht genau wie er heißt, aber „ich werde seine nette Person ganz ausführlich beschreiben". Zum Schluß schreibt sie ganz überzeugt: „Sie haben ihn sicher gekannt, er war ein ganz großer Nachtjäger". Das ist doch mal ein fröhlicher Brief, und ein ganz großer Nachtjäger ist er bestimmt gewesen ...

21. Januar 1945.

Die Lage hat sich derartig finster entwickelt, daß an der Oder eine Front aufgebaut werden muß. Diese Aufgabe wird dem sehr energischen Feldmarschall Schörner anvertraut. Er muß praktisch aus dem Nichts eine Front aufbauen und in erstaunlich kurzer Zeit gelingt ihm diese Aufgabe, darüber besteht kein Zweifel. Wir wissen noch von früher her, wie groß seine Heldenklau-Begabung ist und daß er aus allen Ecken Truppen hervorzaubert. Wir fliegen den ganzen Tag durch, hauptsächlich auf Panzerziele im Raum Groß-Strelitz. Als ich zum ersten Angriff ansetze, denke ich an meinen lieben Onkel, der in diesem Ort Pfarrer ist. Werden sie noch da oder schon geflüchtet sein? Ich kann nicht vermeiden, daß das neuerliche Flugverbot mich doch belastet und ich mir selber meinen Ungehorsam vorwerfe. Nur der Gedanke an die tödliche Gefahr der Heimat, gar der eigenen Familie, ist imstande diesen seelischen Druck zu erleichtern. Nach wie vor erleben wir verhältnismäßig wenig russische Lufttätigkeit. Die rote Luftwaffe wird sich noch mit den deutschen Einheiten hinter den russischen Linien beschäftigen.

Das Wetter ist denkbar schlecht, aber auch bei Wetterverhältnissen, die uns noch in Ungarn als vollkommen unmöglich erschienen, fliegen wir laufenden Einsatz. Am Nachmittag verlegt das Geschwader nach Grotkau, aber unser Einsatzraum bleibt derselbe. In den letzten Tagen hat dichter Schneefall uns sehr behindert, und die tiefliegenden

Wolken lassen es spät hell und früh dunkel werden. Die Nacht ist überhaupt der beste Bundesgenosse der Russen, denn nachts können sie ziemlich ungestört vorstoßen. Als ich nach einem Einsatz wieder lande, wartet ein Luftwaffengeneral auf mich. Es ist schon der zweite „Spion", der in diesen Tagen die Innehaltung des Flugverbotes kontrolliert. Alle Geschwaderleute haben Anweisung, in einem solchen Fall zu sagen, daß ich zu einem kürzeren oder längeren Werkstattflug heraus bin. Ich beteure denn auch dem General, daß ich gerade von einem derartigen Flug zurückkomme und zufälligerweise in der Luft Teile des Geschwaders traf. Der General starrt mich an und sagt, daß er kein Wort davon glaubt, er habe sowieso nichts gesehen. Davon glaube ich nun wieder nichts und es wird jetzt wohl nicht mehr lange dauern, bis man „oben" explodieren wird, und was dann geschieht, soll der Teufel wissen. Sobald der General aus dem Blickfeld verschwunden ist, fliege ich wieder los.

Es ist mir aufgefallen, daß jetzt hier im schlesischen Raum immer mehr Stalinpanzer aufkreuzen. In Ungarn haben wir sie nur vereinzelt gesehen. Das Heer beschwert sich über die Schwierigkeit sie abzuschießen. Bei diesem Einsatz stelle ich eine Kolonne von vierzehn Panzern, hauptsächlich Stalinpanzern fest, die schwer mit Sprit beladen sind; sie sind also wahrscheinlich für einen größeren Auftrag unabhängig gemacht. Jetzt geht alles in rollendem Einsatz gegen diese Kolonne. Wir ruhen nicht bis wir sie vollkommen vernichtet haben. Die Tatsache, daß sie große Fässer Sprit mit sich führen, erleichtert unsere Aufgabe, und es ist eine wahre Freude, den tadellosen Angriffsgeist des Geschwaders so demonstriert zu sehen. Trotz der Verlegung haben wir heute im ganzen sieben Einsätze geflogen. Zwischendurch spreche ich immer mit Korps oder Flotte, um die erledigten Aufgaben durchzugeben und neue entgegenzunehmen. Auch nachts telefoniere ich laufend, weil dauernd wichtige Nachrichten vom Heer durchgegeben werden.

21. Januar 1952.

Wo Wissenschaftler zusammen sind, fehlt auch der Neid nicht. Das stelle ich auch jetzt wieder fest, obwohl hier eine recht herzliche Zusammenarbeit zustande kommt. Kleine Reibereien sind, wo Menschen zusammenkommen, nie zu vermeiden. Wissenschafter aber sind von einem „Spezialgeist" besessen und das ist verständlich, denn ihre Religion ist letzten Endes „das Geheimnis", das sie lüften und dem sie auf den Grund

gehen wollen. Man kann darum nur herzlich lachen, wenn geschrieben oder gesagt wird, daß die deutschen Wissenschaftler in Rußland z. B. „ganz bestimmt“ nicht all ihr Wissen und all ihr Können den Bolchewiken schenken würden ... Stellen Sie dem Wissenschaftler sein Labor, gut eingerichtet natürlich, zur Verfügung, lassen Sie ihm den Weg ins Herz seiner Probleme offen, und er hat alsbald vergessen, ob er nun in Newton, Hampshire, Nowgorod oder Baden-Baden steckt. Dafür ist er eben Wissenschaftler. Ausnahmen wie Otto Hahn sind darum nur um so höher zu rühmen.

22. Januar 1945.

Während der Nacht sind die Russen wieder weiter westlich vorgestoßen und unser Einsatzraum liegt nun um Brieg. Die Tage sind äußerst kurz, erst um acht Uhr wird es hell und um halb fünf ist es schon dunkel. In den paar Stunden vom ersten bis zum letzten Licht fliegen wir Einsatz auf Einsatz. Der Körper möchte manchmal müde werden, das Herz droht zu bersten, bei den Stürzen dauert oft der Schleier länger und wird zu einer Art Bewußtlosigkeit, aber es ist nichts zu machen. Keiner nimmt Rücksicht auf sich selber. Jeden Tag erlebe ich wieder wie ein beglückendes Wunder die herrliche Disziplin und Einsatzbereitschaft der Männer, sie kennen keine Hoffnungslosigkeit, kein Versagen, die räsonieren nicht, sie fliegen Einsatz um Einsatz und reißen den lahmen Körper immer wieder mit hoch. Es geht um die Heimat!

Im heutigen Wehrmachtsbericht werden meine elf Panzerabschüsse von gestern gemeldet. Was soll das nun wieder heißen? Meine Kameraden meinen, daß diese Meldung wohl die Quittung des Führers ist für meine Befehlsverweigerung, bezüglich des Flugverbotes. Hoffentlich irren sie sich nicht, jedenfalls muß es bei uns im Geschwader ein Riesen-Leck in der Leitung geben; wahrscheinlich hat sich einer beschwatzen lassen. Wie ich vom sechsten Einsatz zurückkomme, liegt ein Telegramm vor, das mich sofort nach Karin-Hall ruft. Was soll ich denn jetzt um Gotteswillen wieder da machen? Warum lassen die mich nicht in Ruhe, hier an der Front?

22. Januar 1952.

Gestern mußte ich ganz stark an meinen kranken Vater denken und wollte mir doch nicht selbst lächerlich vorkommen als einer, der „Ahnungen“ hat. Und heute bekomme ich das Telegramm, das mir sein Ableben mitteilt. Daß ich ihn in der Stunde seines Sterbens nicht besuchen konnte, werde ich sicher Zeit meines Lebens nicht mehr vergessen können. Und nur weil die amerikanischen Behörden kein Visum erteilten, aber auch nicht erklärten, daß sie es nicht geben würden. Hätten sie wenigsten das getan, dann wäre ich so oder so noch rechtzeitig hingekommen, um meiner Mutter in diesen schweren Stunden beizustehen.

23. Januar 1945.

Wieder im Tiefflug bis Tempelhof und anschließend mit dem Wagen nach Karin-Hall. Ich versuche unterwegs meine Argumentierungen schön geordnet zu sammeln, aber es hat wohl wenig Zweck und ich werde die Dinge auf mich zukommen lassen. Mir selber ist dies alles besonders peinlich, denn ich möchte unter keinen Umständen den Eindruck erwecken, als ob ich mich auf Grund der höchsten Auszeichnung nun etwa gehen ließe. Letzten Endes ist es nur die bittere Kriegslage, die mich veranlaßt, einen gegebenen Befehl zu umgehen, denn ich glaube in meinem Soldatenleben des öfteren und unter den scheußlichsten Umständen bewiesen zu haben, daß ich gehorchen kann. Göring verhält sich ziemlich abweisend und versucht mir klarzumachen, wie lästig es ihm ist, meinetwegen schief angeguckt zu werden. Er redet mir zu, doch endgültig das Einsatzfliegen aufzugeben, weil er in vielen Lagebesprechungen vom Führer deswegen unangenehm angefahren wird. Ich überlege bei mir selber, ob der Reichsmarschall nicht auch aus etlichen andern Gründen vielleicht mal schief angeguckt wird ... Ich stelle ihm mehrere Fragen über die Lage, aber er äußert sich nur sparsamst. Dagegen will er von mir hören, wie es vorne aussieht, und möchte ganz offensichtlich Dinge hören, die ihn angenehm überraschen könnten. Ich kann ihm leider nichts derartiges mitteilen. Dagegen frage ich ihn, wie es mit unseren Reserven aussieht und erkläre ihm, daß, falls sie anständig bewaffnet sind, mit ihnen an der Ostfront noch allerhand zu schaffen sei. Er bemerkt dazu, daß durch die Auskämmungen in der Heimat noch genügend Menschenreserven vorhanden seien und es keinesfalls einen akuten Personalmangel gäbe. Ob jedoch die Bewaffnung der neuen Truppen noch gelingen würde, wäre nicht zuletzt abhängig von der Wirksam-

keit der westlichen Luftangriffe auf unsere Industrien. Der positive Widerstand der Ostfront sei überhaupt davon abhängig. Ich antwortete, daß die jetzt Ausgekämmten doch zu wenig Ostkriegerfahrung hätten, als daß damit die Ostfront gehalten werden könnte. Göring erklärte, daß er seine Hoffnung auch nicht darauf allein setze, sondern auf die sich weiter nach vorne bewegenden Igel, die jetzt noch hinter der russischen Front kämpfen. Gerade die müßten wir zurück haben, weil es meistens neuaufgestellte Truppen wären, die durch einen Rückzug, wie er nun mal zum Ostkrieg gehört, vollkommen demoralisiert werden.

Göring betrachtet die englischen und amerikanischen Angriffe auf die Hydrierwerke und deren Wohnviertel als besonders bedenklich und schildert mir, wie die feindliche Spionage über ein großes Netz von deutschen Agenten verfügen muß, denn am gleichen Tage, an dem durchgegeben wird, daß dieses oder jenes Werk wieder vollkommen aufgebaut ist, vernichtet ein erneuter Bombenteppich wieder alles. Anfänglich hatte er geglaubt, die Agenten wären Fremdarbeiter, aber neuerdings wäre es klar geworden, daß es Deutsche sein müssen. Mit der Produktionskapazität dieser Werke hätten wir die Ostfront bequem halten können.

„Wollen mal sehen, wann wir die Bude hier anzünden müssen!" bemerkt der Reichsmarschall, während er seinen Blick durch den schönen Saal von Karin-Hall schweifen läßt. Ich verabschiede mich, fahre schnell nach Tempelhof zurück und starte nach Grotkau. Ich nehme mir vor, jetzt dem Flugverbot Folge zu leisten, denn es ist nun einmal Befehl, und es liegt nicht bei mir, die Lage so zu beurteilen, daß dadurch das Befehlsverhältnis geändert werden könnte. Ich weiß, daß mich das viel kosten wird, aber andererseits deutet die sich anscheinend anbahnende Stabilisierung der Oderfront auf eine Beendigung der kritischen Lage, die mich zum Fliegen veranlaßte trotz des Verbotes.

Kaum bin ich gelandet, bekomme ich Meldung über eine hoffnungslose Lage im Raum Brieg—Schutgust. Russische Panzer sind durchgebrochen und haben eine gefährliche Lücke aufgerissen, die noch vor Nachtanbruch geschlossen werden müßte. Damit sind meine braven Vorsätze für heute wieder hin und ich starte noch in der Dämmerung. Vier Panzer kann ich erledigen, bevor ich wieder zurückfliege. Das Korps bestätigt mir nachher, daß die eigene Truppe ihre vorherige Stellung erneut hat beziehen können und damit die größte Gefahr für einen nächtlichen Durchbruch der Iwans beseitigt worden ist.

23. Januar 1952.

Innerhalb vierundzwanzig Stunden nach seiner Ankunft in Buenos Aires meldet sich ein Kriegskamerad am Nachmittag in meiner Wohnung. Das ist eine beachtliche Leistung für einen Neuankömmling. Es freut mich, daß ich ihm helfen konnte, denn er ist ein ganz wackrer Bursche. Nach zwei Jahren russischer Kriegsgefangenschaft hat er sich so ungefähr in allen möglichen und unmöglichen Berufen versucht und dabei noch sein Studium an der Universität beendet. Ich merke aber bald, daß meine eindringlichen Warnungen an alle Einwanderungskandidaten auch in diesem Falle nicht allzu wirksam gewesen sind. Schon ein paar Stunden Aufenthalt auf dem Pflaster von Buenos Aires haben ihm genügt, fest davon überzeugt zu sein, daß er „Amerika“ schon „machen“ wird. Neuankömmlinge mit derartigen Auffassungen ecken aber nicht nur überall an, sondern auch für sie selber ist dies „Wort“ psychologisch verhängnisvoll. In Argentinien laufen keine Affen oder Tiger über die Straßen, das Land ist erstaunlich weit entwickelt und die starke europäische Einwanderung ebensosehr wie die angeborene Findigkeit der Ansässigen, machen den Existenzkampf wirklich nicht zu einem Kinderspiel. Das Land braucht noch viele Einwanderer, aber ernsthafte, fleißige, bescheidene, nicht solche, die mit Vorstellungen kommen, die vielleicht am Ende des vorigen Jahrhunderts noch angebracht waren. Kommt noch hinzu, daß gerade nach dem letzten Krieg die Gutgläubigkeit des rasch aufsteigenden Landes von zahlreichen Scharlatanen und gewissenlosen Quacksalbern mißbraucht wurde und daher eine sehr nüchterne, um nicht zu sagen mißtrauische Beurteilung an die Stelle der früheren Unternehmungslust getreten ist. Für einen zielbewußten, strebsamen Charakter ist natürlich noch immer Platz in einem Lande, das ohne Zweifel führend in Südamerika ist und bleiben wird. Aber für Kirmeskünste allein ist bald kein Raum mehr und es ist für den Einwanderer besser, sich darüber von vorneherein im Klaren zu sein.

24. Januar 1945.

Früh ist eine Meldung des Platzkommandanten von Brieg durchgegeben worden, nach der die Russen auf der anderen Seite der Oder viele Pontons bereitgestellt haben. Brieg wird von der Oder durchschnitten und die Meldung war höchst alarmierend. Da müssen wir mit Bomben und im Sturzflug ran, obwohl die Wolkenuntergrenze in kaum

150 Meter Höhe liegt und die Explosions- und Splitterwirkung unsere eigenen Maschinen sehr gefährden kann. Wir hauen unsere Bomben dazwischen und obwohl es manchmal in der Maschine mächtig rüttelt und stößt, verläuft alles gut. Mit den Bordwaffen nehmen wir viele Fahrzeuge, darunter eine große Anzahl bespannte, unter wirksamstes Feuer. Kaum sind wir wieder gelandet, kommt schon ein Funkspruch durch von der Besatzung von Brieg, die uns ausführlich die Auswirkung des Angriffs schildert und sich herzlich bedankt für die Entlastung. Neu getankt und munitioniert und schon starten wir zum neuen Einsatz. Wir kämpfen jetzt im Raum von Klein-Eichen, wo wir noch vor ein paar Tagen gelegen haben. Es ist für mich die klarste Bestätigung, daß sich die Lage keineswegs gebessert hat und ich unter diesen Umständen nie am Boden bleiben könnte. Gerade bei diesen unaufhörlichen, härtesten Einsätzen, wo von fliegendem und Bodenpersonal das Letzte gefordert wird, will ich an der Spitze des Geschwaders ein Beispiel der Einsatzfreudigkeit und kämpferischen Rücksichtslosigkeit geben, denn in einer Gemeinschaft von Männern ist die allgemeine Einsatzfreudigkeit und Kampfeslust oft von den kleinsten, unmerklichen Imponderabilien abhängig und da möchte ich vermeiden, daß meine Abwesenheit eine Auswirkung hat, die man nicht im Voraus berechnen kann.

Als wir zum fünften und letzten Einsatz dieses Tages fliegen, schießen wir Panzer ab, ganz in der Nähe ... des Schlosses vom Grafen Strachwitz. Vor ein paar Tagen waren wir hier noch zu Gast und jetzt machen sich vor dem Eingangstor die Iwans breit. Aus blinder Wut halten wir mit den Kanonen dazwischen, weil wir im Geiste sehen, wie unter der stattlichen Ahnengalerie jetzt die Iwans ein Schießen auf die kostbaren Gemälde veranstalten, und so der Osten Rache nimmt an einer Vergangenheit, da er vom ostdeutschen Adel bezwungen wurde. Gerade dieser Vorfall lenkt meine Gedanken auf die eigene Familie. Wie lange wird es noch dauern, daß sie den trostlosen, grausamen Fluchtweg antreten wird? Haben wir dafür jahrein, jahraus, ohne Unterbrechung, ohne einen einzigen normalen Urlaub, gekämpft und gearbeitet, daß wir nun nicht einmal die eigene Familie schützen können?

25. Januar 1945.

Größere feindliche Panzerformationen sind im Raum Oppeln—Gleiwitz gemeldet. Ein ausgesprochenes Industriegebiet. Dort gestalten sich unsere Angriffe sehr schwierig, denn zu dem schlechten Winter-

wetter gesellt sich noch der Dunst, der immer über Industriegebieten liegt. Hohe Schornsteine, Starkstromleitungen u. a. machen Tiefangriffe zu einem halsbrecherischen Unternehmen. Außerdem haben die Panzer vollauf Gelegenheit, sich hinter Fabrikhallen und in den Straßen zu verstecken. Bis jetzt hat das schlesische Industriegebiet wenig gelitten, denn das Gros der russischen Truppen steht noch bei Krakau. Der Widerstand deutscher Truppen in diesem Gebiet wird von Fünfzehn- und Sechzehnjährigen gestellt, die sich beide E.K.'s holen, indem sie die T 34 aus den Kellern heraus und um eine Straßenecke mit ihren Panzerfäusten abknallen. Bei dem siebenten Einsatz heute schieße ich meinen vierhundertsten Panzer ab und selten habe ich einen so bequemen Abschuß gehabt.

Am Abend besucht uns Feldmarschall Schörner auf dem Gefechtsstand und bringt eine Torte mit der zierlichen Zahl 400 mit. Er bedankt sich für unsere Hilfe beim Aufbau der Oderfront und erklärt wörtlich: „Ohne Ihre Hilfe wäre es unmöglich gewesen, die Oderfront zu stabilisieren." Er sagt stets die Dinge sehr gerade heraus und wir sind ihm dankbar dafür. Wie immer ist er voll verbissenem Optimismus; er wird mit seinen Leuten stehen, wenn seine Nachbarschaft auch hält. Schörner ist ein prächtiger Haudegen und ein aktiver Heldenklau. Ist er unterwegs, hat er schon manchen harmlosen Zahlmeister von der Straße weggeschnappt, mit welcher wichtigen Aufgabe der Mann auch beschäftigt sein mochte. Hinter Schörner's Wagen fährt immer ein anderer her, auf den er seine „Beute" auflädt. Wenn es nottat, brachte er manchen Aufgegriffenen in den Abschnitt, wo er gebraucht werden konnte, sodaß der Arme schon wenige Stunden nach seinem friedlichen Spaziergang schoß. Er bringt uns auch seine Anerkennung zum Ausdruck für unsere Aufklärung, durch die wir ihm früh und abends zuverlässig mitteilen können, wo der letzte Unsrige und der erste Feind steht. Von unseren Aufklärungen profitieren viele Stäbe, deshalb fliege ich immer in Bodennähe. Da wir jetzt in meiner eigenen Heimat-Provinz kämpfen, kann ich auf wenige Meter genau sagen: der Russe steht auf zweihundert Meter vor der Weggabel X, Unsere stehen auf vierhundert Meter an der anderen Seite mit einem schweren Granatwerfer. Auch dies ist ein Umstand, der mich dazu verpflichtet weiterzufliegen, auch unter der schwersten seelischen Belastung.

Der Feldmarschall bricht ziemlich früh auf und sagt lachend dazu: „Ich tue das nur aus reinem Egoismus, denn Ihr braucht den Schlaf!"

26. Januar 1945.

Stärkstes Schneetreiben macht unsere Einsätze nach menschlichen Maßstäben unmöglich; in Friedenszeiten oder bei der Ausbildung würde man niemanden bei so einem Wetter zu einem harmlosen Überlandflug herausschicken. Aber bei Schurgast sind feindliche Panzer gemeldet. Alles ist grau, die Wolken, die Erde, die Stimmung. Wir sehen fast keinen Horizont. Wir müssen höllisch aufpassen, um uns nicht gegenseitig zu rammen, und deshalb vermeiden, denselben Panzer unter Beschuß zu nehmen. Jeder muß darauf achten, nicht in die Propellerböen des andern hineinzugeraten und trotzdem müssen wir zusammen bleiben, denn sonst verlieren wir uns vollkommen aus dem Auge und entsteht erst recht Rammgefahr. Rein fliegerisch fordern Einsätze bei dieser Wetterlage schon das Allerhöchste. Diese Bodenkriecherei bringt uns auch allerhand Infanteriebeschuß, denn die Infanterie bietet im Felde kein konzentriertes Angriffsziel. Schon nach dem ersten Einsatz hat uns die Anstrengung sehr müde gemacht und dann kommt noch ein Verlegungsbefehl dazu. Ich soll mit meinem Geschwader sofort nach Märkisch-Friedland in Pommern verlegen, weil die Lage dort sich noch gefährlicher als in Schlesien gestaltet hat. Das dichte Schneetreiben zwingt uns, jeweils zu dreien zu starten. Bei der Zwischenlandung in Frankfurt/Oder wird mir mitgeteilt, daß ich dringend Grotkau anrufen soll. Ich erfahre nun, daß Feldmarschall Schörner wutentbrannt Teile meines Geschwaders festgehalten und eine Führerentscheidung beantragt hat, ob ich bei ihm bleiben oder nach dem Norden, zum Frontabschnitt Himmlers weiterfliegen soll. In diesem Falle muß Feldmarschall Schörner meine Leute in Grotkau loslassen. Ich rufe deshalb das Führerhauptquartier an und erhalte auf diesem Wege den endgültigen Befehl nach Märkisch-Friedland zu fliegen. Es ist völlig Nacht, als ich mit wenigen Maschinen im übelsten Schneetreiben lande, und jetzt soll ich noch raus zum Feldquartier Himmlers in der Ordensburg Krössinsee, schöne Bescherung!

26. Januar 1952.

Eine interessante Diskussion mit argentinischen Offizieren und einem Piloten der Andersarmee entstand über die Verwendungsfähigkeit des Düsenjägers als taktische Waffe zur Erdzielbekämpfung. Warum werden z. B. in Korea von den schnellen Düsenjägern so wenige Panzer aus der Luft vernichtet? Was ist zur Raketenbewaffnung zu sagen im Gegensatz zu

den „altmodischen" Kanonen, die es uns mit ihren 3,7 Wolframkerngranaten erlaubten, manchen Panzer aus der Luft zu knacken? Schon in Rußland habe ich damals Raketen versucht und auch einige Abschüsse damit erzielt. Aber unsere Raketen hatten in jener Zeit eine Höchstgeschwindigkeit von 180 Meter pro Sekunde, die nachher auf 300 gesteigert wurde. Unser Kanonenschuß dagegen besaß eine Anfangsgeschwindigkeit von 1100 Meter Sek. Daraus läßt sich ohne weiteres ableiten, daß auf die damaligen Raketen äußere Umstände wie Wind, Temperatur usw. einen viel größeren Einfluß hatten als auf den Kanonenschuß. Solange Raketen nicht annähernd jene Geschwindigkeit erreichen, bleiben sie unterlegen. Natürlich, wenn es heute Raketen mit 700 Metern Geschwindigkeit pro Sekunde gibt, läßt sich schon eher darüber reden. Den Amerikanern mit ihrem klassischen Massenaufwand kommt es vielleicht nicht so sehr darauf an, ob von 20 Flugzeugen mehrere etwas treffen, aber bei unseren zahlenmäßig kleinen Einheiten kam es darauf an, aus jedem einzelnen soviel wie möglich, eben das Höchstmögliche heraus zu holen. Die hohe Geschwindigkeit der Düsenjäger ist ein absolutes Hindernis für Erdeinsatz. Der amerikanische Standpunkt: Erst die Sicherheit des Fliegers und dann alles andere, ist sympathisch für den Piloten aber sicherlich für den Erdeinsatz weniger effektiv und widerspricht vollkommen unserer Auffassung, die gekennzeichnet war durch den alten Satz „Schußfeld geht vor Deckung". Daß der Einbau von Kanonen dieser Art eventuell fliegerische Eigenschaften verschlechtern und die Geschwindigkeit drükken würde, gebe ich zu. Man will ja aber Panzer abschießen, darum müßten die Erfordernisse hierfür berücksichtigt werden. Sowohl Panzer wie Infanterieziele lassen sich ausgezeichnet tarnen; bevor der Düsenjägerpilot sein Angriffsobjekt auch nur annähernd ausgemacht hat, ist er schon ein paar Kilometer weiter. Je langsamer das Flugzeug, um so gefährlicher ist vielleicht des Piloten Handwerk, aber auch ungleich größer seine Wirkung und sein Erfolg. Und bis jetzt sind alle Versuche gescheitert, aus dem Krieg eine Art Lebensversicherung zu machen. Vom überwältigenden Erfolg der sogenannten Napalmbomben gegen Panzer halte ich auch nicht allzuviel: denn mit Vollgas raus, und das stur nach einer Seite, — dann ist der Panzer in wenigen Sekunden aus dem Napalmspuk heraus und mit etwas Glück und der entsprechenden Schnelligkeit sogar ohne größeren Schaden an „Leib oder Seele" zu nehmen. Aus den Zeitungs- Fachberichten vom koreanischen Kriegsschauplatz bekommt man nicht den Eindruck, als wäre auf dem Gebiet des taktischen Erd-

einsatzes der Luftwaffe bisher Neues, Bahnbrechendes geleistet worden. Im Gegenteil, es hat oft den Anschein, als ob eher eine Rückentwicklung eingesetzt hätte ... Die schnellen Düsenjäger haben im Erdeinsatz oft nicht einmal Gelegenheit zu erkennen, wo Freund und wo Feind steht, sodaß nach amerikanischen Meldungen sehr häufig eigene Truppen angegriffen würden, worauf die GI's mit erheblichem Nachdruck erklärt haben sollen: Die sollen lieber im Kasino bleiben, als zum Angriff fliegen, das ist uns sicherer. Auch bei uns kam so etwas vor, aber doch nur sehr selten.

27. Januar 1945.

Es war morgens halb fünf, als ich Himmler verließ. Auf der Hinfahrt schon waren wir mehr als eine Stunde liegen geblieben, denn ein kräftiger Schneesturm und die vollkommene Unwegsamkeit des Anfahrtweges machten das Weiterfahren unmöglich.

Es war das erste Mal, daß ich Himmler persönlich kennen lernte, und ich kann nicht leugnen, daß ich ihm etwas voreingenommen gegenüber trat. Beliebt war er kaum irgendwo. Dazu fehlte ihm die Gabe des „jovialen“ Umganges mit dem einfachen Mann. Aber er war — privat und dienstlich — von einer solchen Korrektheit, daß ihm schon deswegen niemand eine gewisse Achtung versagen konnte. Seine polizeilichen Obliegenheiten, nun, einer mußte sie ja übernehmen. Wir kümmerten uns wenig oder gar nicht darum. Wer im hellen Tageslicht des soldatischen Kampfes steht, hat kein Auge für die Nachtseiten des innerstaatlichen Ordnungsdienstes. Daß die kritische Lage im Inneren ein scharfes Auge und eine schnelle Hand erforderte, war selbstverständlich. Himmler schien beides zu haben, also gut! Daß die eigentliche Bedeutung dieses Mannes aber auf noch ganz anderem Gebiet lag, ahnten nur wenige von uns. In welchem Umfange er die Erforschung der deutschen Früh- und Vorgeschichte, vor allem auch auf kulturgeschichtlichem Gebiet gefördert hat, konnten nur seine engsten Mitarbeiter auf diesem Sektor seiner vielseitigen Tätigkeit ermessen. Er selbst hat seine Person nie in den Vordergrund gedrängt. Wir wußten nur, daß die Waffen-SS, die wir im Kampfe von Tag zu Tag mehr schätzen lernten, seine ureigenste Idee und Schöpfung war, eine Tatsache, die allerdings nicht allen Offizieren dieser Truppe bekannt oder angenehm zu sein schien. Wir

wußten auch, daß die hervorragenden europäischen Freiwilligen-Verbände innerhalb der Waffen-SS, die sich bis zur letzten Minute des Krieges mit wirklich heldenhafter Tapferkeit schlugen, Himmlers ganz persönliches Anliegen waren, und daß sie auf das außerordentlich klare Bild eines zukünftigen Europa zurückgingen, das dieser Mann sich schon sehr früh gemacht hatte. Das alles war Grund genug, ihm mit Achtung gegenüberzutreten. Und daß er sich zu allem anderen nun auch diese sehr undankbare Aufgabe hier noch aufgeladen hatte, konnte ihn in meinen Augen auch nicht geringer machen. Ihm ist jetzt die Verteidigung des Pommerschen Frontabschnittes übertragen worden, und er läßt sich von den militärischen Fachleuten willig beraten und trifft keine Entscheidung, die er nicht zuvor mit ihnen durchgesprochen hat.

Auch in meiner Angelegenheit, Einsatz des Geschwaders und Vorbedingungen für eine wirksame Zusammenarbeit, läßt er sich weitgehend von meinen Gesichtspunkten beeinflussen und macht durchaus treffende Anmerkungen dazu. Ich hoffe, daß der Machtnimbus, der ihn umgibt, auf Wirklichkeit beruht, wenigstens was meine Interessen betrifft: daß er tatsächlich auf dem schnellsten Wege genügend Sprit, Bomben und Munition herbeischaffen kann, sodaß wir sofort einsatzbereit sind, denn die geschilderte Lage ist tatsächlich katastrophal. Die Russen haben riesige Mengen Material und Menschen für einen Angriff auf Küstrin konzentriert und es ist höchste Zeit sie aufzuhalten, mit welchen Mitteln auch immer. Die nächtliche Unterhaltung mit Himmler läßt mir kaum zwei Stunden Schlaf und schon geht es los. Bevor wir zum Start kommen, muß die Startbahn vom Schnee einigermaßen gesäubert werden und das Bodenpersonal, aber auch die fliegenden Besatzungen haben Hände voll Arbeit, um wenigstens einen schmalen Start- und Landestreifen freizumachen. Unser Einsatzraum wird begrenzt von den Schwerpunkten Schloppe — Deutsch-Krone — Schneidemühl — Filenen. Wir fliegen an diesem Tage sechs Einsätze. Zuerst mit nur einigen Teilen, weil das Gros der Flugzeuge noch nachkommen mußte. Auf unserem Platz in Märkisch-Friedland liegt in einer Holzbaracke nebenan der SS-Gruppenführer von den Bach-Zelewski, Führer einer Kampfgruppe, die versuchen soll, in die feindliche Flanke hineinzustoßen. Wir knobeln eine Methode aus, um sein Unternehmen luftwaffenmäßig zu unterstützen. Er soll von Norden nach Süden in Richtung Netzetal angreifen. Außerdem sind einige Luftlandeoperationen in dem Seengebiet um Deutsch-Krone, im Rücken der Russen

vorgesehen. Die Schwierigkeit besteht natürlich darin, daß auf zehn Panzer von uns hundert Russenpanzer kommen. Bei unseren Einsätzen stellen wir ziemlich viele amerikanische Panzer fest. Sie sind harmlos, nur ist das Luftabwehr-MG hinderlich, weil ein Schuß in den Kühler unserer Ju 87 genügt, um das Kühlwasser auslaufen und die Kolben fressen zu lassen. Bei unseren noch wassergekühlten Maschinen ist das eine heikle Angelegenheit. Am Abend schildert von den Bach seine Zuversicht in Führung und Truppe mit etwas zu starken retorischen Akzenten, als daß es in diesen so todernsten Tagen uns noch überzeugend in den Ohren klingen könnte.

27. Januar 1952.

Habe ein paar Notizen über unser gestriges Düsenjägergespräch gemacht. Es ist ein fesselndes Thema und von brennender Aktualität. Ich versuche, wie ich es während des Krieges immer machte, mich in die Lage des Panzerkommandanten zu versetzen, unter dem Motto: wie halte ich mir den „fliegenden Hund“ vom Leibe? Während des Krieges versuchten die Roten in steigendem Maße, ihre Panzer gegen unsere Angriffe zu schützen, sowohl durch verstärkten Jagdschutz als durch Mitführen von Flak und Flakmassierungen. Griffen Flugzeuge an, dann versuchten die Panzer gerade soweit auseinander zu fahren, wie die mitgebrachte Flak sie noch schützen konnte. — Die Vierlingsflak war und ist eine gefährliche Waffe, auch für den Strahler. Bei unserer Ju 87 war der Abfangradius sehr kurz und wir konnten auch im steileren Winkel angreifen, wogegen der Strahler sich dem Panzer viel flacher nähern muß, und daher weit weniger sehen und beobachten kann, obwohl er selber natürlich auch weniger gesehen wird als z. B. die Ju 87. Während des Kriegs lernte ich selber den großen Unterschied zwischen der Ju 87 mit ihren 280 und der FW mit ihren 500 km/h kennen. Die Beobachtungsergebnisse und auch oft die Schußresultate waren bei der Ju 87 besser, sodaß es bei 900, 1 000 und mehr Stundenkilometern ausgeschlossen sein dürfte, den Erdverbänden wirklich effektive Hilfe — wie sie bei uns erfolgte — zu verschaffen. Die Erhöhung und ständige Steigerung der Geschwindigkeit ist selbstverständlich ein Fortschritt. Für taktische Belange aber kann und darf der Geschwindigkeit nicht dieselbe Bedeutung beigemessen werden wie z. B. im Luftkampf Jäger gegen Jäger, oder Jäger gegen Bomber. In

einem Stellungskrieg, mit erstarrten Fronten, wird es bei einigem Jagd- und Flakschutz ausgeschlossen sein, langsamere Flugzeuge z. B. zur Panzerbekämpfung einzusetzen. Schnelle Strahler werden aber kaum mehr Erfolg haben in dieser Situation. Doch sollte berücksichtigt werden, daß der Panzer die typische Waffe des Bewegungskrieges ist. Und gerade im Bewegungskrieg, wo unmöglich der ganzen Front genügend Jagd- oder Flakschutz gegeben werden kann und der Panzerwaffe immer wieder die Aufgabe zuteil werden wird, überraschende Angriffsoperationen durchzuführen, bleibt dem Panzervernichtungsflugzeug auch im modernsten Kriege immer noch eine große Aufgabe überlassen. Es wird unmöglich sein, die eigene Front mit genügend Pak zu versehen, sodaß feindliche Überraschungsvorstöße ausgeschlossen sind. Da bleibt das Panzerbekämpfungsflugzeug nach wie vor die wirkungsvollste Abwehr, weil sie die beweglichste ist. Sogar dort, wo starke Panzeransammlungen in Bewegung geraten sind, die durch starke Jagd- und Flakverbände geschützt werden, können durch eigene Massierung von Jägern, schnellen Bombern und Schlachtfliegern mit direkten Angriffs- oder Ablenkungsaufträgen die Panzerbekämpfungsflugzeuge wirksamst zum Einsatz gebracht werden. Mit wie „billigen" Kräften haben wir nicht während des Krieges „kostspieligste" Angriffsbewegungen des Feindes mit starkem Panzereinsatz verzögert und für kurze Zeit zum Stehen gebracht, nur durch Einsatz von Panzerjägern aus der Luft?! Es ist nur eine Frage der richtigen Harmonie zwischen dem Prinzip der Sicherheit des Piloten und der Wirksamkeit des Angriffs, die unbedingt dazu führen muß, dem taktischen Lufteinsatz gegen Panzer nach wie vor große Bedeutung beizumessen. Aber es geht damit wie mit der Panzerfaust oder Bazooka auf der Erde: eine fabelhafte Waffe, die vor allem im Stadtgebiet und Straßenkampf dem Panzer zum gefährlichsten Gegner werden kann. Aber um sich dieser bedeutenden Waffe anständig bedienen zu können, muß Seele da sein, im alten klassischen Sinne, wo animus Seele, Mut, Mumm, Kerlsein, Idealist, bedeutet. Fehlt diese Seele, dann ist es besser, sich in den bombensicheren Keller zu setzen oder in ein noch schnelleres Flugzeug und dann nach Rückkehr vom Feindfluge zu behaupten: „Ich habe zwei Panzer in Brand geschossen, einer hatte einen roten Streifen über der Kuppel, weiter drei Lastwagen in Brand geschossen, einer davon hatte 7½ Tonnen, 11 Soldaten auf der Flucht getötet, und meine Fluggeschwindigkeit betrug zu dieser Zeit 1 200 Stundenkilometer."

28. Januar 1945.

Laut Korps- und Flotten-Berichten hat unser gestriger Einsatz den Russen daran gehindert, im Raum Deutsch-Krone weiterzukommen. Infolgedessen müssen wir jetzt hart dranbleiben. Die größte Schwierigkeit ist der verfluchte Schnee. Schon das Rollen vom Liegeplatz zum Start ist ein Problem, denn der anhaltende Wind jagt immer wieder den Schnee auf, in dem unsere ausgesprochen breiten Räder trotz allem versacken. Das Korps kennt Wetter- und Platzverhältnisse und besteht keinesfalls auf Durchführung des Einsatzes. Aber im Raum Schloppe soll sich ein Panzerschwerpunkt gebildet haben und da müssen wir hin, denn wer weiß, was noch alles passieren kann, wenn die Russen schon jetzt in den Nachschubstellen herumpoltern. Es schneit, im Zielraum soll die Wolkenuntergrenze bei 400 Metern liegen, hier am Platz sind es kaum 250. Links und rechts von der Landebahn hohe Schneewälle, und ich beobachte, wie mühsam sich die Maschinen fortbewegen. Da hängt wieder einer, Mechaniker rennen hin, wackeln an der Fläche, hängen sich dran, fluchen, schwitzen, alles nur um den Vogel wieder flott zu bekommen. Der Start dauert lange, aber bei diesem Wetter brauchen wir keinen feindlichen Besuch zu erwarten. Jetzt starte ich selber, schiebe den Gashebel nach vorne ... nur langsam nimmt der Vogel Fahrt auf, denn der Schnee stoppt unheimlich. Tourenzähler, Startklappenstellung, alles normal ... endlich hebt die Ju ab und wenn sie sich auch noch etwas schwalbenartig benimmt. Zwischen 80 und 100 Metern drehe ich ganz in Platznähe eine Runde. Alle Maschinen sollen aufschließen, dicht beieinander bleiben. Es ist grau vor meiner Scheibe, es ist das Schneetreiben. Unter mir liegt eine grau-weiße Schneefläche. Nur der Wald bildet einen dunklen Fleck. Alles in mir ist gespannt, denn ich muß die andern Maschinen wieder heil zurückbringen, ihr Vertrauen lastet auf mir. Ich hasse dieses Fliegen im Schneetreiben. Als wir im entsetzlichen Winter 1941 von einem Flugplatz 80 Km vor Moskau zurückverlegen mußten, weil die Russen jeden Augenblick unseren Platz erreichen konnten, da flogen wir in Baumgipfelhöhe dahin, mit wenigen Metern Zwischenraum, die Maschine nebenan oft nicht mehr als eine geisterhafte Kontur. Es waren 40 Grad unter Null, aber der Schweiß verklebte uns die Stirn. Nach anderthalb Stunden landeten wir und sieben Maschinen fehlten. Die Kameraden waren verschluckt von der endlosen Schneeweite Rußlands, von seinen Wäldern, vom Krieg. Heute bin ich der Kommandeur, ob wir nicht beser wieder landen? Nein! Hart blei-

ben! Da vorne mahlen Sowjetpanzer ihren Weg nach Berlin und ganze Kompanien deutscher Soldaten sind ihnen eine bequeme Beute. Konzentrieren auf den Angriff. Ein letztes Winken vom Bodenpersonal: die bangsten Herzen werden diese prächtigen Kameraden haben, sie werden schweigsam vor Spannung warten, bis wir wieder da sind. Über Funk gebe ich durch: „Hannelore an alle ... aufschließen ... dranbleiben". Ich drossele den Motor, damit jeder aufschließen kann. Die Sicht ist sogar in geringer Höhe noch schlecht, ich gehe deshalb in den Tiefflug. Vorsicht mit Telefonleitungen und Hochspannungen, gerade die Masten tauchen im letzten Moment auf. Ein Auge auf Schneefläche und auftauchende Hindernisse, das andere für den Kompaß. Sonst finden wir weder Ziel noch Heimatplatz. Keine Sorgen, wird schon hinhauen!

Hinter mir sitzt Gadermann. Seine Beurteilung komplizierter Grübelei lautet immer: „der Kerl ist total abgeflogen, muß auf Urlaub." Jetzt muß gleich die Querbahn kommen, es fehlen noch zwei Minuten, sie ist sicher auch stark verschneit. Da ist sie schon, jetzt also nach Osten ab, vorsichtig lege ich den Knüppel nach rechts und schiebe langsam wieder an die Bahn heran, denn die andern müssen ja aufschließen können. Wo ist sie denn wieder, die verfluchte, war sie es vielleicht garnicht? Ich beiße mir vor Ungeduld auf die Lippen, ah, da ist die Bahn wieder, das wußte ich doch. Also jetzt linkes Flugzeugrad rechte Schiene. Die Methode ist nicht sehr sportlich, aber bei diesem Sauwetter gehen sogar die Spatzen zu Fuß. Jetzt muß gleich eine Überführung kommen, eine Straße, die zwanzig Kilometer nordöstlich zu dem Ort führt, an dem die Feindpanzer bereits aufgetaucht sein sollen. In fünf Minuten werden wir wissen, ob wir richtig sind. Die Sicht ist immer noch kaum mehr als 600 Meter. Wir finden nichts, wo sind die Burschen hin? Doch, vorne links ein Wagenpark! Es hat keine drei Minuten gedauert, bevor er in Flammen aufgeht, aber wir wollen Panzer abschießen, wo sind die Panzer? In diesem Sauwetter Einsatz fliegen und dann noch keine dicken Brocken finden ist eine Schweinerei. Wir suchen wie verrückt, finden nichts. Unsere Aufklärer haben zwar keine sonderlichen Ergebnisse mitgebracht, aber die Meldung des Korps bezog sich eindeutig auf Panzerkonzentrationen. Weit und breit nichts zu sehen. Also zurück. Verdammtes Pech! Kurs halten, nochmals Kurs halten.

Wir landen, gehen wutschnaubend in die Baracke, fragen nochmal die Aufklärer aus und sehen uns nochmals die Karte an. Im selben Augenblick kommt Oberleutnant Schmitte, Aufklärer einer Heereseinheit,

und sagt uns direkt ins Gesicht: „Hier auf der Waldstraße, in diesem Planquadrat, im Raum Schloppe fahren mit Höchstgeschwindigkeit mindestens zehn T 34!“ „unmöglich, wir sind doch da gewesen!“ sagen unsere Aufklärer. Schmitte schlägt eine Wette vor, ich nehme ihn in meiner Maschine mit und fliege mit der Panzerstaffel zurück. Schmitte hat Recht, da rollen die Biester. Jetzt ran! Die Panzer fahren wild auseinander in den Wald, nur ein Teil ist weiß angestrichen. Gerade will ich mein drittes Opfer aufs Korn nehmen, da leuchtet das linke Kanonenzeichen auf: Ladehemmung, Schweinerei! Also nur mit der rechten Kanone, auch einer Kanone ist schon mancher Iwan zum Opfer gefallen. Was ist denn das? Auch das rechte Leuchtzeichen blitzt auf. Das ist der verdammte Schneestaub, der sich zwischen die Schloßteile setzt und in der Luft vereist. Das fehlte noch ... Neuer Anflug ... Neuer Versager! Ich zittere vor Erregung, wieder ein Anflug, wieder ein Versager. Na ja, die andern Kameraden werden die Panzer schon erledigen. Wenige Augenblicke später ist dieses ganze Panzerrudel „zerrudelt“, wie Fridolin mal sagte.

Drei weitere Einsätze führen uns nach Springfeld und Segenfeld, wo wir noch ein halbes Dutzend Panzer und über dreißig Fahrzeuge erledigen können.

28. Januar 1952.

Als ob es der Zufall so wollte, habe ich mich heute ausnahmsweise ins Kino schleppen lassen, und da wurde gezeigt: Mission in Korea. Eine enttäuschende Angelegenheit! Massenaufgebot von Trickaufnahmen: verschwommene Gestalten werfen entweder ihre Flinten mitsamt Armen in die Luft oder werden haargenau von Kugeln in Brust oder Kopf getroffen und sinken dementsprechend zu Boden. Einige Landschaftsaufnahmen und Bilder vom Dschungelkrieg dagegen waren gut. Sehr schlecht wieder die Luftwaffenaufnahmen: Riesenviermotorverbände öffnen aus tausenden von Metern Höhe ihre Bombenschächte, und die Bomben ... treffen haargenau Panzer, die gehorsamst in die Luft fliegen. Verglichen mit diesen Aufnahmen haben unsere Kriegsberichterstatter aus dem II. Weltkrieg doch wohl andere Leistungen zu verzeichnen. Die waren immer so weit vorn, daß sie keine Trickaufnahmen benötigten. Darum hatten sie auch eine erhebliche Verlustliste, und es gab keine Wochenschau, für die nicht ein oder mehr Filmberichter ihr Leben gelassen hatten. Außer-

dem hatten wir oft in den Tragflächen mehrere Leika-Apparate eingebaut, die Kampfbilder aus unmittelbarer Nähe brachten. Nein, vom „modernsten“ Krieg kann „Mission in Korea“ uns „altmodische“ Soldaten sehr wenig überzeugen.

29. Januar 1945.

Wieder sind Panzeransammlungen im Raum Schloppe und Arnsfelde unser Angriffsziel. Und wieder macht dichtes Schneetreiben die Fliegerei zu einer Hölle. Bis zum äußersten angespannt, die Gedanken nur beim Fliegen und beim Angriff, fliegen wir hin, die Meldung ist ganz frisch und wir erwarten die ersten Panzer im genau umschriebenen Sammlungspunkt. Über dem Angriffsraum ist die Sicht etwas besser: ab und zu kann man wohl einen Kilometer weit sehen. Im Grunde ist das natürlich gar keine Sicht, aber wir sind in diesen Tagen schnell zufrieden. Schon bevor wir den eigentlichen Angriffsraum erreicht haben, nehme ich mehrere Brände wahr. Was soll das? Vorsichtshalber will ich die eng fliegende Formation etwas auflockern und gebe deshalb durch: „Hannelore an alle, Hannelore ... fertig machen zum Angriff!“ Ich ziehe hoch, wir können nie wissen, wie die Abwehrverhältnisse liegen und Verwegenheit nur aus Verwegenheit habe ich im ganzen Krieg nie gekannt, dafür ist das Spiel mit dem Tode zu ernst. Der Brand mahnt zur Vorsicht. Dann sehe ich Punkte, die sich bewegen ... runter ... schon hauen sie sich hin, ich fliege tief darüber hinweg und sehe Iwan’s und Panzerspuren. „Gadermann, halt mit dem MG nach unten!“ Die Iwan’s liegen im Schnee. Nur einige Maschinen haben Bomben dabei, aber die verpuffen im Schnee. Ich folge den Panzerspuren, sie führen mich ins angegebene Dorf. Halt... eine weiße Leuchtkugel... noch eine... jetzt winken Landser ... sie legen die Hakenkreuzfahne aus ... Knüppel herumgerissen und ganz in Bodennähe vorbei ... Die Landser zeigen nach Nord-Osten auf den andern Ortseingang. Wir rasen über die Häuser.

Vorsicht ... ein Kirchturm huscht peinlich nahe an der Kabine vorbei und mein Magen dreht sich nachträglich noch um. In einem großen Gehöft hinter der Scheune ein Panzer. Die aufgesessenen Infanteristen fühlen sich entdeckt und laufen was die Beine hergeben. Ich gebe durch: „Hannelore an alle: unter uns Panzer ... es wird nur von Norden nach Süden angegriffen ... Achtung Rammgefahr!“ Ich habe eng gekurvt, aber das große Gehöft ist schon nicht mehr zu sehen. Fliege zurück, auf Verdacht. Schon liegt unter mir die einladende Breitseite eines T 34.

Bei diesem Wetter sind mehrere Angriffe kaum möglich, also drücke ich das erstemal bei 250 Meter und anschließend bei 100 Meter Entfernung auf den Kanonenknopf, die Brennstoffbehälter des Panzers liegen ruhig im Fadenkreuz. Im Drüberfliegen eine Stichflamme und Gadermann schreit: „Nr. 1 brennt, so endet der Wochenendausflug für die Kameraden Asiens". Hinter mir hängt der Schwanz der anderen Maschinen, wir suchen weiter. Von Norden kurve ich erneut ein und fliege tief über den Ort, den Kirchturm lasse ich dieses Mal stehen. Zwei weitere Panzer!

Ich gebe den andern Maschinen den Standort durch und greife einen der beiden an, wieder zweimal zwei Schuß hintereinander. Aber er brennt nicht, nur dicke Qualmwolken steigen auf. Also wieder eine Runde und wieder zwei Schuß drauf, jetzt brechen die Flammen schlängelnd hervor. Korol oder Hannemann haben indessen auch den nebenanstehenden geknackt, denn auch dieser brennt. Ich bin froh, daß wir trotz des üblen Wetters geflogen sind, die eigenen Kameraden hier unten haben anscheinend keine panzerbrechenden Waffen und waren deshalb in einer trüben Lage, bevor wir kamen. Da schreit Gadermann im Mikrophon: „Da hauen sie ab — die Schweine!" Tatsächlich, mehrere Panzer rasen aus dem Ort nach Nordosten. Der Iwan gibt anständig Gas, denn ich sehe dicke Auspuffwolken. Ich setze zum Angriff an, ziele auf den Motor und sehe im letzten Moment, daß er Fässer geladen hat, also eine kleine Korrektur am Steuerknüppel, und schon liegen die Fässer im Fadenkreuz. Die Fässer brennen, aber der Iwan ... rast weiter, sicher noch 600 Meter, dann steht er, und kleine Explosionen zeigen, daß das Feuer die Munition erreicht hat. Er zerlegt sich in seine Bestandteile. Auf den andern Panzern hacken mehrere Maschinen der Kameraden herum, Anflug auf Anflug, bis sie brennen. Ich rase noch zweimal durch den Ort, aber finde nichts mehr. Unten winken die Landser und werfen ihre Stahlhelme vor Freude nach oben. Es tut uns gut, so ihre Dankbarkeit zu sehen. Das gibt wieder Kraft für die folgenden schweren Einsätze. Wackelnd fliege ich nochmals über die eigenen Kameraden und dann sammeln wir. Auf den Einsatzhafen zu wird der Schneefall immer stärker, ein Glück, daß wir im Zielraum wenigstens etwas sahen. Gleich sind wir am Platz „Hannelore an alle: Aufschließen". Geschlossen dröhnen wir im Tiefstflug über den Platz: unsere Männer am Boden werden uns jetzt zählen und strahlen, daß wir wieder da sind. Leicht hoch gezogen, Kurve, Klappen raus, schon sitze ich und rolle aus.

Wir fliegen im Ganzen acht Einsätze, und die Zahl der Abschüsse unserer Panzerstaffel steigt stark an. Zwischen Korol und Hannemann ist ein heftiger Konkurrenzkampf entbrannt, an einem Tag führt Korol, am andern Tag Hannemann in der Zahl der Abschüsse

30. Januar 1945.

Wieder Panzer bei Deutschkrone. Eisiges Winterwetter und die ewige Sorge um den Schneestaub, der sich beim Start in die Kanonen-Schlösser setzt. Wir gehen mit den Maschinen und den Waffen um, wie mit rohen Eiern. Heute ein klarer, blauer Winterhimmel, der uns eine herrliche Sicht ermöglicht. Auf 800 Meter Höhe ziehen wir an den Seen bei Deutschkrone vorbei, nur an den gleichmäßigen großen Schneeflächen und der Uferböschung erkennen wir sie, denn sie sind tief verschneit. Bei dem hohen Schnee werden die Panzer sich wahrscheinlich auf der Straße bewegen und nicht im unwegsamen Gelände. Am Ortsrand von Deutschkrone orange Rauchzeichen und weiße Leuchtpatronen, also Angehörige der Kampfgruppe, die bei uns in Märkisch-Friedland liegt. Weiterhin ist die Erde wie tot, kein Lebewesen bewegt sich, ich sehe aber Panzerspuren, die zu einem einzeln stehenden Gehöft nördlich der Straße führen. Ich drücke hinunter, die andern Maschinen der Panzerstaffel bleiben oben. Im Hof, dicht angelehnt an die Stallgebäude einige Panzer, bestens getarnt durch den weißen Anstrich, ich erkenne sie, weil einem die Farbe fehlt, für ihn hat's wohl nicht mehr gereicht. Es sind Shermans. „Hannelore an alle: Im Gehöft mehrere Sherman's. Keine Bomben werfen, nur schießen!“, zu leicht können in diesem Gehöft noch Deutsche wohnen und die wollen wir keinesfalls mit unseren Bomben treffen. Ich habe wieder 400 Meter Höhe erreicht, die anderen Maschinen drücken zu mir herunter, ich kurve ein auf das Gehöft, entsichere die Kanonen, das Reflexvisier brennt schon, jetzt ran!

Aus zweihundert Meter Entfernung schieße ich: Wirkung kann ich nicht erkennen, alles geht grau in grau. Aber es kommt Leben in den Laden, sie hauen ab. Mit Höchstgeschwindigkeit brausen die Panzer in Richtung Straße. Ist mir lieber so, denn da sind sie viel leichter abzuschießen. Bei den Shermans ist der Heckschütze, der das Fliegerabwehr-MG bedient, ein unangenehmer Bursche. Oft erleben wir das Hundertfache an Abwehrfeuer. Aber wir fühlen uns ruhiger als bei „dieser lächerlichen Spritze“, die Leuchtspur natürlich genau auf uns zuschießen

kann, weil wir ja genau den Panzer anfliegen. Dieses MG ist darum gefährlich, weil unsere Ju 87 Wasserkühlung hat, sonst wäre alles halb so schlimm. Der erste T 34 brennt, die andern Panzer rasen weiter. Jetzt der ungetarnte. Ich fliege ihn wieder aus 400 Metern Höhe an, mache einige Kurven, wegen des MG's und staune über den Bordschützen im amerikanischen Panzer, der Kerl hat Nerven. Jeden Augenblick können die beiden tödlichen Feuerkugeln aus meinen Rohren brausen, die vermutlich sein Ende bedeuten, aber stur schießt er weiter. Plötzlich knallt und knaxt es in meinem Vogel: Treffer! Noch fliege ich, im Fadenkreuz noch immer den Sherman, kurz nachrichten auf den Motor, Druck auf den Kanonenknopf: jetzt brennt er. Noch rollt er langsam weiter, aber gleich wird er stehen bleiben. Jetzt schreit es über den Bordfunk: „Hannelore, Sie verlieren Kühlstoff, haben Treffer". Das war also die Ursache des Krachens und Knaxens, der Bursche hat mir Kühler oder Kühlstoffleitung zerschossen. Der Temperaturzeiger geht sichtbar schnell auf Anschlag, der Motor läuft schon rauh und hart, hoffentlich tut er es noch einige Minuten, sonst schmiere ich hier ab. Ich gebe durch: „Alle nach Hause, wenn gesamte Munition verschossen und möglichst alle Panzer abgeschossen". Ich ziehe auf zweihundert Meter, der Motor rumpelt, Kompaß zeigt Westkurs. Jeden Moment kann der Motor stehen. Wenn die Panzer wirklich Spitze waren, muß es klargehen und können wir entkommen. Ist allerdings durchgesickerte Infanterie, wie so oft, schon weiter vorne, sieht es schlechter aus. Mehr als fünf Kilometer kann es nicht nach Deutschkrone sein. Da . . . ein Krach, ein Ruck, der Motor steht, die Kolben haben gefressen und wir haben Schwein, daß nichts brennt. Also rein in die Kartoffeln, nach unten. Dann gebe ich meinem Bordschützen durch: „Ernst, schnall Dich fest, wir scheren das Fahrwerk weg. Siehst Du Russen?" „Nein, aber trotzdem kann uns unten allerlei geboten werden", spricht Gadermann seelenruhig zurück. Die Maschine geht runter wie ein Klavier. Eine normale Landung auf dem Fahrwerk kommt bei diesem tiefen Schnee garnicht in Frage, denn das ergibt einen sicheren Überschlag, der schon vielen Kameraden den Erstickungstod brachte. Also den Vogel quergestellt, kurz vor dem Aufsetzen, die Motorschnauze etwas angehoben, denn wenn ich so in den Boden hineinslippe, reißt es das Fahrwerk gleich weg.

Das ist mir nichts Neues, wie oft habe ich das schon mit weidwundgeschossenen oder brennenden Maschinen durchexerziert. Ein Poltern und der Vogel liegt auf dem Bauch, wir sind keine fünfzig Meter

gerutscht. Ein kleiner Ruck in den Gurten, mit denen wir festgeschnallt sind und schon tiefe Ruhe um uns. Nichts zu hören, nichts zu sehen. Die Straße muß etwa dreihundert Meter weit sein, mit Absicht habe ich mich soweit herangepirscht, damit wir schnell zum Flughafen zurückkommen. Im tiefen Schnee querfeldein gehen ist ein schlechtes Geschäft. Wir nehmen das MG raus und drei Trommeln, die Mühle lassen wir so liegen, bevor jemand auf uns aufmerksam wird. Dann ab Richtung Straße und nach Westen. Mühsam waten wir durch den Schnee, erreichen die Straße: Niemand und nichts zu sehen, ob es Niemandsland ist? Gibt es überhaupt noch Krieg? Trotz der Winterkälte schwitzen wir vor Anstrengung und Spannung. Vorn kommt jetzt ein Fahrzeug, rein in den Graben, wir verstecken uns im Schnee. Nach einiger Zeit ein Geräusch, wenn nicht alles täuscht, muß das ein Volkswagen sein, aber wir bleiben liegen, schauen schräg zurück. Die Insassen des Wagens haben die Maschine gesehen, halten und gehen in ihre Richtung ... jawohl ... deutsche Landser. Wir rufen, winken und sie kommen auf uns zu, die Maschinenpistole mißtrauisch in der Hand. Dann laute Freudebezeugungen und im Volkswagen zurück zum Flugplatz.

Himmler hat uns endlich ein Arbeitskommando geschickt, das die Startbahn sauber macht. Schnellstens wieder gestartet und zurück an die gleiche Stelle. Von der Russenkolonne ist nichts mehr zu sehen, wie von der Schneelandschaft geschluckt. In Rußland wäre sie noch stundenlang verfolgbar gewesen, aber die europäischen Straßen- und Bauverhältnisse machen es den Iwans leicht, sich zu verkriechen. Endlich entdecken wir sie doch, hervorragend getarnt und weit auseinander gezogen. Ich kann noch drei erledigen und so haben sich die fünf Einsätze von heute doch noch gelohnt.

30. Januar 1952.

Heute bekam ich wieder Nachrichten aus meiner engeren Heimat. Trotz außerordentlichen Drucks hält sich der größte Teil der Bevölkerung dem Kommunismus fern, wenigstens innerlich. Aber die seelische Belastung wird von Monat zu Monat immer größer. „Es ist ja jetzt so, daß wir nicht nur durch Meere und Kontinente getrennt sind“, schreibt eine deutsche Frau, „es ist, als trennten uns Weltenräume. Und alles was dazwischen liegt, ist mit giftigen Gasen erfüllt. Wir erfahren es von Tag zu Tag mehr, daß wir uns mit dem Schicksal abfinden müssen, nicht

mehr zur abendländischen Welt zu gehören. Es ist fast unmöglich, auf die Dauer aufrecht zu bleiben. Man muß mitten darin leben, um ermessen zu können, in welchem Maße wir einer geistigen Notzucht unterliegen. Deutsches Wissen, deutsches Denken, deutsches Fühlen werden geistig gemordet ..."

31. Januar 1945.

Eine Panzerschlacht zwischen dem zahlenmäßig haushoch überlegenen Feind und einigen eigenen Kräften ist im Gange. Im rollenden Einsatz unterstützen wir das Unternehmen. Wieder stellen wir fest, daß überall dort, wo von uns auch nur etwas steht, der Russe nicht durchkommt. Nur wo leerer Raum ist, stößt er durch. Für uns ist die Unterstützung der eigenen Panzer nicht ganz ungefährlich und wir verlieren dabei manchmal Maschinen. Wenn wir in 50 bis 100 Meter Höhe dazwischen hauen, gerät manchmal eine Maschine in die Schußbahn der eigenen Panzer oder des feindlichen Panzer- und Artilleriefeuers. Bei der heutigen verworrenen Lage sind wir von dem alten einfachen Grundsatz notwendigerweise abgerückt: wer im Osten steht ist Feind. Die deutschen Igelstellungen weit hinter den russischen Linien und die Möglichkeit, daß überall eigene Kräfte auftauchen können, machen es notwendig, im Tiefstflug über dem Kampfgebiet Sicherheit zu schaffen. Liegen auf den Panzern braune Bündel, dann sind es Russen.

Auch der Wehrmachtsbericht hat schon bestätigt, daß in unserem Abschnitt mehrere feindliche Unternehmen zum Stehen gebracht sind, und wir haben das Gefühl, hier nicht mehr am richtigen Platz zu sein, denn im Süden stehen die Russen schon weiter westlich, und wir selber haben dicke Kolonnen gesehen. Leider hatten wir in dem Augenblick wieder mal Pech, denn vereister Schneestaub machte die Kanonen unklar. Gerade vor dem letzten und achten Einsatz dieses Tages bekomme ich einen Verlegungsbefehl nach Fürstenwalde, 50 Kilometer östlich Berlin.

Daß wir je 50 Kilometer von Berlin gegen den Feind starten würden, haben wir nie geglaubt. Gestern hat Adolf Hitler in einer Rede erklärt, daß unser Volk nicht mehr tun kann, als daß jeder, der kämpfen kann, kämpft. Wie schwer auch die Krise im Augenblick sei, sie werde durch uns gemeistert werden. Und er führte aus: „Es wird auch in diesem Kampf nicht Inner-Asien siegen, sondern Europa. Und an der

Spitze die Nation, die seit anderthalb tausend Jahren Europa als Vormacht gegen den Osten vertreten hat und in aller Zukunft vertreten wird: unser Groß-Deutsches Reich, die Deutsche Nation!" Zur gleichen Zeit bekam ich Rede und Verlegungsbefehl in die Hand. Für die Vernunft scheinen sie ein grober Widerspruch zu sein. Aber in jedem von uns ist ein verbissener und manchmal wilder Glaube an unseren Kampf. Soviel Mut, soviel Blut, soviel Leiden k a n n nicht umsonst sein. Wenn es „Politik" gewesen ist, die Schuld daran war, daß wir uns von Dünkirchen bis Köln und vom Terek bis Fürstenwalde zurückziehen mußten, so hat sie aufgehört zu bestehen, so ist sie verschwunden in dem brennenden Willen, unser Vaterland zu retten in seiner Existenz, und von seinem Boden das Blutbad des roten Terrors und den Erstickungstod einer bedingungslosen Kapitulation gegenüber dem Westen fernzuhalten. Wer wagt es da, von einem aussichtslosen Kampf zu sprechen, wer maßt sich an, an die Vernunft zu appellieren oder gar an die Moral, im Augenblick, da der rote Terror in Bulgarien, Griechenland, Rumänien, großen Teilen Ungarns, in Polen, ja sogar auf deutschem Boden seine blutrünstige Fratze unverkennbar zeigt? Und wenn trotz unseres Hoffens der Westen blind bleibt, wenn er einem vernünftigen Frieden mit unserem schon so geschwächten und blutig geschlagenen Reich die Auslieferung Europas an die bolschewistischen Horden vorzieht, so müssen wir aus innerer Anständigkeit auch einen aussichtslosen Kampf bis zur Selbstvernichtung führen.

31. Januar 1952.

Ein wahrhaftig alter Soldat, der in zwei Weltkriegen diente und im letzten einen Sohn verlor, schreibt mir: „und jetzt wollen sie uns wieder zu Soldaten machen und ich darf durch die Gnade der höheren Politik vielleicht auch noch meinen letzten Sohn dazu hergeben. Und daß wir wieder gut genug seien, Waffenträger spielen zu dürfen, soll beschlossen werden in einem Bundestag, in dem 64 % aller Abgeordneten nie Soldat waren, und nur 6 % überhaupt die Front kennen ..." Die Frage klingt im Grunde genommen sehr einfach, die Antwort ist es nicht. Oder vielleicht ist hier die Frage zur gleichen Zeit die Antwort. Ich könnte dem Mann antworten, daß vielleicht 64 % der 64 % Bravourstücke an Zivilcourage aufzuweisen haben. Oder daß es im nächsten Jahr neue Wahlen gibt. Oder daß vielleicht Frankreich sich mit allen

Mitteln gegen eine neue Aufrüstung Rest- oder Westdeutschlands wehren wird und so ganz nebenbei mithilft, seine Gedanken zu unterstützen. Vielleicht aber ist es ehrlicher, einfach zu sagen: „Wir haben den Krieg verloren und da können „die“ mit uns machen, was sie wollen, ob „die“ nun in Paris, London, Bonn, Washington oder Den Haag sitzen — so ist es eben.

1945 — FEBRUAR — 1952

1. Februar 1945.

Morgens früh verlegen wir nach Fürstenwalde. Die 200 Kilometer in südwestlicher Richtung bedeuten in Wirklichkeit eine traurige Zuspitzung der Kriegslage. Wir sind aber trotz allem zufrieden, daß wir an diesem entscheidenden Brennpunkt unseren Einsatz so nützlich wie möglich anbringen können. Der Flugplatz in Fürstenwalde ist noch völlig intakt, keine Bombe fiel hier. Auch in der Stadt selber so gut wie kein Schaden. Es ist etwas ganz anderes, anstatt eines kümmerlichen Feldflugplatzes mal wieder einen völlig normalen Friedens-Fliegerhorst mit all seinen Einrichtungen benützen zu können.

Nachmittags fliege ich Aufklärung ostwärts Freienwalde. Ich bin froh, aus eigenster Anschauung das Gerücht, nach dem dort bereits Sowjetpanzer aufgetreten sein sollen, entkräften zu können. Ich habe aber auch den Eindruck, daß der eigentliche Schwerpunkt südlicher liegt. Wir fliegen in den Einsatzraum Frankfurt—Küstrin. Bei Frankfurt stehen die sowjetischen Angriffsspitzen schon an der Oder, Küstrin ist eingeschlossen und der Feind hat bereits einige Brückenköpfe diesseits der Oder errichten können. Wir sind nur eine Handvoll, aber auch so wollen wir nichts unversucht lassen, auch nicht das Unmögliche, denn die Nachrichten, die aus dem von den Sowjets eroberten deutschen Gebiete durchsickern, erfüllen uns mit solchem Grauen, daß wir uns manchmal am liebsten mit der Maschine auf den Feind stürzen möchten.

1. Februar 1952.

Wenn ich die oft dramatischen und leidgeprägten Briefe zahlloser Vertriebenen lese, kann ich nur den Kopf schütteln über viele Deutsche, die diesen Kriegsopfern ohne Verständnis oder ohne Liebe gegenüberstehen, und über die vielen, so unheimlich „christlichen" Ausländer, die mit dem gleichgültigsten Pharisäertum der Welt dieses Verbrechen in ihren Konferenzsälen, Kathedralen und dicken Memoirenbüchern still-

schweigend übergehen. Wie oft wählt das grausame Schicksal dieser Entwurzelten die schlichtesten Worte, die bescheidenste Sprache, um der uferlosen Trauer und dem grimmigen Schmerz Ausdruck zu verleihen. Eine Regierung, die diesem durch barbarischen Uebermut entstandenen Problem nicht ihre ganze Arbeitskraft widmet, soll sich nie eine Deutsche Regierung nennen und eine Völkergemeinschaft, die hier keine tatkräftige und wirkliche Hilfe leistet, um das begangene Unrecht wenigstens zum Teil gutzumachen, soll sich alles nur nicht abendländisch und gar humanistisch oder christlich nennen.

2. Februar 1945.

Panzer bei Kummersdorf, Sowjetpanzer bei Tretin, Sowjetpanzer bei Frankfurt, Sowjetpanzer bei Küstrin, Sowjetpanzer bei Göritz-Reitwein. Wir könnten das zwanzigfache an Menschen und Maschinen gebrauchen. Es kommt darauf an, uns von den unzähligen anfallenden Aufträgen nicht überwältigen zu lassen, sondern eine Arbeit nach der anderen zu erledigen, pausenlos, phantasielos, stur, stur immer nur angreifen. Haben wir an einer Stelle vordringende Panzer erledigt, fliegen wir zur andern und manchmal beim nächsten Einsatz wieder zurück zur ersten Stelle, denn es sind wieder neue aufgetaucht. Im Augenblick laufen mehrere eigene Unternehmen, so im Raum Sternberg und nordwestlich Küstrin. Bei Kummersdorf, ostwärts Frankfurt auf dem historischen Boden der Schlacht des Reitergenerals Ziethen, treffen wir russische Panzer. Sie stoßen durch die tiefen Wälder längs der Eisenbahnlinie bis zur Seydlitzhöhe vor. Anscheinend sind hier überhaupt keine deutschen Panzer oder auch nur panzerbrechende Waffen vorhanden.

Nach zwei Anflügen brennt der erste, beim dritten Anflug der zweite. Während ich wieder Höhe gewinne, sehe ich wie uns vom Boden zugewinkt wird, aber wenn ich wieder zum Angriff ansetze, ist nichts zu sehen. Es werden doch keine eigenen Panzer sein? Ich habe einwandfrei feststellen können, daß es sich um T 34 handelt, und waren es von uns benützte Beute-T-34, wie dies im Ostfeldzug oft vorkam, so würden die Kameraden sich bestimmt zu erkennen geben. Aber die winkenden Soldaten sah ich doch unheimlich nahe an den Panzern. Während ich wieder abfliege, passe ich schärfer auf und während ich tief über sie hinwegfliege, stelle ich fest, daß es deutsche Soldaten sind. Die Kameraden werfen vor Freude Gewehre und Stahlhelme in die Höhe und sind

sicherlich durch unseren Einsatz erleichtert, sie werden sich schon verloren geglaubt haben. Ich ziehe senkrecht hoch und werfe eine Meldebüchse ab mit einem Gruß von mir. So sichtbar die Auswirkung unseres Angriffes in den Herzen der Kameraden der Erdtruppe beobachten zu können, ist uns immer wieder ein großes Erlebnis und reißt uns in jeder Hinsicht hoch. In acht Einsätzen haben wir heute mit der Panzerstaffel fünfzehn Panzer abgeschossen, ich selber konnte sieben erledigen.

2. Februar 1952.

Wieder den ganzen Tag Korrespondenz beantwortet, darunter einen Plan aus Tokio, „Trotzdem“ in japanischer Sprache heraus zu bringen. Persönlich habe ich nichts dagegen, aber möchte doch wissen, ob die Mentalität eines deutschen Fliegers von einem Japaner so nachgefühlt werden kann, daß ein derartiges Fliegerbuch von ihm geschätzt wird, und er sich wirklich in uns hineinversetzen kann. Ich habe in alten Aufzeichnungen gewühlt, um Kriegsnotizen über die japanischen Flieger und ihre Art der Einsätze zu finden. Mir wurde damals mit einem Schlage klar, daß die ganze „Butterfly-Atmosphäre“, die uns bei der Beurteilung des Japaners immer vorschwebte, vollkommen verlogen ist und ein vielleicht absichtlich ins Leben gerufenes Trugbild darstellt.

Die idyllischen Vorstellungen, die man sich in Europa an Hand japanischer Aquarelle oder Lackmalereien von diesem Volk gemacht hat, entsprechen in garkeiner Weise der Härte des japanischen Kriegers. Und eine Kampfmoral, die wir schon als wahrhaft heroisch empfinden, gilt dort als Selbstverständlichkeit und keiner besonderen Erwähnung wert.

3. Februar 1945.

Auch heute ist unser Zielraum wiederum Kummersdorf—Tretin. Die Anflugstrecke ist sehr kurz, kaum mehr als 60 km. Damit steigt die Zahl der Einsätze; große Teile des Geschwaders haben heute bis zu neun Einsätzen geflogen, ich selber zwölf. Wieder sind Panzer am Waldrand von den ausgedehnten bebuschten Flächen um Kummersdorf unser Ziel. In diesem Waldgebiet kann auch die feindliche Infanterie ziemlich leicht durchsickern. Die heutige Panzerabschießerei bei Kummersdorf gestaltet sich wesentlich schwerer als gestern, wo wir sie hauptsächlich auf freiem Felde erwischen konnten. Panzer im Walde anzugreifen, ist immer schwierig und in der Regel verwenden wir gerne

vorher Bomben, falls eine Panzeransammlung im Walde einwandfrei ausgemacht ist, um uns etwas „Raum“ zu schaffen, sonst sieht man vor lauter Bäumen weder Wald noch Panzer.

Am Nachmittag fliegen wir weiter nördlich von Frankfurt an der Oder, denn südlich Küstrin bei Reitwein ist es den Russen gegenüber von Göritz gelungen, die Oder zu überschreiten und einen Brückenkopf zu bilden, weil keine eigenen Verbände da waren und die Iwan's deshalb glatt herüber kamen. Die Oder macht uns schwer zu schaffen, denn sie ist in der ganzen Länge zugefroren und bietet den Russen überall eine ausgezeichnete Gelegenheit das andere Ufer zu erreichen. Stoßen sie dabei in einen leeren Raum, so haben sie sich, bevor eigene Gegenoperationen anlaufen, schon tüchtig verstärkt und schwere Waffen nachgezogen. Gegen den Brückenkopf gegenüber Göritz wurde eine deutsche Panzereinheit herangeholt und wir konnten den mit Schwung vorgetragenen Angriff wirkungsvoll unterstützen, sodaß der Brückenkopf wieder eingedrückt wurde. Wir bekommen laufend Aufträge zur Bekämpfung der russischen Brücken über die Oder, trotz meines Einwandes, daß es bei diesem starken Eis völlig zwecklos ist, Brücken bekämpfen zu wollen, die meistens gar keine Brücken sind, sondern eine optische Täuschung. Außerdem wissen wir aus Erfahrung, daß die Iwan's ihre Brücken meist etwas unter dem Wasserspiegel bauen, so daß sie aus der Luft garnicht erkennbar sind. Ich ziehe es vor, lohnende Feindziele an beiden Seiten der Oder zu bekämpfen. Wegen Nichterfüllung des „Brückenauftrages“ wird dauernd gemeckert und heute kam sogar ein General in höchsteigener Person, um uns einen Vortrag über die Wichtigkeit dieses Auftrages zu halten. Umgeben von meinen schmunzelnden jüngeren Kameraden bot ich dem General an, sich hinten in meine Maschine zu setzen und sich selber von der Sinnlosigkeit dieses Auftrages zu überzeugen. Etwas zögernd nahm er die Einladung an und ich flog mit ihm ein gutes Stück der Oder ab. Die hier stark vertretene Iwan-Flak hielt sich verhältnismäßig ruhig, aber dem General genügte, was er gesehen hatte, vollends. Den dummen Brückenauftrag sind wir jedenfalls los.

3. Februar 1952.

Heute ist Sonntag und wir wollen fischen gehen. Das ist die herrliche Freiheit in diesem Lande: hast du Lust zum Hasen schießen, schießt du Hasen, und müssen es Forellen sein, fängst du Forellen. Natürlich,

Jagd- und derartige Scheine gibt es hier auch, aber so lange einer kein ausgesprochener „Naturvandale“ ist, kann er schießen und fischen, was er will. Nachher gibt's dann rostgebratene Hasen, Fisch oder was eben geschossen oder gefangen wurde, absichtlich oder versehentlich. Heute wollen wir baden und fischen in einem der vielen herrlichen Bergflüsse, die es in der Nähe meines Wohnortes, Carlos Paz, gibt. Tief eingeschnitten zwischen Felswänden, die bis zu 100 Metern steil emporragen, schäumt der Bergfluß mit eiskaltem Wasser dahin. Auf vorgelagerten Felsblöcken, die oft garnicht so leicht zu erreichen sind, fängt das „Fischen mit Erfolg“ an. Eine Abart der Forellen sind die sogenannten Salmone, die bis zu vierzehn und mehr Kilo wiegen. Mit diesem Gewicht traf man sie bisher allerdings nur in den Seen des Südens, z. B. bei Bariloche. Hier in den Flüssen sind die größten ein bis zwei kg schwer.

Wird es bei der Fischerei zu heiß, springen wir von oben herunter in eins der zahlreichen Löcher, die bis zu acht Metern tief sind. Nur heißt's höllisch aufpassen und genau erkennen, wo das Loch anfängt und aufhört. Denn gleich daneben kann der Fluß nur einen Meter tief sein und ein Irrtum wäre eine ausgesprochen peinliche Angelegenheit.

Fischen ist je nach Temperament eine „beschaulich“-sportliche oder aber kriegerisch-listige Sache, die ab und zu sogar den Laien mitreißen kann. Vor kurzem waren wir oben auf der Pampa de Achala, einer Art Hochplateau. Mit bayrischen Lederhosen und einer argentinischen Angel ausgerüstet zog ich auf wundersamen Fang. Setzte mich hier und da am Flusse hin und wartete auf die Forellen. Da sie nicht kamen, wurde ich böse, oder besser: wurde der Laie in meiner Fischerseele böse. Als ich gerade meiner Empörung Luft machen wollte, bemerkte ich genau vor mir an einer ziemlich flachen Stelle, die ich mit dem Spaten hätte abgrenzen und eindämmen können, zwölf bewegungslos philosophierende Forellen. Im Nu hatte ich eine heraus, und nun entzündete sich mein Jagdeifer an den übrigen elf Apparaten. Die waren aber schon auf und davon und ich begann die Verfolgung, methodisch und mit Ausdauer. Inzwischen wurde es immer heißer, und ich spürte große Lust, in der verlassenen Gegend nackt herumzulaufen, hinterlegte endlich Lederhosen und Hemd an einem auffallenden Stein und marschierte in der Badehose weiter.

Immer am Fluß entlang. Daß es unzählige Nebenflüsse gab, bemerkte ich Neuling in meinem Eifer nicht. Es wurde später, ich suchte die anderen Begleiter und fand sie nicht. Da lief ich einer falschen Fluß-

abzweigung nach, ein Hügel glich dem anderen und jeder Stein sah aus wie mein „auffallender". Stunden waren vergangen und ich wollte mich doch noch bei Tageslicht orientieren, besonders da dies in der gleichförmigen Unendlichkeit der Pampa gar nicht einfach ist. Ich wußte, daß ich in nördlicher Richtung marschierend irgendwo bestimmt die von Ost nach West führende große Chaussee nach Villa Dolores kreuzen würde. Mit der Angel in der einen, der Forelle in der anderen Hand, und in Badehosen bin ich dann einige Kilometer die besagte Straße heruntergelaufen bis ich an ein Hotel kam, von wo aus wir am Morgen aufgebrochen waren. In meiner etwas sonderbaren Aufmachung verursachte ich einiges Aufsehen, bis ein freundlicher Peon mir seine saubere Wäsche und Kleidung gab, mit der ich meine Dilettantenscham verhüllen konnte. So fand ich zu den teuren Freunden und Lederhosen zurück.

4. Februar 1945.

Schon beim ersten Morgengrauen starten wir, um dem Brückenkopf bei Reitwein den Rest zu geben. Ich fliege manchmal eine Focke Wulff 190 mit Bomben, wenn keine besonderen Panzeransammlungen zu sehen sind. Stärkere russische Luftkräfte tauchen auf und es entwickeln sich allerhand Luftkämpfe, aber was früher noch Jagdpassion war, ist jetzt einem bitteren Ernst gewichen. Wir unterstützen eine deutsche Marschkolonne, die sich ohne schwere Waffen von Reppen nach Westen bewegt. Sie hat sich durch die russischen Linien zurückgekämpft. Von allen Seiten wird sie unter Feuer genommen, von russischen MG-Nestern, Stalinorgeln, Artillerie, Granatwerfern und Sturmgeschützen. Trotz des erbärmlichen Mangels an schweren Waffen schlägt sie sich mit bewundernswerter Zähigkeit durch. Wir helfen ihr, wo wir nur können, und machen Tiefangriff auf Tiefangriff gegen die sie beschießenden Feuerstellungen des Feindes. Wir lassen auch nicht locker, wenn russische Jäger uns an diesem Unternehmen hindern wollen, müssen wir doch mindestens dieselbe Zähigkeit und Hartnäckigkeit an den Tag legen, wie die Kameraden unter uns, die ohne Unterbrechung Tag und Nacht kämpfen und unter den größten Entbehrungen und schwierigsten Umständen sich zu den eigenen Linien durchschlagen. Wir bewundern sie genau so, wie wir Hochachtung vor den deutschen Eisenbahnern haben, die unaufhörlich bis direkt an die Frontlinie vorfahren, bei dem Versuch, deutsche Frauen und Kinder vor dem roten Zugriff zu retten. Bei der au-

genblicklichen, unübersichtlichen Lage wissen sie oft nicht, ob der nächste Bahnhof nicht schon in feindlicher Hand ist. Aber sie fahren weiter, denn sie wollen deutsche Menschenleben retten. In diesem gewaltigen Ringen tut jede Schicht unseres Volkes, jeder Beruf seine Pflicht und sei es auch unter dem Vorzeichen dieses grausamen Krieges. Unser Volk erweist sich als eine aufs härteste erprobte und nie versagende Volksgemeinschaft, in der jeder einzelne sich für das Ganze einsetzt. Und diese wunderbare, beispiellose Volksgemeinschaft wird in der Geschichte unseres Vaterlandes noch leuchten, wenn die Namen und Taten einiger ehrloser Verräter schon längst der Verachtung und Vergessenheit verfallen sind.

Es ist schon dunkel, als wir zur letzten Landung ansetzen.

4. Februar 1952.

Ganz besondere Freude bereiten immer wieder die Briefe von Sportlern, ob sie nun bekannt oder unbekannt, persönliche Freunde oder Fremde sind. Unter den jetzigen Verhältnissen führen sie alle einen wertvollen und oft schweren Kampf, denn Jugendbewegung und Leibesübungen als Erziehungsmittel werden vom Staat im heutigen Deutschland nur klein geschrieben. Die Mentalität, in der die meisten Mitglieder der jetzigen westdeutschen Bundes- und Länderregierungen aufgewachsen sind, ist nicht gerade als körperfreudig zu bezeichnen. So kann man verstehen, daß sie einer körperbejahenden, frohen und gesunden Lebensweise der ihnen anvertrauten Bevölkerung nicht viel Bedeutung beimessen. Um so erfreulicher ist es, daß das natürliche Interesse an eigener körperlicher Betätigung und die Vorliebe für ein Leben an der frischen Luft trotzdem so lebendig geblieben ist und sich nicht von der bequemen und trägen Mode, anderen beim Sport zuzusehen, hat an die Wand drücken lassen. Denn die Zukunft unseres Volkes steht und fällt mit der Aktivität seiner Jugend und seine Gesundheit mit einer sportlichen Lebensweise.

5. Februar 1945.

Es werden immer wieder von den Russen Versuche gemacht, regelrechte Brücken über die Oder zu schlagen, wahrscheinlich um bei Tauwetter keine Unterbrechung in ihren Operationen zu erfahren. Wir

greifen die Pontons und großen Materialanhäufungen mit Bomben und Bordwaffen an. Einen erkannten Brückenbauversuch zu zerbomben, lohnt sich und wir gehen mit größtem Eifer daran, wenn wir uns auch gegen die Angriffe auf Phantasiebrücken immer gewehrt haben. Heute fliegt auch die dritte Gruppe mit dem Ju 87-Bombertyp mit. Sie beweisen, daß trotz des technischen Fortschrittes dieser veraltete Flugzeugtyp seine hundertprozentige Verwendbarkeit besitzt, wenn nur hinter dem Steuerknüppel ganze Männer sitzen. Das Abwehrfeuer ist ausgesprochen stark und der Russe hat überall, wo er etwas unternimmt oder plant, stärkste Batterien von schwerem, mittlerem und kleinem Kaliber aufgestellt. Auch die Vierlingsflak ist zahlreich vertreten. Wir lassen uns aber auch hierdurch nicht von genau gezielten Angriffen abbringen, obwohl wir einige Personal- und erhebliche Materialverluste erleiden.

Wie durch ein Wunder geschieht unserem Flugplatz gar nichts, obwohl ihn mehrmals am Tage sowohl russische wie amerikanische Schlachtfliegerverbände überfliegen. Ununterbrochen bekämpfen wir Feindziele auf beiden Seiten des Oderufers südlich bis Fürstenberg, nördlich bis Schwed. Und immer fliegt die zweite und dritte Gruppe mit. In der Oderniederung herrscht klares Wetter und daher ist die Tarnung für die Russen ziemlich problematisch. Ihre Fahrzeuge, Zugmaschinen, Selbstfahrlafetten und Panzer heben sich deutlich vom Schnee ab und darum versuchen sie sich laufend in den Einschnitten des Flusses und in den kleinen Dörfern zu verstecken. Nach der Brückenbekämpfung widmen wir uns mit den Bordwaffen ausschließlich diesen Zielen. Aber auch hier ist die Abwehr sehr erheblich und heute wurden zwei Maschinen unter mir zusammengeschossen, sodaß ich nur noch mit großer Mühe den Flughafen erreichen konnte. Wir haben glücklicherweise eine kleine Reserve und das technische Personal arbeitet Tag und Nacht, um beschädigte Maschinen wieder einsatzfertig zu machen, sodaß ich mir sofort eine andre nehmen und wieder Einsatz fliegen konnte, praktisch ohne nennenswerten Zeitverlust.

5. Februar 1952.

Ein katholischer Weihbischof besuchte mich, und wir hatten eine sehr angeregte interessante Unterhaltung. Wir waren erst schnell „hinter'm Haus“ sozusagen, schwimmen gegangen und anschließend entpuppte er sich als ein erstklassiger Kugelstoßer. Er hat manchem Ka-

meraden, und — wie er sagt — besonders denen von der „verpönten SS-Firma“ geholfen, ohne „die Hilfe gleich in Seelen versilbern zu lassen“, fügt er lachend hinzu. Er stellt sich als ein unverbesserlicher Optimist heraus, sieht zwar die bolschewistische Gefahr klar, meint aber andererseits, wir brauchten uns nicht allzu große Sorgen zu machen, weil die Russen „im Grunde zu tief religiös sind, als daß sie nicht den Weg zu Christus zurück finden würden“. Ich versuchte ihm das auszureden, an Hand von persönlichen Erfahrungen in Rußland. Wir haben ja selber erlebt, wie tief religiös das ältere Rußland noch ist, jene Generation, die noch vor 1918 zur menschlichen Reife gelangte. Aber dieser Generation bleibt nur noch zu sterben übrig und die jüngeren Generationen, vom Jahrgang 1910 aufwärts, haben für die Religiosität der älteren bestenfalls nur ein mitleidiges Lächeln. Es ist ein gefährlicher Wunschtraum, sich auf die „tiefe Religiosität“ von anno dazumal zu verlassen bei der Beurteilung der Gefahren, die einer bolschewistischen Expansion in Europa oder der Welt innewohnen. Jene Religiosität, jene Fähigkeit zur mystischen Entrücktheit, zum Fanatismus sind vom Bolschewismus nicht ausgerottet, sondern transponiert und in den Dienst des Lenin-Stalin-Evangeliums gestellt worden. Der für die Sowjetunion so siegreiche Krieg hat dem System und der Lehre die Unantastbarkeit gegeben, die entstehen mußte aus der Erfüllung eines jahrhundertelang gehegten Traumes: Besetzung der Nordmeerufer und Eindringen tief ins Herzstück Europas. Dies ist wichtiger zu wissen, als ob der rote Oberpope in Moskau noch Anhang hat oder nicht. Der letzte Krieg hat in jedem Dorf der unendlich weiten Sowjetunion einen neuen väterlich-fanatischen Taras Bulba auferstehen lassen, der bereit ist, seine Gefährten gegen den „Unglauben“ der übrigen Welt und für die Verbreitung der neuen „Heilsbotschaft“ zu führen, wohin der „heilige“ Befehlshaber dieses „heiligen“ Krieges es wünscht, und auf dieselbe grausame Weise wie der damalige Taras mordend und sengend durch die Weltgeschichte zu ziehen. Die „tiefreligiöse Potenz der slawischen Seele“ ist vielmehr die größte Gefahr für den Rest der Welt, solange sie aufgesogen wird vom totalitären Bolschewismus, denn sie wird es den Roten ermöglichen „Berge zu versetzen“, wie sie Stalingrad ermöglichte. Nur aus der unheimlich klugen Ausnützung dieser Potenz ist Stalingrad, und damit die jetzt noch andauernde Bedrohung des Abendlandes zu erklären.

6. Februar 1945.

Ganz früh fliegen wir wieder zur Oder, stromauf und stromab, wie die Schießhunde passen wir auf. Wir fliegen bis Stettin und drücken nebenbei einen kleineren russischen Brückenkopf bei Schwed ein. Wenn wir so den ganzen Tag über der Oder hängen, können wir uns natürlich ein ziemlich genaues Bild über die wahrscheinliche Richtung eines russischen Hauptstoßes machen. Wir beobachten ja auf das genaueste, wo der Gegner seine Hauptaktivität entwickelt, wo er Kräfte konzentriert und was für welche, die je nach Art und Massierung auf Verteidigung oder Angriff schließen lassen. So habe ich jetzt den bestimmten Eindruck gewonnen, daß der Hauptstoß nicht im Norden, sondern aus dem Raum Frankfurt—Küstrin unmittelbar gegen Berlin erfolgen wird. Der russische Brückenkopf südwestlich von Brieg steht im Begriff sich erheblich auszudehnen, aber auch die Angriffe gegen unsere Stellungen bei Frankfurt und Küstrin nehmen im Laufe des ganzen Tages außerordentlich zu. Gerade in diesem Raum ist die Luftabwehr am stärksten und es gibt eine alte Osterfahrung, daß dort, wo am meisten Flak postiert wird, der Hauptstoß vorbereitet wird. Von früh bis spät sind wir geflogen, haben unsere Bomben auf Punktziele im Tiefangriff abgeladen und mit Bordwaffen feindliche Konzentrationen wirksamst unter Feuer nehmen können.

Abends nach dem letzten Einsatz kommt Minister Speer mit einem Wagen aus Berlin. Er unterbreitet mir die vom Führer geplante Fernaktion gegen russische Kraftwerke, besonders im Ural. Ich glaube nicht die geeignete Person zu sein, um eine derartige Angriffsaktion zu führen, zumal ich selber nicht aktiv teilnehmen soll. Wie soll man von seinen Kameraden Höchstleistungen fordern, wenn man nicht selbst vorneweg fliegt? Ich lehne den Auftrag ab. Minister Speer bereitet mir mit seiner klaren ungeschminkten Schilderung der Lage tiefe Freude. Er ist voller Zuversicht in die Führung und hält sogar unter Ausschaltung politischer Faktoren eine Wendung zum Guten für durchaus möglich. Er macht mehrere Andeutungen über die anlaufende Produktion von Geheimwaffen und meint, daß wir nur etwa vier, fünf Monate und etwas Glück brauchen, um sie auf kriegsentscheidende Weise zum Masseneinsatz zu bringen. Die Versenkungsziffern, die von unseren U-Booten erzielt werden, sind wieder im Ansteigen begriffen und bereiten neuerdings den Alliierten größte Sorgen. Dann bespricht er mit mir die für meine Waffe notwendige Sonderproduktion an Wolfram-

kernmunition, die ich zur Panzerbekämpfung brauche. Hierbei formuliert er auf einmal eine merkwürdige Frage: „Wieviel Wolframkernmunition glauben Sie noch bis zum Kriegsende nötig zu haben?“ Ich sehe ihn etwas verdutzt an. Wann soll denn das Kriegsende sein? Er korrigiert seine Frage indem er sagt: „Ich wollte damit sagen: wieviel werden Sie in nächster Zeit brauchen.“ Aber auch die Korrektur scheint mir merkwürdig. Er erklärt mir dann, daß es keinen Wolfram mehr gibt und nur Kleinstmengen in Postpaketen, im Gepäck usw. von treuen Deutschen aus dem Ausland tropfenweise geschickt werden. Der Führer hätte aber befohlen, daß ich jedenfalls die Munition bekommen müßte, und nun würde wiederholt Wolfram aus anderer Munition herausgeholt, um meine Panzerstaffel genügend versorgen zu können. Stillschweigend entschließe ich mich, noch mehr als früher mit der Munition zu geizen und immer wieder zu versuchen, die feindlichen Panzer mit höchstens zwei Schuß zu erledigen. Das heißt: gleich richtig und mit maximaler Treffsicherheit die Panzer anfliegen, und das heißt wieder die Maschine und sich selber mehr exponieren. Aber wir führen ja den Krieg der armen Leute und da gibt es keine andere Möglichkeit, als die Unzulänglichkeit unserer Mittel durch erhöhten persönlichen Einsatz wett zu machen. Könnte doch bloß irgendwie eine entscheidende Entlastung zustande gebracht werden, sodaß Front und Heimat — und wenn es nur für eine beschränkte Zeit wäre — wieder einmal aufatmen könnten, in Ruhe neue Kräfte sammeln und in Ruhe neue Pläne entwerfen. Denn jetzt stecken wir mitten in der Improvisation, weil uns die Initiative abgenommen ist und der Feind Ort und Zeitpunkt des Handelns bestimmt. Wir sind jetzt nichts weiter als eine fliegende Feuerwehr, immer unterwegs um irgend einen neuen Großbrand zu löschen. In ernster Stimmung verabschiedet sich der Minister und in ernster Stimmung unterhalten wir uns untereinander noch einige Zeit über die Lage.

6. Februar 1952.

Unter den Briefen, die heute ankamen, ist ein ganz lustiger von einem französischen Kameraden der Waffen-SS aus Buenos Aires. Er hat zusammen mit einigen deutschen, flämischen und schwedischen „Gleichtätowierten“ eine Art Malerinstitut aufgemacht. „Unser Chef ist ein ganz hohes Tier, ein perfekter Organisator, der nie spanisch lernen wird. Die Verkaufsabteilung hat natürlich ein Holländer und um

neue Verbindungen anzuknüpfen, wird mein verbindliches Lächeln rücksichtslos ausgenützt. Es wird nicht lange mehr dauern und der Mal- und Anstreichmarkt von Buenos Aires wird in allen Fugen krachen und bersten und dann ... übernehmen wir die Macht ... auf diesem Markt. Zumal wir einen prima Sklaventreiber mit stattlicher Anzahl von Dienstjahren in der Figur eines bärtigen Sudetendeutschen haben. Was kann uns da schon passieren?" Es ist doch erfreulich, wie gerade die an der Front und in den Lagern geschweißte Einheit dieser denkwürdigen „Internationale" noch immer ihre Früchte trägt. Die meisten halten wirklich beispielhaft zusammen, und darin liegt ihre Stärke. Denn der Existenzkampf in diesem anfänglich doch verwirrend fremden Lande war für keinen einfach. Und die es „geschafft" haben oder dabei sind es zu schaffen, waren und sind meistens keine Einzelgänger, sondern haben sich zusammengetan und eisern zusammengehalten, oft mit großen Opfern. Das gemeinsame Fronterlebnis, der gemeinsam gegangene Leidensweg der Gefangenschaft haben in ihnen reale Voraussetzungen geschaffen für einen europäischen Gemeinschaftsgeist, der sich in der Praxis bewährt hat und der sich weitgehend zu seinen Gunsten von der Vielrederei in Straßburg unterscheidet.

7. Februar 1945.

Die russische Luftabwehr und Jägeraktivität wird jeden Tag stärker und auf unserer Seite ist überhaupt keine Zunahme an Luftstreitkräften zu verspüren. Unser Gesetz bleibt jedoch härtester Einsatz. Heute habe ich bei sechs Einsätzen dreimal die Maschinen wechseln müssen und bei zwei Maschinen werden die Flächen gewechselt, weil sie durchsiebt sind von Flaktreffern. Im ganzen habe ich seit dem vierten Januar bis zum siebten Februar zehn Maschinen verbraucht und zwar ausschließlich durch Flaktreffer. Dreimal wurde mir die Kühlung zerschossen und habe ich eine Bauchlandung machen müssen. Unsere gegenwärtige Lage ist aber so, daß wir mehr Maschinen als Sprit zur Verfügung haben. Jedesmal wenn ich abschmiere, habe ich einen kleinen Kater, denn das Unternehmen ist nicht gerade angenehm, und ich bin auch nur ein Mensch. Ich helfe mir selber meistens schnell darüber hinweg, indem ich sofort eine neue Maschine nehme und wieder zum Einsatz fliege. Es gibt dann noch einen inneren Kampf gegen sich selber und gegen eine besonders

schleichende Art von Angstgefühlen zu bestehen, aber bald nimmt die kriegerische Handlung mich wieder völlig in Anspruch und dann ist der ganze Spuk vorbei.

Heute haben wir eine Anzahl russischer Brückenköpfe zwischen Küstrin und Fürstenberg wirkungsvoll angreifen können. Teilweise waren auch stärkere eigene Erdtruppen gegen dieselben Ziele angesetzt. Eine große Anzahl dieser Brückenköpfe konnten auf diese Weise erheblich eingeengt werden. Verflucht ist eben nur, daß uns gerade im letzten Augenblick noch die nötige Puste fehlt, um sie ganz zu erledigen, und daß die Nacht dann von den Russen benützt wird, um sich wieder erheblich zu verstärken, wobei die vollkommen zugefrorene Oder ihnen eine große Hilfe bedeutet. Heute war Ritter von Greim, Chef der Luftflotte, wieder mal auf unserem Gefechtsstand und, wie schon einige Male vorher, kam auch Hanna Reitsch mit. Ritter von Greim kümmert sich rührend um unser Geschwader und ist ein prächtiger Kamerad. Nach seiner Meinung müssen wir nur Zeit gewinnen, damit neuaufgestellte Verbände der Luftwaffe zum Einsatz kommen. Er spricht ausführlich über die beiden deutschen Düsenjäger, Messerschmitt 262 und Arado 234. Nach seiner Meinung haben wir auch vor dem amerikanischen und englischen Gegner auf dem Gebiet der Düsenjäger einen Vorsprung von mindestens einem Jahr. Während wir unsere Typen schon serienmäßig herstellen können, verfügen weder Engländer noch Amerikaner auch nur über eine Probeserie. Mit diesen neuen Jägern muß es möglich sein, den Luftraum freizukämpfen und damit die wichtigste Voraussetzung für erfolgreiche Heeresoperationen zu schaffen. Wenn wir nur Zeit bekommen, um mit wirklichen Verbänden dieser neuen Flugzeugtypen dem Gegner zu begegnen, so werden wir ohne den geringsten Zweifel den Luftraum über Deutschland wieder selbst beherrschen können. Und damit wäre die wichtigste Vorbedingung für die beschleunigte Produktion von neuen Waffen und Treibstoff geschaffen. Die Argumente von Ritter von Greim sind sehr einleuchtend und geben uns neuen Mut, denn es muß doch möglich sein, wenn wir schon diese Maschinen in Serie herstellen können, schnell größere Verbände aufzustellen und den Luftkampf gegen den Westen erfolgreich aufzunehmen. Es ist ja wahr, daß der Krieg für uns lange gedauert hat, aber für die andern hat er nicht weniger lange gedauert und unsere Gegner und wir gleichen etwa zwei Boxern, die sich schon gleich unsicher auf ihren Beinen fühlen. Wer von beiden mit letzter Kraftsammlung — oder durch einen

glücklichen Zufall — dem andern noch einen letzten Schlag versetzen kann, hat den Kampf gewonnen. Und den letzten Schlag w o l l e n und w e r d e n w i r versetzen.

7. Februar 1952.

Wenn ich versuche zu erklären, warum ich von Jugend an immer Sport betrieben habe, auch während des Krieges, und obgleich die Verwundung mich eigentlich daran hindern sollte — aber mein Sport treiben hat nach dieser Geschichte eher zu- als abgenommen — so glaube ich, daß das letzten Endes auf den gleichen Instinkt zurückzuführen ist, der mich auch während des Krieges im Kampf und Einsatz dazu trieb, nicht nur der mich überzeugende und mir imponierende alte Grundsatz: „Mens sana in corpore sano“. Nicht ohne Bedeutung mag gewesen sein, daß in den dunklen Tagen nach dem Waffenstillstand 1918, als ein Großteil der deutschen Jugend, schon von der unmenschlichen Blockade gesundheitlich schwer angeschlagen, das Opfer von Hungerepidemien und schleichenden Krankheiten wurde, auch ich in meiner früheren Jugend von solchen Folgeerscheinungen nicht verschont blieb. Um körperlichen Schäden vorzubeugen bzw. sie zu beheben und um immer in allerbester körperlicher Verfassung zu sein, trieb ich auf allen möglichen Gebieten Sport und zwang den lahmen, müden Körper zu dieser stählenden Tätigkeit. Etwas ähnliches, nur bewußter, verbissener, geschah nach der Amputation des Beines. Ich glaube, die sportliche Tätigkeit entstand und entsteht noch immer aus einem unbewußten, und deshalb um so stärkeren Einsatzwillen: Vorne bleiben, nicht erschlaffen, nicht bequemerweise nachgeben. Dieser Einsatzwille ist derselbe geblieben. Er ist das einzige im Menschen, das niemand „zur Sau machen kann“, alles andere schon wesentlich leichter. Für mich steht der Sport und zum Beispiel die soldatische Einsatzbereitschaft in einem absolut organischen und ursächlichen Zusammenhang. Ist der Einsatzwille im Sport die Voraussetzung für jede Leistung, so ist im Kriegseinsatz dieser Wille der gleiche, nur vertieft und auf ein unendlich höheres Niveau gebracht durch die Liebe zum Vaterland. Darum ist maßvoller, gesunder Sport so unentbehrlich für die Jugenderziehung, wenn er nicht mit dem Ziel individueller Spitzenleistungen, sondern allgemeiner Ertüchtigung betrieben wird, wobei einzelne Bestleistungen sich immer von selbst ergeben werden.

8. Februar 1945.

Heute steigern sich die Kämpfe zu einer Heftigkeit ohne Beispiel. Da steigt in uns allen eine bittere Entschlossenheit auf, wie wir sie vorher wohl nur unbewußt empfunden hatten. In der Nähe von Lebus ist es den Russen gelungen, mit schweren Panzern über die Oder zu kommen. Außer motorisierten und bespannten Fahrzeugen entdecken wir eine größere Anzahl T 34 und sogar die sechzig Tonnen-Kolosse vom Typ „Stalin“. In der eingeschnittenen Oderniederung versuchen sie gut getarnt unseren Angriffen zu entgehen. Die russische Flak arbeitet auf Hochtouren und stellt riesige Konzentrationen ab, um ihre motorisierten und Panzerverbände zu schützen. Vom andern Ufer schießt ebenfalls schwerste Flak herüber, aber wir empfinden sie als ziemlich harmlos. Die Flak ist so zahlreich vertreten, daß unsere Bombermaschinen unmöglich alle Stellungen ausmachen und bekämpfen können. Die 4-Zentimeter und 2-Zentimeter und vor allem die Vierlingsflak macht uns unheimlich zu schaffen und ist viel gefährlicher als die schwere. Wir greifen die Panzer an, aber sind gezwungen, bis zum letzten Augenblick Abwehrbewegungen zu machen, dann einen Moment ausrichten, schießen und sofort wieder hochziehen. Die Burschen hinter den Luftabwehrkanonen sind mächtig auf Draht und bestimmt alte Stukafüchse. Sie schießen nur, wenn wir weit unten sind und tief über die Panzer hinwegfliegen. Sie schießen ohne Leuchtspur, sodaß wir garnicht wissen, wo das Feuer herkommt. Außerdem ist heute ein außerordentlich heller Tag, der weiße Schnee macht das Licht geradezu stechend und ist auch der Grund dafür, daß wir nur sehr schwer das Mündungsfeuer erkennen können. Jeder Muskel, jeder Nerv ist bis zum Reißen gespannt: wenn es uns nicht gelingt, diese Konzentration rechtzeitig zu vernichten, werden unsere dünnen Linien sie niemals aufhalten können. Nach dem dritten Einsatz schleppe ich meinen weidwund geschossenen Vogel mit größter Mühe zum Flugplatz zurück, aber dann habe ich keine Zeit mehr für Gedanken und Gefühle, bis ich wieder im gleichen Einsatzraum kämpfe. Die Stalinpanzer sind eine harte Nuß, vor allen Dingen für den deutschen Infanteristen, deshalb läßt es mir keine Ruhe bis ich sie erledigt habe. Gegen Abend entdecke ich, wo die lästigsten Flakstellungen sich befinden, die uns den ganzen Tag soviel Mühe bereiteten: keine 500 Meter von den Panzern entfernt! Aus lauter Wut halte ich meine Kanonen auch dort noch einmal tüchtig hinein.

Ich kann trotz schwerer Müdigkeit kaum Schlaf finden und wälze

mich hin und her. Das Gefühl bedrückt mich, daß es nun unerbittlich hart auf hart gehen wird. Ich spüre, daß ich auch die letzten Hemmungen fallen lassen muß, die letzten Rücksichten auf mich selber, auf Familie, auf Leben und Träume. Ja, auch meine Träume, die manchmal bewußt am Tage und unbewußt während des Schlafes eine einsame Insel bilden, auf die ich mich jedesmal zurückzog, wenn die Wirklichkeit mich verwundete oder zu bitter wurde, auch diese Träume werde ich aufgeben müssen. Sie halfen mir über manche Krise in meinem jungen Leben hinweg, sie hielten mich aufrecht, als im Anfang des Krieges Ungerechtigkeit und Voreingenommenheit oberflächlicher oder träger Vorgesetzter mich als einen „völlig untauglichen Piloten" disqualifizierten und mich so am Kriegseinsatz hinderten. Die Träume vermochten es, das Bild endloser Flüchtlingstrecks leidender deutscher Menschen zu überblenden mit dem Bild eines siegreichen Deutschland, dem mein Kampf und mein Sehnen, meine Angst und mein Mut, meine Gedanken und meine Tat galt. So, hart, traumlos, wunschlos, anspruchslos und selbstlos werde ich durch das hohe Tor schreiten, hinter dem der höchste Einsatz meiner harrt und wo die vielen Kameraden meines Geschwaders, die ihr Leben gaben, wo unzählige deutsche Soldaten, wo namenlose deutsche Menschen der Heimatfront im Jenseits auf die Sinngebung ihres höchsten Opfers warten.

8. Februar 1952.

Die unermüdliche und beispielhafte Prinzessin von Isenburg hat wieder eine neue Kampagne zu Gunsten der Landsberger begonnen. Ich versuche mit ihr so weit wie möglich im Rahmen des Kameradenwerkes zusammenzuarbeiten. In seiner tiefsten Not hat Deutschland immer wieder tapfere, ruhelos tätige Frauen gefunden, die aus Liebe zu ihrer Heimat und zu ihrem Volk sich selber vergessen konnten.

9. Februar 1945.

An diesem Tage galten meine Angriffe einer Ansammlung von fünfzehn Sowjetpanzern, darunter etwa die Hälfte Stalinpanzer, am Nordrand von Lebus. Die Flak war unheimlich, lauter alte Hasen mit reifster Stukapraxis. Eine Landschaft ohne jegliche Deckung. Reinster Wahnsinn, unter solchen Umständen anzugreifen. Man müßte eine günstigere

Angriffslage abwarten, die entstehen würde, wenn die Kolosse mindestens aus dem heftigsten Flakschutz herausfahren würden. Aber wir kämpften schon 80 km von Berlin: also ran! Bei vier Einsätzen mußte ich zweimal die Maschine wechseln wegen Flaktreffern. Jedesmal setzte ich zum Angriff an aus etwa 800 Metern Höhe, flog steil nach unten mit stärksten Abwehrbewegungen besonders um die Querachse. Dicht beim Panzer einen Augenblick stille halten zum Schießen, dann mit den gleichen Abwehrbewegungen tief über den Panzer hinweggebraust und wieder Höhe gewinnen. Zwölf Panzer brannten schon, der Dreizehnte wollte nicht.

Dreimal flog ich ihn an, das letzte Mal mit einer Kanone, die noch einen Schuß enthielt, die andere Kanone hatte Ladehemmung. Und dann brannte er endlich, und da passierte die Sache mit dem Bein. Mein langjähriger Fliegerkamerad und Beobachter-Bordschütze, Dr. Ernst Gadermann, beschrieb die Angelegenheit folgendermaßen: „... eine Schilderung unseres letzten gemeinsamen Feindfluges am 9. 2. 45. Es war der letzte Einsatz des Tages. Zum erstenmal standen nördlich Frankfurt/Oder bei Lebus feindliche Panzer auf dem Westufer der Oder als unmittelbare Bedrohung Berlins. Die Tatsache, daß die Russen in ihren noch kleinen Brückenkopf sofort zahlreiche Panzer nachzogen, sprach dafür, daß von hier aus weitere Angriffe vorgetragen werden sollten. Wir hatten fast nur junge Besatzungen bei uns, denn von den alten Panzerjägergefährten gab es nicht mehr viele. Als wir zwischen vierhundert und sechshundert Meter Höhe nach Norden zu dem Brückenkopf abflogen, bekamen wir bereits heftige leichte Flak vom Oderufer. Wir kurvten von Nordkurs nach Osten und dann nach Süden ein, sahen zahlreiche Panzer, die meist an Gehöften und in guter Tarnung standen und stießen hinunter. Nach zwei Angriffen brannte der Erste, den wir uns vorgenommen hatten. Nun sollte ein großer Josef-Stalin drankommen, der in einem Garten stand. Mehrere Angriffe waren vergeblich, die Munition schlug offenbar nicht durch. Bei jedem Anflug bekamen wir stärkste Flakabwehr vom Flußufer, entsprechend unserer Angriffsrichtung von links. Unsere Maschinen unterstützten uns nicht ausreichend und ich rief sie über Bordfunk unentwegt an, hier und dort anzugreifen. Sie machten nicht mit, wie wir wollten, sondern flogen — für unsere Begriffe — in „größeren Höhen" herum. Schließlich hatten wir nur noch einen Schuß in jedem Rohr, also letzter Angriff. Wie ein Brett lag die Maschine in der Luft — Abstoß, Rückstoß, und nochmals ein Stoß in der Maschine. Du schreist auf, überall Qualm, Gestank, also

Treffer fünfzig Meter über dem Boden. Ich versuchte durch die Aussparung an der Panzerplatte, die unsere Sitze trennte, zu sehen was los war, konnte aber nichts erkennen. Aus dem Motor schlug rußiger Qualm. Du riefst: „Ernst, Ernst ... ich kann nicht mehr ... mein Bein ist ab.“ Ich redete auf Dich ein: „Bleibe wach ... fliege geradeaus ... geradeaus!“ Und dann schrie ich: „Ziehen! ... Ziehen! Gleich sind wir unten, wir kommen noch rüber!“ Deine Stimme wurde sehr schwach und Du sagtest: „Ich kann nichts mehr sehen ... ich kann nicht mehr ... Deutschland, Deutschland über alles ...“ Ich rief Dich nochmal an und schrie: „Ziehen! Ziehen!“, aber da kamen die Beine unserer Ju 87 schon mit der Erde in Berührung. Du hattest die Maschine ganz gerade gehalten, das Fahrgestell brach weg und wir rutschten mit unserer qualmenden Maschine durch Ackerboden. Plötzlich war Stille. Ich sprang aus der Kabine, zog Dich aus dem Führersitz und legte Dich auf die linke Fläche: ich sah, Dein Fuß war zertrümmert. Du sahst verfallen und grau aus. Das Bein war schnell abgebunden, die Blutung stand erst einmal. Die Russen schossen wild mit Granatwerfern nach uns, und als ich Dich über die Schulter nehmen wollte, um vom freien Feld fortzukommen, kamen zwei deutsche Soldaten in Sprüngen heran. In einer Senke stand ein Haus. Dort hatte ein Stabsarzt seinen Verbandsplatz. Ein Notverband wurde angelegt und alles andere, was im Moment zu tun war, getan. Du warst seltsam ruhig, als wir Dich versorgten und wurdest schläfrig, als Du in einem Wagen, den man uns gab, von mir gehalten wurdest. Wir fuhren ein Stück die Straße entlang bis zum Hauptverbandsplatz. In diesem Moment segelte unser guter Korol mit einem Storch heran und machte auf unwegsamem Gelände einen Überschlag, fast direkt auf uns zu. Daß der Kerl uns nicht noch rammte, war ein Glück ...“

9. Februar 1952.

Ein paar Stunden lang habe ich im argentinischen Klub Tennis gespielt. Hier stammen meine ersten spanischen Sprachkenntnisse her und auch einige meiner Freunde. Es hat ulkigerweise Monate gedauert, bevor sie meinen Holzfuß bemerkten. Tennis ist heute sehr verbreitet in Argentinien, beinahe ein Volkssport, ebensogut wie Golf, das von jedem zweiten Bankangestellten gespielt wird, und man spielt gut, weil Tennis schnelle Reaktionsfähigkeit erfordert, ebenso wie Autosport, Basket, Polo, Schießen und Fußball. Diese Sportarten sind daher auch populär

und ziehen riesige Menschenmengen an. Leichtathletik z. B. wird dagegen fast nur von Studenten getrieben und ist noch wenig verbreitet. Leistungen sind daher noch begrenzt. Es ist eine Erziehungsfrage und die argentinische Regierung tut sehr viel für die sportliche Bedeutung des Landes. Deshalb ist Argentinien auch sportlich die führende Nation innerhalb Südamerikas.

Heute wird im Park neben dem Tennisklub fürs Autorennen am Sonntag trainiert und der rasende Lärm zwingt uns, das Spiel frühzeitig abzubrechen. Außerdem wartet zu Hause wieder der übliche Berg Korrespondenz und darüber hinaus wollen wir morgen in die „Sierra Grande“ und sehen, ob wir wieder etwas für die müden Knochen tun können.

10. Februar 1945.

Heute ist es seit vorgestern wieder das erstemal, daß ich schreiben kann. Ich liege jetzt im Zoobunker in Berlin. Der Arzt des Reichsmarschalls hat mich heute von dem Hauptverbandsplatz hierher gebracht. Vorsichtig erkundige ich mich nach der Reaktion in „höheren Kreisen“ auf meine Geschichte und denke dabei dauernd an das gefürchtete Flugverbot. Denn nebenbei habe ich den Entschluß gefaßt, daß ich so oder so in höchstens sechs Wochen wieder fliegen werde. Görings Arzt erzählt mir, daß der Reichsmarschall die Angelegenheit sofort dem Führer gemeldet hat. Letzterer soll sich gefreut haben, daß ich nochmal davongekommen bin, und durch die ganze Geschichte bestätigt gesehen haben, daß es immer schief geht, wenn die „Küken klüger sein wollen als die Henne“. Hier im Zoobunker bin ich gleich gut versorgt worden und ist auch mein rechtes Bein, das schon seit meiner Verwundung im letzten November in Rumänien in einem Gipsverband steckt, behandelt worden. Meine erste Sorge gilt einer guten Telefonverbindung mit dem Geschwader. So erfahre ich, daß das Geschwader gestern nach Freiwaldau verlegt hat. Das heißt also 20 km von meinem Heimatdorf entfernt. Russische Panzer werden jetzt bald dort ihren blutigen Weg in die Spielplätze meiner Kindheit hineinmalen. Und ich liege im Bett ... Das Geschwader wird jetzt von Major Lang geführt, der früher einige Zeit in unserer ersten Gruppe flog. Von Freiwaldau werden Einsätze auf starke Marschkolonnen geflogen, die sich mit mehr als 500 Fahrzeugen und Panzern auf der Autobahn Breslau—Berlin fortbewegen. Auf der Höhe von Liegnitz führt das

Geschwader wiederholt Tiefangriffe aus und vernichtet große Teile der Kolonne. Die Russen haben ihre Flugplätze schon vorverlegt und es entwickeln sich schärfste Luftkämpfe zwischen der zweiten Gruppe und Sowjetjägern. Trotz feindlicher Überlegenheit schießen sie welche ab und kann die Panzerstaffel unter Führung von Korol mehrere Panzer erledigen. Aber in sechs Wochen werde ich fliegen, koste es, was es wolle... In sechs Wochen werde ich fliegen!

10. Februar 1952.

Zu Ehren des Sonntags und der schlesischen Heimat wollen wir heute die „Gigantes", die „Riesenberge" besteigen. Fünfzig Kilometer von Carlos Paz in westlicher Richtung erstreckt sich die Sierra Grande, zu der die Gigantes (2.400) Meter und der höchste Berg, der „Champaqui" (2.900 m) gehören. Dieses Gebirge scheint eines der ältesten der Welt zu sein und lange vor den Kordilleren entstanden. In der Frühgeschichte dieses Landes hat es eine erhebliche Rolle gespielt. Sowohl die Herrschaft der Incas als die der Spanier hatte große Schwierigkeiten, die besonders kriegerischen Stämme, die sich in diesen unwegsamen Gegenden gut versteckt hatten, zu überwinden. Als die Jesuiten ihre Missionsarbeit anfingen und unter anderem unter der einheimischen Bevölkerung ihre Indianerstaaten gründeten, nahmen sie das in diesen Bergen gelegene Dorf Cumbrecita (Gipfelchen) als zentralen Ausgangspunkt und vollzogen so den Anschluß an eine schon gebildete strategisch-politische Tradition, die in diesem Gebirge den Mittelpunkt eines Großteils des Kontinents sah. Cumbrecita ist heute ein sehr wohlhabender Ausflugsort und hat, was Bevölkerung und Anlage angeht, ganz das Gesicht eines deutschen Gebirgsdorfes. Am Champaqui entspringt ein Gebirgsfluß, der lange vor dem Strom bei Buenos Aires schon Rio de la Plata (Silberfluß) genannt worden sein soll. Zahlreiche Flüsse stammen aus diesem Gebiet, haben sich einen Weg durch steile Schluchten gefressen und stürzen manchmal in schmalen aber bis zu 60 Meter hohen Wasserfällen herab. Die Vegetation ist sehr spärlich und doch ziehen nicht wenige Schafherden, meistens ohne Hirten umher. In den steilen, sehr tiefen Schluchten gibt es halbwilde Kühe und vereinzelte, gefährlich aussehende Bullen. Wie die da hinein geraten sind, kann man sich nur schwer vorstellen. Die Gigantes selbst haben viele Spitzen und Kuppeln, die wir fast alle ohne technische Hilfsmittel bestiegen

haben. Mancher Besucher aus Buenos Aires wurde mit heraufgeschleppt und kam mit einer ansehnlichen Gewichtsverminderung wieder herunter.

Anfangs nahmen wir an, die genannten Sierras bildeten ein großes Hochgebirgsplateau, auf dem wir schön entlang gehen könnten, aber die Annahme stellte sich als wenig zutreffend heraus, denn nur das erste Drittel ist einigermaßen glatt, der Rest wild zerklüftet, mit tiefen Einschnitten, sodaß wir immer wieder in Schluchten hinuntersteigen müssen, um dann wieder heraufzuklettern. Nach den ersten fünfzehn oder zwanzig Malen, hofft man bei jeder neuen Schlucht, daß es nun damit aufhören wird, und so kam es, daß wir uns das erstemal mächtig verlaufen hatten. Es war schon spät geworden, und wir wollten noch einen Omnibus erreichen, der einmal am Tage in etwa fünf Kilometer Entfernung an den Gigantes vorbeifährt. Wir waren hundemüde und hatten uns etwas hingesetzt, rechts und links eingeschlossen von den hohen Felsen. Auf einmal kreisten drei riesige Condore mit einer Spannweite von etwa drei Metern über uns. Und uns fielen die Erzählungen der Eingeborenen ein, nach denen die Condore, je nach Stimmung, Schafe, Kinder und Menschen wegschleppen. Inzwischen kamen noch zehn, zwölf der riesigen Tiere hinzu. Wir hörten das Rauschen ihrer Flügel und spürten den Luftzug. In der Abenddämmerung wirkte das so beängstigend, daß ich einen Stein nahm und nach oben warf, da gingen die Condore „auf Höhe“ und verschwanden. Sie waren wohl neugierig gewesen, weil wir so still lagen. Doch als sie bemerkten, daß wir „noch“ lebten, suchten sie das Weite. In der dunklen Nacht schleppten wir uns weiter, auf und ab, dann bis zur Straße. Natürlich keine Spur von einem Omnibus, der war schon vorbeigefahren, als wir noch hoch oben in den Bergen waren. Nach acht Kilometern Fußmarsch hielten wir einen kleinen Renault an. Aber der Fahrer meinte, die fünf Passagiere, die er schon hatte, wären gerade genug. Und es würde schon ein anderer Wagen kommen. Er fuhr weiter, kam aber nach wenigen Minuten zurück, weil er sich überlegt hatte, daß kaum noch ein anderer Wagen kommen würde, und nahm uns trotz Ueberlastung mit. Derartige Beweise von Hilfsbereitschaft und Menschenfreundlichkeit sind beim Argentiner keine Ausnahme.

Hier im Gebirge gibt es herrliche Bäche mit dem klarsten Trinkwasser, und es ist eine wahre Verjüngungskur, sich lang hineinzulegen. Vor den eigentlichen Gigantes streckt sich ein Hochplateau aus, auf dem zahllose Hasen, Beutelratten, Stinktiere (Stunks), Vizcachas und, wie

man sagt, sogar Pumas leben. Auch im Sommer sind die Märsche zu den Gigantes sehr schön, denn ab 1.800 Meter herrscht ein fast erholsames Klima, das gegenüber der sengenden Hitze der niedriger gelegenen Gebiete europäisch anmutet. Gegen Abend beginnt ein stetig wechselndes Farbenspiel, das uns immer wieder bezaubert und manchmal zum Vergleich mit den schneebedeckten Bergen unserer Heimat oder den weißleuchtenden Felsen von Dover reizt. Verborgen in einem Tal oder aber auch auf eine Bergspitze gesetzt liegen zuweilen Hotels, die oft „Deutschsprachigen“ gehören und in der Sommersaison städtische Gäste beherbergen. Diese pflegen mit dem Wagen bis an den Fuß der eigentlichen Bergspitzen zu fahren und begeistert „qué lindo!“ (wie schön!) zu schreien, dann aber gleich in den Wagen zu steigen und wieder davonzufahren. Oben ist es meistens menschenleer, und man kann zwei Tage herumgehen, ohne einen Menschen zu sehen; begegnet man jemandem, dann ist es ein Eingeborener, der seine Kuh sucht, oder ein naturverbundener Europäer. Kürzlich verführten wir mal einen Direktor der Mercedes-Werke zu einer Kletterpartie in dieser Gegend. Da der „Unimoc“ sich auch in schwierigsten sauerstoffarmen Zonen Argentiniens bewähren soll, nahmen wir wenig Rücksicht auf seine derzeitige Ungeübtheit und sein Städterdasein — und waren dann erstaunt, wie gut er sein Pensum erfüllte: „Es geht eben nichts über Mercedes“.

In den Klüften wachsen vereinzelte Tabaquillo-Bäume, eine merkwürdige Baumsorte, die fast keinen Stamm zu haben scheint, sondern aus tausend übereinander wachsenden Schichten Rinde besteht. Die Rinde hat etwas von unserer Kiefernrinde. Beim Klettern muß man sehr aufpassen, wenn man sich daran festhält, denn sie besitzen wenig Festigkeit. Dieser verkrüppelte Baumwuchs hat Blätter, die den Rosenblättern etwas ähnlich sind und gehört auch zu der Familie der Rosensträucher.

Jetzt kennen wir das Gebirge schon ziemlich gut, aber entdecken doch immer wieder neue ungeahnt schöne Stellen.

Mit frischen Kräften kehren wir dann in die flacheren Gefilde und zu ihren Menschen und Problemen zurück und spüren noch tagelang die Nachwirkung unserer Bergtour.

11. Februar 1945.

Beim Geschwader hat Major Lang sich überschlagen und jetzt führt Kulhmey. Es wird kein Einsatz geflogen, ohne daß ich Bescheid weiß, und obwohl der besorgte Arzt und die freundliche Krankenschwester dau-

ernd etwas von „absoluter Bettruhe“ vor sich hin murmeln, stehe ich in laufender telefonischer Verbindung. Außerdem habe ich mit meinem Adjutanten ausgemacht, daß jeden zweiten Tag er selbst oder einer der fliegenden Offiziere zur Besprechung ins Lazarett kommt. Keine grundsätzlichen Dinge weder personeller noch technischer Art geschehen ohne meine Zustimmung und Kenntnis. Zwar wird dadurch die Geschwaderführung eine ziemlich unselbständige Aufgabe für meinen Stellvertreter, aber andererseits ist er ja nur mein *Stellvertreter*. Es ist noch immer mein Geschwader und deshalb pflege ich den Kontakt außerordentlich.

Russische Panzer stehen jetzt bei Wiessau und westlich Bunzlau; hier ging mein Vater in die Schule und ich zum Fußballspiel. Auch diese ganz alte schlesische Stadt gehört jetzt zur Ostfront. Korol schoß die ersten Panzer ab auf dem Marktplatz und Niermann, der für ihn den Jagdschutz flog, erzählt mir, wie Korol sich gespenstisch in die engen Straßen klemmte und seine fliegerische Akrobatik die zweite Gruppe begeisterte. Wenn ich auf so direkte Art den Kampf meiner Geschwaderkameraden miterlebe, frage ich mich nur, ob es unbedingt notwendig sein wird, fünf Wochen und sechs Tage zu warten, bevor ich wieder fliege. Jedenfalls will ich Krücken haben und baldmöglichst mit den Übungen anfangen. Ich weiß ja von den Skiern, vom Diskus, Laufen und Stabhochsprung her, daß Übung die Vorbedingung für eine gute Leistung ist. So wird es auch mit den Krücken sein.

11. Februar 1952.

Heute las ich den „Fragebogen“ zu Ende. Es wundert mich nicht, daß dieses Buch so ein großer Verlagserfolg wurde. Es verbindet große Suggestivkraft, die sich unmerklich aus einer Unzahl scharf wiedergegebener Einzelheiten nährt, mit verwirrender Schein-Objektivität, die umso überzeugender wirkt, weil sie auch nicht vor der beißendsten Selbstironie zurückscheut. Als Schilderung bestimmter Menschen aus einem bestimmten Zeitabschnitt ist das Buch ein gelungener Versuch, als „Analyse einer Zeit und ihres Geistes“ scheint es mir etwas dürftig, und es kommt mir vor, als ob diese Charakteristik weniger dem Plan des Autors als vielmehr der Propagandaabsicht des Verlegers entspricht.

12. Februar 1945.

Bis tief in die Nacht habe ich ständig mit dem Telefonhörer in der Hand die Verbindung mit dem Geschwader aufrecht erhalten. Die Kämpfe in Niederschlesien bewegen sich auf ihren Höhepunkt zu. Auch Schneidemühl, Deutsch-Krone, Graudenz sind wieder Schauplätze erbitterter Kämpfe. Noch vor wenigen Tagen waren wir an allen diesen Stellen und jetzt liege ich hier, zur Tatenlosigkeit verurteilt. Fridolin, mein guter Freund und Stabschef ist mit einer schweren Unterschriftenmappe gekommen, denn der Papierkrieg geht fröhlich weiter. Im Augenblick ist die Spritlage beim Geschwader wieder besonders heikel und ich rufe deshalb Korps und Flotte an und kann wieder genügend für die Kameraden herausholen. Fridolin berichtet mir auch wie ausgezeichnet Kampfgeist und Stimmung im Geschwader ist und wie alle Männer sich sagen: „Unser Alter wird in kaum einem Monat wieder bei uns sein, und wenn er zum Geschwader kriechen muß!“ Aber ich will nicht hinkriechen, sondern hin*fliegen*. Fridolin wurde auch „moralisch“ vom Oberstabsarzt bearbeitet: er solle doch seinen Einfluß bei mir geltend machen, um mich davon zu überzeugen, daß es heller Wahnsinn sei zu glauben, ich könnte in sechs Wochen wieder fliegen, die Ausheilung einer derartigen Amputation dauere mindestens 4 Monate, falls sich keine Komplikationen ergeben, und erst von dem Augenblick an könnte vorsichtig und langsam an künstliche Bewegung des Beines gedacht werden. Damit sie mir den Fridolin nicht „versauen“ und unter einer Sintflut von Fachsimpelei begraben, bespreche ich mit ihm ohne den geringsten Kommentar zu der ärztlichen Belehrung Maßnahmen, durch die so schnell wie möglich Krücken herangebracht werden sollen und sobald möglich ein Prothesenmacher. Anfänglich versucht Fridolin, unter dem frischen Eindruck des Medizinmannes auszuweichen, aber bald hat ihn auch die Begeisterung erfaßt. So, jetzt können die lieben Ärzte und rührenden Krankenschwestern jede Offensive auf meinen guten Fridolin loslassen, wie sie nur wollen, er ist immun und wird sich von keinem bereden lassen, nur von mir.

12. Februar 1952.

Gleichzeitig mit dem Brief eines hervorragenden Panzerkommandeurs aus dem Ostfeldzug, mit dem mein Geschwader vorbildlich zusammenarbeitete, erhalte ich heute bedrückende Nachrichten aus nationalen Kreisen. Es steht außer jedem Zweifel, daß ein Großteil des deutschen

Volkes nach wie vor einen gesunden Nationalstolz besitzt. Wenn andererseits die nationale Opposition heute zahlenmäßig nicht so stark in den Vordergrund tritt, liegt das nicht nur an den Terrormaßnahmen, die man gegen sie ergreift, sondern ist auch weitgehend auf die Zersplitterung in den eigenen Reihen zurückzuführen. Die Zersplitterung wiederum findet ihre Ursache in absolut zweitrangigen Überlegungen und Schwierigkeiten. Dazu gehört an erster Stelle die Personalpolitik, d. h. die verschiedenen aufeinanderprallenden persönlichen Führungsansprüche. Es gibt Momente im Leben eines Volkes, wo das Untergraben der nationalen Kräfte durch derartige cäsarische Auswüchse zum Verbrechen wird. Deutschland braucht mehr denn je selbstlose Diener, die das Heil des Vaterlandes keinen Augenblick von der Befriedigung persönlichen Ehrgeizes abhängig machen. Selbstverständlich müssen Führungsansprüche sich auf eine gewisse Summe von Fähigkeiten, Leistungen und Sauberkeit stützen. Selbstverständlich enthält der Begriff Führung Instinktbegriffe wie Glauben, Willensstärke, Opferbereitschaft. Selbstverständlich muß jeder Führungsanspruch zurückgreifen können auf Bildung und Intelligenz, die aber in offenem Gegensatz zum sterilen Intellektualismus und tatenloser Schöngeisterei stehen. Aber die erste Bedingung ist und bleibt rein ethischer Art: uneigennütziger Wille zum Einsatz unter Ausschaltung aller zweitrangigen oder gar minderwertigen Motive im Bewußtsein, daß Führungsansprüche stellen heißt: sich selber zu jeder Zeit im Interesse der Gemeinschaft opfern können. Würden unsere nationalen Bewegungen und ihre Führer von diesem Gesichtspunkt ausgehen, die Einheit wäre rasch hergestellt und würde organisch wachsen. Und damit wäre es der nationalen Opposition auch unter den heutigen Verhältnissen möglich, die Bedeutung zu erlangen, die ihr zukommt, wachsam und empfindlich gegen jede Entwertung der wirklichen volksbildenden Werte, konstruktiv wo das Interesse des Volkes und des Staates auf dem Spiele steht, weit ab von jedem Parteirummel, getragen von einem kompromißlosen Angriffsgeist gegen alles Zersetzende, ob vom Osten oder vom Westen kommend, gegen alles Volksfremde, gegen jeden politischen Merkantilismus.

13. Februar 1945.

Der Reichsmarschall war heute zu Besuch ... und hat mit keinem Wort das Flugverbot erwähnt. Anscheinend sieht auch die Führung jetzt ein, daß unsere Lage zu verzweifelt ist, als daß es noch möglich wäre,

über Flugverbote oder etwas derartiges zu sprechen. Selbst wenn er das Verbot nur deshalb nicht erwähnte, weil er doch nicht glaubt, daß ich noch werde fliegen können, bin ich zufrieden, denn ich werde, wenn nötig, darauf zurückgreifen. Der Reichsmarschall hält die Lage für noch ganz und gar nicht aussichtslos, von dem Augenblick an, wo wir im Stande sein werden, die Flugplätze, deren extralange Startbahnen für die Düsenjäger geeignet sind, zu halten. Er betont, daß Düsenjäger schon vereinzelt zum Einsatz gekommen sind und gegen die fliegenden Festungen sehr gute Resultate erzielt haben. Ich halte ihm vor, daß doch wahrscheinlich ein massiver Einsatz von Verbänden vorbereitet werden müßte, weil sonst die neue Waffe und vor allem auch ihre moralische Wirkung auf den gegnerischen Flieger verpuffen wird. Er läßt sich davon nicht überzeugen, sondern glaubt an einen langsamen stetigen Ausbau der Luftverteidigungsfront. Trotz einiger wesentlicher Vorbehalte weiß der Reichsmarschall einen doch immer wieder menschlich zu fesseln und es ist keineswegs so, daß er auf Grund seines Körperumfanges etwa zur Gemütlichkeit neigt. Im Gegenteil liegt in der Schärfe seiner Überlegungen durchaus nichts Gemütliches und die Wendigkeit seiner Argumentierungen lassen manchmal eher das Bild eines Federgewichtlers als eines Schwergewichts aufkommen.

Auch die Berliner Bevölkerung läßt von sich hören und dringt unter den fadenscheinigsten Gründen ins Krankenzimmer. Meistens sind es „Verwandte“ und manchmal könnte es einem schwindlig werden, wenn man feststellt, mit welcher Geschwindigkeit seit drei Tagen die Familie gewachsen ist! Es sind verschiedene äußerst nette „Nichten“ und „Kusinen“ und sogar „Tanten“ dabei. Die Krankenschwestern haben den „Familiendreh“ bald heraus, aber gönnen großzügigerweise sowohl den Besuchern wie mir den kleinen Schwindel. Ein altes Mütterchen brachte mir heute eine Tafel Schokolade und sagte ganz beschämt, sie hätte nicht mehr, aber wollte mir das unbedingt bringen, denn ihr Junge hätte von der Front geschrieben, daß meine Männer vom Immelmanngeschwader und ich ihn und seine Kompanie im Verlaufe einer einzigen Woche zweimal aus einer aussichtslosen Lage „herausgeboxt“ hätten. Als ich die Schokolade nicht annehmen will, weil ich mir zu gut vorstellen kann, was heutzutage eine Tafel Schokolade bedeutet, wird sie ganz erregt und sagt, sie möchte doch ihrem Jungen so gerne von dem Besuch und der Schokolade schreiben. Was soll man da machen?

13. Februar 1952.

Daß die nationale Opposition sich im Augenblick nicht so durchsetzen kann, wie sie das bei der tatsächlichen Einstellung der positiven Mehrheit des Volkes verdient, liegt natürlich zum Teil auch daran, daß eben die Mittel zur Sammlung einer großen Bewegung und der dazu notwendigen Publizistik fehlen. In unserer verwirrenden Zeit, die immer mehr dazu verlockt, Tagespolitik zu „machen“ und einem heillosen Opportunismus zu frönen, weil heute nacht oder morgen früh das alles zerstörende Unheil über uns hereinbrechen kann, braucht es niemanden zu verwundern, daß es z. B. tatsächlich Industrielle und vermögende Kaufleute gibt, die zwar geheim aber darum nicht weniger kräftig die Kampffonds der kommunistischen Partei durch mehr oder weniger regelmäßige Beiträge verstärken. Und solange die nationale Opposition nicht aus der Uneinigkeit herauskommt, trägt sie zwar eine große potentielle Kraft in sich, stellt aber faktisch zu wenig dar, um auf eine Unterstützung der an sich immer mehr oder weniger konservativ ausgerichteten „Besitzenden“ rechnen zu können. Darum ist die Einigung und der Zusammenschluß aller positiven Kräfte Vorbedingung für jede weitere Entwicklung. Dieser Zusammenschluß könnte in vielem vereinfacht werden, wenn abgesehen von der notwendigen Zurückstellung persönlicher Ambitionen die Programme — die oft nur in scheinbarem Gegensatz zueinander stehen — und Forderungen auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden würden, das ohne Haarspalterei. Wir müssen endlich lernen, daß in Notstandszeiten wie den unsrigen nur ganze Maßnahmen Klarheit und eine gemeinsame Basis schaffen können. Taktische Einzelheiten und Notwendigkeiten dürfen nie beherrschende Bedeutung erhalten, wenn es um das Leben und die Zukunft unseres Volkes geht, sondern sollen jene untergeordnete — darum nicht unwichtige — Rolle spielen, die ihrem Wesen entspricht.

14. Februar 1945.

Bunzlau ging verloren und Glogau ist schwerstens bedroht, das Geschwader fliegt von einem Schwerpunkt zum andern und tut alles, was in seiner Macht liegt, um den schwerbedrängten Erdtruppen zu helfen.

Zu einem längeren Besuch ist Dr. Goebbels erschienen. In unserer ganzen Führung habe ich bisher keinen Mann kennengelernt, der einen klareren Kopf, eine größere Freimütigkeit im Sprechen und eine glänzen-

dere Zivilcourage besessen hätte. Er nimmt kein Blatt vor den Mund, ist manchmal sogar bei der Beurteilung interner Zustände geradezu hemmungslos und spricht uns Soldaten nie nach dem Mund aber immer nach dem Herzen. Er sprach ausführlich von der Konferenz zwischen den Alliierten, zu der Stalin Roosevelt und Churchill nach der Krim „kommandiert“ hat, wie Goebbels es nennt. Er meint, daß die Machtverhältnisse jetzt endgültig und ausschließlich zugunsten Rußlands sich verschoben haben und dem Bolschewismus der Balkan, Polen, Finnland, die baltischen Länder, Österreich und Deutschland bis an den Rhein überlassen worden sind. Von den Grundsätzen derAtlantik-Charta sei überhaupt keine Rede mehr, und die sogenannte Selbstbestimmung der Völker und Unduldbarkeit jeglicher Annexionen über Bord geworfen. Um ihren guten Willen, Deutschland für die Bolschewisierung reif zu machen, unter Beweis zu stellen, haben die westlichen Alliierten gestern Dresden praktisch vernichtet. Die Stadt hat überhaupt keine kriegswichtige Bedeutung und der Terror ist daraus ersichtlich, daß eine Unzahl von Brandbomben dazu dienen mußte, die Bewohner und Zehntausende von Ostflüchtlingen aus den Schutzräumen aufzuhetzen, um sie dann nachher mit Sprengbomben und Bordwaffen auf den Elbwiesen auszurotten. Über zweihunderttausend Menschenopfer hat dieser Angriff gefordert und der Minister meint, daß Churchill auf diese Weise Raum schaffen will für die Millionen Deutscher, die laut dem Stalin gegebenen Versprechen in dem vom Krieg dezimierten Deutschland Platz finden würden. Er erzählt mir Einzelheiten über die maßlosen Leiden, denen vor allem die weibliche Bevölkerung der von den Sowjets besetzten Gebiete ausgesetzt ist. Zum Schluß meint der Minister: „Wenn wir uns bloß in der Partei, im Staat und im Heere von dem Ballast nutzloser Leute befreien würden, die teilweise unter Ausnützung vergangener Verdienste für die Partei, teilweise unter Ausnützung der verworrenen Lage ihr feiges oder katastrophales Treiben fortsetzen können, müßte noch eine letzte große Gegenoffensive gelingen können“. Ich glaube, über das Gespräch mit dem Minister nachdenkend, daß ein Großteil unserer Geschichte, auch oder gerade der jüngsten Geschichte, nur aus der Polarität unseres Wesens zu erklären ist: himmelhochjauchzend — zu Tode betrübt; größte Tapferkeit und Opferbereitschaft — gemeinster Egoismus und Feigheit; blinde Treue und bedingungslosester Gehorsam — feilster Verrat und gröbste Drückebergerei.



Sturz, Ziel im Fadenkreuz

Volltreffer!



14. Februar 1952.

Es fällt vor allem dem nicht eingeweihten ausländischen Beobachter unangenehm auf, daß altverdiente Soldaten sich in der nationalen, konstruktiven Opposition manchmal recht rührig zeigen. Was sie in anderen Ländern ohne weiteres akzeptieren, daß nämlich in unseren unruhigen Zeiten auf alte, bewährte Soldaten zurückgegriffen wird in der Hoffnung, in ihnen Garanten einer gewissen Sicherheit zu finden, wird in Deutschland als gefährlicher Militarismus oder gar Neonazismus verschrieen. Es ist aber die Folge einer natürlichen Entwicklung, daß auch in Deutschland große Teile der Masse Vertrauen haben zu bewährten Soldaten. Denn ein großer Teil des deutschen Volkes stand selbst in soldatischem Einsatz oder doch in engem Zusammenhang damit.

Wenn heute von allen Seiten die Kriegsgefahr auf so eindringliche Weise geschildert wird und die Entwicklung der Dinge dazu gezwungen hat, den „ehr- und würdelosen Landsknecht und Gewaltroboter“ von gestern auf heute als begehrenswerten Bundesgenossen hinzustellen, dann ist es nur logisch, daß ein Großteil der deutschen Menschen in Zeiten des kalten Kriegs und mit Aussicht auf die jeden Augenblick mögliche Explosion des heißen Krieges ihr Vertrauen lieber Soldaten schenkt als parteipolitischen Schaukelvirtuosen.

15. Februar 1945.

Heute ist eine eigene Großoperation angelaufen, die, wie ich durch das Geschwader laufend erfahre, mindestens einige vielversprechende Anfangserfolge zu verzeichnen hat. Mit Verstärkung durch Divisionen, die teilweise aus dem Westen herangezogen sind, sollen Marschall Schörner aus dem Süden und Himmler aus dem Norden vorstoßen und die rote Angriffsspitze erledigen. Aber auch der Russe warf neue Kräfte in die Schlacht und es ist fraglich, ob die eigene Offensive genügend und andauernde Kraft haben wird. Märkisch Friedland ist auch schon heiß umkämpftes Gebiet Bei einem Tagesangriff wurde von den Amerikanern die Dresdener Mörderei fortgesetzt und gestern Nacht wurde auch Berlin von den Bombern angegriffen. Bei den pausenlosen Einsätzen hat mein Geschwader erhebliche Menschen- und Materialverluste zu erleiden. Wir verlieren gute Kameraden, auch unter den jüngeren Besatzungen, die sich mit vorbildlichem Eifer auch unter den schwierigsten Umständen eingesetzt haben. Ich muß oft gegen aufkommende Verzweiflung kämpfen, die

gerade durch meine aufgezwungene Untätigkeit entsteht. Dann greife ich immer wieder zum Telefon und lasse mich mit dem Geschwaderstab verbinden. Nur diese Verbindung hält mich moralisch aufrecht, denn nur so kann ich mir selbst wenigstens vormachen, ich sei noch immer dabei, greife stündlich ein und lebe nach wie vor mit meinem Geschwader und seinem Kampf für unsere um ihr Bestehen kämpfende Heimat. Nur schlecht kann ich mich Gottes Willen fügen, der mich so unerklärlich auf dem Höhepunkt des Kampfes um Deutschland und sogar meiner engeren Heimat Schlesien niederzwang. Jetzt müßte ich mit Vater sprechen können, und wenn es nur für einige Minuten wäre, um mich an seinem grenzenlosen männlichen Gottvertrauen aufrichten zu können und mich dem höchsten Willen zu fügen, auch wenn dieser Wille uns zu verhöhnen scheint, die fürchterlichsten Leiden über unser Volk heraufbeschwört und es den Mächten der Finsternis auszuliefern scheint. Mein Gott, durch welches Tal des Schmerzes und des Leidens läßt Du uns wandern und wie wenig verstehen wir Deine Wege und wie wenig ermöglichst Du uns die Hoffnung auf das Licht eines neuen Tages.

15. Februar 1952.

Ein lieber Freund aus Chile machte mir heute ein schönes Geschenk: die Eroica von Beethoven auf Schallplatten. Wie man sich in der Einstellung zur klassischen Musik doch ändern kann! Vielleicht hat es bei mir etwas länger gedauert, weil ich zu Haus unter einem ebenso lächelnden wie entschlossenen „Zwang zur Musik“ stand. So „sollte“ ich Klavier spielen lernen und brauchte meine ganze Bubenerfindungsgabe, um die Klavierstunden in Wirklichkeit dem geliebten Fußball widmen zu können. Vater spielte Klavier, eine Schwester ebenfalls und eine andere Schwester Geige. Da wurden manchmal Hauskonzerte veranstaltet, denen beizuwohnen ich gezwungen wurde. Und während die „Kleine Nachtmusik“ durch den Raum schwebte, sann ich nach über die Vorzüge eines 250 cc. Motorrades. Erst heute stehe ich der Musik aufgeschlossener gegenüber und kann in ihr Ausgleich für schwere Beanspruchung finden. Genau so, wie ich erst heute Saint Exupéry, einen der größten Fliegerdichter, wirklich genießen kann, vor und während des Krieges aber ihm kaum mehr als einen flüchtigen und ungeduldigen Blick zuwandte. Und wie unendlich viel hat gerade er uns zu sagen! Wer hätte schöner, spannender und reicher dem großen

Abenteuer des Fliegens Gestalt gegeben als er? Es wirkt wie ein Sinnbild, daß dieser literarische Icarus während des Krieges im Mittelmeerraum geheimnisvoll auf einem Aufklärungsflug verschwand. Er, der uns Fliegern, aber noch vielmehr den Nichtfliegern mit solcher Vollkommenheit und Lebenswärme die Eroberungszüge in die Unendlichkeit des Himmels geschildert hat, ist in dieser Unendlichkeit aufgegangen, ohne eine Spur zu hinterlassen.

16. Februar 1945.

Von sieben Uhr morgens bis sechs Uhr abends ist das Geschwader unterwegs. Zahlreiche Angriffe auf Panzer- und Fahrzeugansammlungen bei Priebel, Hellbig und Forst-Pförten. Bis jetzt ist schon zu erkennen, daß die Russen die Frontlinie weiter nach Westen ausbuchten können. Dies hat zur Folge, daß unser eigenes Unternehmen nicht mehr den verhältnismäßig kurzen Abstand zum Abschneiden einer Angriffsspitze kämpfend zurückzulegen hat, sondern sich einer viel größeren Aufgabe gegenübergestellt sieht, für die wahrscheinlich die vorhandenen Kräfte nicht ausreichen werden, sodaß sowohl Schörner als Himmler nicht zum Zuge kommen werden. Daher war auch heute die Aufgabe des Geschwaders nicht etwa, vor der Spitze eigener angreifender Truppen in das Kampfgeschehen einzugreifen, sondern vielmehr die an verschiedenen Stellen vorgetragenen wirklichen oder simulierten Angriffe der Russen abzuwehren. Solange wir aber an der Oder nicht mehr und besser ausgerüstete Truppen haben, wird sich im Rücken jedes eigenen Unternehmens zwangsläufig ein russischer Stoßkeil bilden, der ohne weiteres in einen leeren Raum vorstoßen kann. Es ist unsere Tragödie, daß unsererseits der wirkliche totale Krieg durch Schlamperei und faule Absichten solange hinausgezögert wurde, daß er jetzt weder zur richtigen Zeit noch zur richtigen Stelle zur Auswirkung kommt.

16. Februar 1952.

Den ganzen Tag lang habe ich wieder Briefe beantwortet, vor allem an Geschwaderkameraden, die teilweise im schwersten Existenzkampf stehen. Habe den „Flug nach Arras“ von Saint Ex., wie die Franzosen ihn nennen, noch einmal gelesen. Das Buch gibt uns ein ganz anderes Bild von der damaligen französischen Niederlage. Es ist

wunderbar, wie dieser unvergleichliche Wortzauberer überzeugende Heroik in der zerschmetternden Niederlage auferstehen läßt. Ein männlicher Trost und ein Beispiel für uns in unserer Zerschlagenheit nach diesem Kriege. Wie er in seinen früheren Büchern dem Erlebnis des Fliegens an sich Ausdruck gibt, so predigt er hier in prägnanter Kürze Sinn und Moral allen Kampfes: „Wenn es zum Angriff geht, müssen notwendigerweise Männer an der Spitze sein. Sie fallen meistens. Damit aber der Angriff erfolgt, müssen die ersten fallen."

17. Februar 1945.

Das Geschwader hat nach Kamenz verlegt und heute mehrere Angriffe gegen russische Panzer östlich von Lauban, bei Naumburg und in Tonhaim ausgeführt. Bei Bunzlau und Sagan konnte der Russe erheblich Boden gewinnen. Wir sind jetzt wieder dem Feldmarschall Schörner unterstellt. In Ungarn hat er in jetzt wochenlang dauernden Kämpfen zwischen Plattensee und Donau größere Verbände der Roten schlagen können. Es läuft sogar jetzt ein Unternehmen von ziemlicher Bedeutung in den russischen Granbrückenkopf hinein. Sympathisch oder unsympathisch, es bleibt eine Tatsache, daß Schörner in seinemAbschnitt immer Ordnung hat. Er hat nicht mehr Kräfte, Material oder schwere Waffen als andere, aber er hat einen fanatischen Willen und nimmt keine Rücksicht auf Halbheiten von andern, weil er auch sich selbst gegenüber rücksichtslos ist. Daß es ihm vielleicht an hochpoliertem Salonglanz fehlt, ist in der heutigen Phase des deutschen Existenzkampfes ohne jede Bedeutung. Deutschland braucht weniger gesellschaftliches Raffinement als harte Entschlossenheit und unbeugsamen Willen zum Durchhalten.

17. Februar 1952.

Mit zwei Besuchern aus Chile unternehmen wir eine kleine Vormittagstour, ganz in der Nähe von Carlos Paz, zum „Chorillo"-Wasserfall bei Tanti. Um Zeit zu sparen, legen wir unseren Vierstundenmarsch quer durch den Kamp. Wir müssen auf Schlangen aufpassen, von denen es hier eine giftige Sorte gibt, die schwarzweißrot gefärbt ist. Sie sind ungefähr einen halben Meter lang und es ist schwer, gegen ihre Bisse ein wirksames Serum zu finden. Wir klettern eine steile Schlucht hinunter, um bis zum Wasserfall zu kommen und baden im

kühlen Wasser. Dann gehts wieder den steilen Hang von 150 Metern herauf. Auf halber Höhe entdecken wir auf der anderen Seite des Flusses Fleisch bratende Ausflügler. Während wir aus Spaß einige Steine auf unserem Ufer heruntergerollt hatten, hat man uns das drüben auf der anderen Seite wohl falsch ausgelegt, denn auf einmal peitscht ein Schuß. Volle Deckung! Ein zweiter Schuß schlägt ganz in unserer Nähe ein: Robben bis zu einer guten Deckung. Die da unten müssen gedacht haben, daß wir auf sie zielten und sind vielleicht etwas angetrunken. Als wir außer Reichweite des mörderischen Schützen sind, lachen wir herzlich. Mit solchen Kriegsübungen bleibt man in Form. Besonders für die so aktuelle Wiederbewaffnung ...

In Tanti trinken wir Kaffee im „Weißen Rössl" wo ein Grazer Ehepaar, das schon lange im Lande ist, eine heimatliche Atmosphäre zu schaffen weiß. Dort besprechen wir Probleme des „Kameradenwerks" in Chile, wo auch schon viele anständige Deutsche das ihrige tun zur Linderung der Not jener Deutschen, die noch sieben Jahre nach Kriegsende in Gefängnissen und Lagern ein beredtes Bild von unserem christlichen und menschenfreundlichen Zeitalter geben.

18. Februar 1945.

Breslau ist jetzt vom Süden und vom Südwesten eingeschlossen. Naumburg gefallen. Bei Deutschkrone heftigste Kämpfe. Schukow hat zwischen Küstrin und Lebus den Größtteil des Westufers der Oder mit erstklassigen Truppen belegen können. Aus diesem Zustand kann sich jeden Augenblick blitzartig der endgültige Vorstoß auf die Reichshauptstadt entwickeln. Das Geschwader hat heute besonders dringende Aufgaben bekommen, die auf eine genaue Erkundung feindlicher Absichten und Konzentrationen hinauslaufen. Im Raum Lauban—Naumburg fliegen wir stundenlang Aufklärung.

Heute war Hanna Reitsch da und etwas später kam auch Ritter von Greim vorbei. Nach den angeregten und sehr unterhaltenden Gesprächen fühle ich mich etwas matt, zumal in Folge hartnäckiger Bewegungsübungen der Beinstumpf heftig blutete. Und bei dieser Mattheit kam für ein paar Augenblicke der Gedanke an die Möglichkeit einer Niederlage, merkwürdigerweise in Verbindung mit dem Fliegen. Eins ist klar: sollten wir je tatsächlich die Niederlage erleiden, so werden die Morgenthaupläne schon dafür sorgen, daß die deutsche Flugzeugindustrie vollkommen zerstört wird. Schon nach dem ersten Weltkrieg sind die Alliierten gerade

in dieser Hinsicht von einer fanatischen Besessenheit gewesen. Keiner von uns Fliegern braucht auch nur einen Augenblick zu glauben, daß es für uns in einem Deutschland der Niederlage auch nur die geringste Möglichkeit geben würde. Dabei bedeutet die Fliegerei für die meisten von uns etwas ganz anderes als einen Beruf oder irgendeine Sportart. Fliegen ist für uns eine L e b e n s funktion, wie Atmen oder sich bewegen, wir sind Flieger aus Berufung. Wir leben dem Fliegen, aus dem Fliegen, empfinden es wie eine Äußerung unserer Persönlichkeit, wie eine Verlängerung unseres Denkens und Sehnens in eine andere Welt hinein. Schwebend zwischen Himmel und Erde haben wir es gelernt, unserer Seele die reinste Sprache abzulauschen, haben es gelernt, die Unzulänglichkeiten der Menschen und ihrer Dinge zu vergessen und das Wesentliche des Lebens in seiner ewigen Gültigkeit zu erkennen. Noch hat die gerade beim Fliegen um sich greifende Technisierung uns nicht ganz in ihrer Macht, noch gehören wir einer Generation an, die in der reinsten Flugart, beim Segelfliegen, die Wonne der Bewegung im Luftraum gekostet hat. Eines Tages wird die menschliche Technokratie auch das Fliegen zu einer mechanischen, unpersönlichen Funktion degradiert haben. Aber wir stehen noch mit einem Bein auf der Ebene der menschlichen Vollkommenheit und technischen Unzulänglichkeit der Gebrüder Lilienthal und Wright und mit dem andern Bein in der Welt von morgen, die mit jedem technischen Fortschritt etwas weniger menschliches Erleben und Empfinden bestehen lassen wird.

18. Februar 1952.

Heute bekam ich Besuch von einem deutschen Arzt, der sich verzweifelt anstrengt, in seinen Beruf hinein zu kommen. Die Schwierigkeit ist in Argentinien fast für alle Akademiker die gleiche. Die Wiederholung des akademischen Titels erfordert erneut das Abitur und die verschiedenen Universitätsexamen in spanischer Sprache. Wird ein Arzt von der Regierung vertraglich angestellt, dann darf er in seinem Fach auch eine Privatpraxis besitzen. Bei 17 Millionen Einwohnern und der riesigen Ausdehnung des Territoriums sind die 16.000 berufausübenden Ärzte für Argentinien absolut nicht zuviel, eher zu wenig. Aber der größte Teil dieser Ärzte hat sich in Buenos Aires, der Provinz Buenos Aires und den anderen großen Bevölkerungszentren niedergelassen. Ist ein ausländischer Arzt bereit, sich ins Inland schicken zu lassen, dann gibt es diese vertragliche Anstellungsmöglichkeit, und damit die Genehmigung zur Praxisausübung. Andererseits ist natürlich

die Existenzbasis im Innern und in den bevölkerungsarmen und wirtschaftlich manchmal etwas rückständigen Gebieten bedeutend schmäler. Bei fast allen Akademikern, die aus Europa einwandern, sind außerdem fachliche und psychologische Konflikte zu überwinden, um zu einem gewissen wirtschaftlichen Erfolg zu gelangen. Sie müssen sich absolut frei machen von jeder „Normensturheit", müssen sich dem Lande und den fachlichen Gepflogenheiten elastisch anpassen. Der Akzent bei den Normen liegt hier, und überhaupt in Südamerika, anders als bei uns und dieser Unterschied hat sich nun mal in der Praxis bewährt.

Bei uns baut man ein Haus oder macht eine Firma auf für mindestens hundert Jahre; hier ist das anders und es kann nur dem Engstirnigen als „schlechter" erscheinen. Hier beherrscht man vorzüglich die Kunst des Improvisierens und wer nicht hinter dieses Geheimnis kommt, ist verloren. Ein argentinischer Baumeister geizt geradezu mit Eisen oder Zement, weil beide Materialien Engpässe darstellen. Dagegen bringt die hiesige Hausmutter jeden Mittag ein Fleischgericht auf den Tisch, das bei uns für das Fest eines kleineren Anglervereins genügen würde. Ein deutscher Architekt, der schon viele Jahre hier arbeitet, gab mir offen zu, daß die hiesigen Baumeister mit den geringsten Mitteln Mauern bis zu zwanzig Stockwerken hoch aufziehen, mit Sicherheitsfaktoren, die jedem deutschen oder europäischen Architekten die Schamröte ins Gesicht treiben würden. Und ihr Mut wird „meistens" belohnt, sie spüren eben instinktiv, wie weit sie gehen dürfen, und das Wagnis wird dann ein durchschlagender Erfolg. Darum sollen sich unsere Akademiker und Einwanderer weder falschen Hoffnungen hingeben, noch glauben, es sei hier ein Land der Blinden, worin der Einäugige bequem den König spielen kann. Im Gegenteil, Wissenschaft und Technik sind eifrig dabei, sich zu entwickeln. Darum bietet das Land jedem energischen Fachmann, der über Ausdauer und die richtige Kombination von Bescheidenheit und Selbstbewußtsein verfügt, ausgezeichnete Möglichkeiten.

19. Februar 1945.

Von morgens früh bis abends spät hat das Geschwader wieder Einsatz auf Einsatz geflogen im Raum Rothwasser—Lauban—Seiffersdorf. Die Männer leisten Ungeheueres und ich spreche ihnen auch offen meine

Anerkennung aus. Sie sind die Infanteristen der Luft, sie führen zum größten Teil ein ebenso namenloses wie heldenhaftes Dasein. Vor allen Dingen unter den heutigen Umständen, unter der erdrückenden feindlichen Übermacht ist jeder Einsatz eine Höchstleistung, sowohl körperlich wie seelisch. Und in der Luft kann man sich nicht schnell ein Loch buddeln ... Nicht in Zeiten des rasanten Vormarsches, des berauschenden Sieges bewährt sich die Truppe. Vielmehr in Zeiten der Niederlage, des trostlosen Rückzuges, des Erdrücktwerdens von einer feindlichen Übermacht stellen sich Kampfmoral, Geist, Disziplin, Treue und der gemeinsame Nenner aller dieser soldatischen Tugenden: Kameradschaft heraus. Wie unser ganzes Volk so sind heute die kämpfenden Soldaten in ihrer überwältigenden Mehrheit die glänzende Demonstration einer kämpferischen Gemeinschaft, die sich dem Vaterland und seinem Fortbestehen bedingungslos gewidmet hat.

19. Februar 1952.

Ein deutscher Professor, der von der argentinischen Regierung nach Kriegsschluß vertraglich an eine der acht argentinischen Universitäten verpflichtet wurde, erzählte mir heute, daß in Argentinien die traditionelle Achtung vor der deutschen Wissenschaft wieder ebenso groß wie vor dem Kriege sei. Denn auch hier hatten Krieg und Niederlage uns zurückgeworfen und von nordamerikanischer und anderer Seite wurde eifrig versucht, die Lücke zu füllen. In den Naturwissenschaften, aber auch in Geschichte, Philologie und Philosophie war die deutsche Forschung im hiesigen Unterricht vielfach maßgebend. Es ist von größter Bedeutung für ein Volk wie das unsre, wenn es über Männer und Frauen verfügt, die jenseits aller Politik im Ausland durch wissenschaftliche und geistige Arbeit soviel „goodwill" für ihr Volk schaffen. Auch Künstler sind manchmal bessere Gesandte ihres Landes, als die offiziellen Vertreter, denen nur zu oft jeder Idealismus, jede Begeisterungsfähigkeit mangelt.

Wenn z. B. Furtwängler im Teatro Colón dirigiert oder im Salón Kraft über „moderne" Klassiker-Interpretation kritische Anmerkungen macht, wenn Kreutzberg tanzt oder Günther Ramin Bach spielt, dann werden auch die gehässigsten deutschfeindlichen Stimmen durch Leistung und Persönlichkeit einfach mundtot gemacht. Auch die Zugspitz-Artisten haben auf ihre Art gewaltige Achtung vor deutscher Leistung erweckt.

20. Februar 1945.

Es ist merkwürdig wie im Laufe der beiden letzten Weltkriege und unter dem Druck der technischen Entwicklung ein Grundbegriff wie der militärische Gehorsam sich gewandelt hat. Der militärische Gehorsam ist das Instrument der Führung, mit dem sie ihre Ziele erreichen will. Gibt ein Vorgesetzter im Felde einen Angriffsbefehl, so verbürgt der militärische Gehorsam die Ausführung. In Zeiten der linearen Frontalangriffe wartete der Infanterist, bis der Befehl kam und bewegte sich dann nach vorne, ohne nach links oder rechts zu sehen. Der moderne Infanterist ist mehr noch als der Infanterist des ersten Weltkrieges ein Einzelkämpfer. Er bekommt den Angriffsbefehl, bewegt sich im Rahmen einer größeren oder kleineren Gruppe, aber es entstehen in zunehmendem Maße Einzelsituationen, in denen er eine eigene Initiative zu ergreifen hat und sogar Entscheidungen treffen muß, die manchmal vom Vorgesetzten nicht vorgesehen werden konnten. Kadavergehorsam bei der modernen Erdtruppe zu verlangen, bedeutet eine gefährliche Rückständigkeit. Lässigkeit in der Forderung unbedingten Gehorsams jedoch ist bei der von der technischen Entwicklung bedingten zunehmenden Individualisierung des Soldaten militärischer Selbstmord.

Bei der Luftwaffe ist die Entwicklung von einer mechanischen Art des Gehorsams zu einer tiefst erlebten Unterordnung des Einzelnen unter Willen und Planung der Führung noch ausgeprägter. Im Gegensatz zu der Infanterieformation ist der Vorgesetzte nicht „greifbar“ nahe, aber sein Befehl fliegt irgendwie in der Flugkanzel mit. Die technische Form der Luftwaffe bringt es mit sich, daß scheinbar unzählige technische Vorwände existieren können, unter denen ein Flieger sich dem gegebenen Befehl mehr oder wenig elegant entziehen kann. Die einzige Hemmung ist das soldatische Gewissen, das den Akt des Gehorsams auf eine hohe ethische Ebene erhebt ... und die Aufmerksamkeit des Vorgesetzten, der technische Drückebergerei erkennen muß. Andererseits bekommt der Flieger genau so einen Befehl, dieses oder jenes Ziel anzugreifen, wie der Infanterist einen Befehl, die vor ihm liegende Grabenstellung zu stürmen. Während des Angriffs wird der Zugführer schimpfen oder fluchen, genau wie der Fliegervorgesetzte den Flugzeugbesatzungen dauernd befiehlt „dranbleiben!“ Nur muß der Flieger häufiger selbständig handeln, denn schon im Moment des Befehls können technische oder Abwehrgesichtspunkte auftauchen, die der Vorgesetzte nicht beurteilen kann. Kadavergehorsam in der Luft besteht einfach nicht. Durch eine Art „fliegerischer

Flottheit“ bei den Luftwaffenformationen den militärischen Gesorsam ersetzen zu wollen, wäre jedoch geistige und moralische Trägheit und gefährlich oberflächlich. Wie sportlich, sonnig, unbeschwert und modern der Luftwaffenpilot auch sein kann, er darf nie zu einem kriegerischen „Swingboy“ entarten, sondern in ihm muß die Tugend des militärischen Gehorsams sorgfältigst gehütet werden, denn ohne diesen militärischen Gehorsam werden Luftwaffenformationen menschlich, technisch, fliegerisch meinetwegen ein Optimum darstellen können, aber nie sein, was sie sein m ü s s e n : Soldaten der Luft.

20. Februar 1952.

Heute bekam ich wieder eine Kostprobe vom Wirken einer gewissen Sorte von Presse. Während manche Blätter wirklich versuchen, so positiv wie möglich am geistigen und materiellen Aufbau unseres Landes mitzuarbeiten, kennen andere keine bessere Beschäftigung als giftige Verneinung und Besudelung aller Werte sowie wertvoller Menschen und Strömungen. Noch andere gehen „raffinierter“ vor und geben „gute Ratschläge“. Der heutige Ausschnitt ist ein Beispiel dafür. Der Tenor ist etwa der: „Wie schade, daß Rudel sich mit Politik abgibt, er versteht doch nichts davon und sein Name als Soldat Nr. Eins leidet nur darunter.“ Aber das ist eine „alte Platte“. Uns Soldaten wird letzten Endes von der Entwicklung der Dinge — das heißt von denjenigen, die die Entwicklung der Dinge krampfhaft in ihrer Hand behalten wollen — die Politik aufgezwungen. Und sie wird uns nur übel genommen, weil wir uns nicht in den Dienst irgend einer Partei stellen wollen, sondern weil unsere Partei Deutschland heißt, und zwar nicht Teildeutschland, sondern Gesamtdeutschland. Natürlich wäre es bequemer und „eleganter“ sich diesem Zwange zu entziehen, sich auf die olympische Höhe vergangener „Heldentaten“ zurückzuziehen und sich dort von jenen Berufspolitikern beweihräuchern zu lassen, die gerade die olympische Höhe dazu mißbrauchen wollen, ihre dunklen Geschäfte mit Volk und Staat zu machen.

21. Februar 1945.

Ausgesprochen schlechte Wetterverhältnisse haben die Tätigkeit des Geschwaders am heutigen Tage unheilvoll eingeschränkt, denn wie oft hat der Russe die Gelegenheit sofort benützt, um wieder weiter vorzu-

dringen! Als Teile des Geschwaders eine geringfügige Verbesserung der Wetterlage sofort ausnützten, um wieder einen Einsatz zu fliegen, fanden sie aller Wahrscheinlichkeit nach dieselbe russische Einheit schon wieder weiter westlich vor. Es sind gerade Tage wie der heutige, die uns verhängnisvoll werden, weil auch der geringste russische Fortschritt sofort verheerende Folgen haben kann. Als wir kurz vor Moskau standen, so wie der Russe jetzt kurz vor Berlin steht, da hatte Stalin noch anderthalb Kontinent zum Manövrieren: wir haben keinen Meter Boden mehr zu vergeben, denn abgesehen von der Tatsache, daß wir damit deutsche Menschen den roten Horden ausliefern, können wir uns rein militärisch keinen Bodenverlust mehr erlauben.

Wenn ich doch bloß wieder schnell zum Geschwader hinauskommen könnte ...

21. Februar 1952.

Löwi, mein Chou-chou-Hund machte mir heute Nacht große Sorgen, sie schrie und bellte in Sterbensnot. Als ich nach ihr sah, legte sie sich mir mit verdrehten Augen zu Füßen und gebärdete sich so krank, daß es nicht mehr zum Ansehen war. Einen Veterinär so spät am Abend zu finden, war ausgeschlossen. Damit sie sich nicht länger quälen sollte, gab ihr ein „normaler Arzt" eine anständige Morphiumspritze, eine ausreichende Dosis, um drei kräftige Menschen ins Jenseits zu befördern. Löwi legte sich hin, und auch ich konnte jetzt schlafen. Heute morgen wollte ich die kleine Leiche fortnehmen, da sprang sie mir lebendiger als je entgegen und scheint wieder urgesund ... Es rückt auch wieder die Zeit näher, wo sie trotz schärfster und meist ausgeklügelter sittenpolizeilicher Maßnahmen erneut eine Carlos-Paz-Mischung zur Welt bringen wird, und ganze Heerscharen von Hunden bei Tag und bei Nacht vor dem Hause jaulen. Für kleine Kinder ist diese Zeit nicht ungefährlich; als ich selber eines Morgens ungeduldig und wütend mit dem Holzbein nach einigen Ungetümen ungewöhnlichen Ausmaßes stieß, bekam ich einen Eimer kalten Wassers über den Kopf, der aller Wahrscheinlichkeit nach für die Hunde bestimmt war. Mein anderer Hund, ein Boxer, tut als ob er treu über Löwi und ihr ungeregeltes Liebesleben wacht. Im Grunde tut er weiter nichts andres, als bei dem großen Andrang den Verkehrsregler zu spielen. Sonst benimmt er sich wie ein Eunuch.

22. Februar 1945.

Heute war ausgesprochen netter Damenbesuch da, vollkommen unbekannt aber höchst charmant. Eine fragte mit süßgespitztem Mündchen, wie ich denn um himmelswillen immer aus der Luft die Panzer auf der Erde erkennen würde, denn: „ich bin ja selbst so oft geflogen, und von oben sieht alles,dieHäuser, die Kanäle, ja sogar die Kirchtürme so niedlich und klein aus?" Ich muß ehrlich gestehen, daß ich nur mit Schwierigkeiten antworten konnte. Ja, wie erkennt man Panzer aus der Luft? Sind sie ungetarnt, dann an ihren äußeren Formen und Konturen, die ich imTraume zeichnen könnte. Meistens werden auch Spuren von Raupenketten in der Nähe sein, obwohl der Iwan die sehr schnell verwischen kann. Sieht man ein Fahrzeug, das querfeldein und trotzdem schnell fährt, ohne Weg und Steg, so wird es meistens ein Panzer sein. Ist das Fahrzeug unerkennbar in Staub gehüllt, dann schieße ich zunächst mit den GM's in den Qualm hinein. Ein Lastwagenfahrer wird gleich anhalten und herausspringen. Geschieht das nicht, dann ist es mit Sicherheit mindestens ein stark gepanzertes Fahrzeug. Die Panzer fahren gerne zur Deckung in Strohhaufen, Gebüsche, Scheunen und Häuser. Sie verraten sich dann meistens durch ihr langes Geschützrohr, was irgendwo wie eine lange Stange herausguckt. Begleitende Bombenmaschinen oder MG-Feuer beseitigen die Tarnung und so wird die Möglichkeit zum Angriff geschaffen. Stroh ist eine beliebte Tarnung, obwohl es schon vielen Panzern zum Verhängnis geworden ist, denn wir können das Stroh leicht in Brand schießen, und dann fängt oft der Panzer an zu brennen. Panzer begehen wiederholt den Fehler, aus der vermeintlichen Deckung herauszuschießen, obwohl Flieger in der Luft hängen. Aber das Aufblitzen der Abschüsse ist aus dem Flugzeug meistens gut zu sehen und macht das an sich gut getarnte Versteck eines Panzers offenkundig. Sind in ein Waldstück Schneisen hereingebrochen, steht nicht selten am Ende der Schneise ein Panzer. Angriffe auf Panzer im Walde sind ziemlich schwierig, denn erstens sieht man den Panzer kaum und zweitens muß man mit dem Abfangen des Flugzeuges äußerst vorsichtig sein, wegen der Höhe der Bäume. Man ist immer geneigt, auf den Panzer, den man treffen will zu stieren, und sieht zu wenig den Wald als Hindernis. Oder man ist durch das Hindernis schon so abgelenkt, daß man den schwer erkennbaren Panzer deshalb aus Nervosität nicht trifft.

Oft nebeln sich Panzer ein, mit Rauchpatronen oder täuschen gar Brand vor. Unerfahrene Flugzeugbesatzungen sprechen dann anfänglich

von „Abschuß“. Aber alte Hasen erkennen die echte „Brandfarbe“ des Qualms sofort und wissen, daß er zu täuschen versucht. Ich warte dann immer ab, denn die Rauchpatronen werden ihm schon ausgehen und in der Zwischenzeit suche ich welche, die sich eben noch nicht eingenebelt haben.

Bis heute wußte ich nicht, daß hübsche Mädchen einen sogar zu fachtechnischer Selbstkontrolle anregen können.

22. Februar 1952.

Da die Arbeit im Institut am Freitagnachmittag um 4 Uhr aufhört und erst am Montagmorgen wieder beginnt, benutze ich des öfteren diese Tage zu einer Fahrt nach Buenos Aires. So auch heute. Wir starten um 8 Uhr abends und werden dann spätestens morgen früh um 7 Uhr in Buenos Aires sein. Unterwegs lasse ich mir die Post vorlesen und wo es möglich ist, diktiere ich gleich die Antwort. Die Fahrzeit reicht für 20 bis 25 Briefe, wird so am besten ausgenützt und ... ich bleibe wach! Denn der Verkehr auf der großen Überlandstraße Córdoba—Buenos Aires, die neben der Eisenbahn die Hauptverkehrsader ist, wird in den Sommermonaten gerade nachts sehr stark. Riesenlastwagen und enorme Pullman-Omnibusse, nebst unzähligen Touristenfahrzeugen erfordern auf der relativ schmalen Asphaltbahn stetige Wachsamkeit und eine gewisse Fahrvirtuosität. Es vergeht auch kein Tag ohne ein bis zwei größere Unfälle. So sahen wir in dieser Nacht einen riesigen Zehn-Tonnenlastwagen, dessen Räder in die Luft ragten, und ein ganzes Stück entfernt, die kümmerlichen Überbleibsel eines Cadillac: zwei Tote, mehrere Verletzte. An der ganzen mehr als 700 Kilometer langen Strecke befinden sich unzählige Restaurants, Kneipen, Tankstellen und Reparaturwerkstätten. Die Straße gehört in ihren wichtigsten Teilen zu der „Ruta Panamericana“, einem großen Projekt, um Alaska in der oberen Spitze des Nordamerikanischen Kontinents mit der südlichsten Spitze des Südamerikanischen Kontinents, Feuerland zu verbinden.

23. Februar 1945.

Heute wird mir der Verband erneuert und ich kann kaum meine Neugierde bezwingen. Als es endlich soweit ist, läuft es auf eine Enttäuschung heraus, und der Stabsarzt sagt gütig und geschwichtigend: „sogar ein Rudelscher Stumpf braucht Ruhe und mehrere Monate, um

die Wunde heilen zu lassen.“ Ich antworte ihm darauf, dies könne für den Stumpf, aber nicht für den Eigentümer zutreffen. Einige Augenblicke später ist Fridolin da, mit dem ersten Paar Krücken, er hat sie geradezu ins Zimmer hineinschmuggeln müssen. Aus dem Bett und auf die Krücken! Nachdem ich meine ersten Runden um das Bett herum geschwungen habe, geht plötzlich die Tür auf und der lieben Schwester Edelgard bleibt der Mund buchstäblich offen stehen. Sie bringt es nicht weiter als zu einem entrüsteten: „Aber so was!“ Darauf erkläre ich ihr, daß ich ja in vier, aber wahrscheinlich in dreieinhalb Wochen fliegen werde, und daß sich früh übt, was ein Krückenmeister werden will. Da fängt sie an, mir zuzureden, lieb, wütend, sanft, schnaubend, wissenschaftlich, hypnotisierend, leise, laut, bis ich sie so weit habe, mit stillem, entschiedenem Kopfschütteln, daß sie zu lachen anfängt, und sogar öffentlich bekennt einzusehen, daß die gutgemeinten Worte des Oberstabsarztes, des Stabsarztes, der Ärzte, der Oberin, der Oberschwester, der Schwester, inklusive der Sprecherin selber vollkommen nutz- und witzlos sind.

Ich habe mir nie vorstellen können, daß der menschliche Körper so schnell seine Kraft verlieren kann. Eine Stunde Krückenübung hat mich geradezu erschöpft. Also morgen Freiluftübung!

23. Februar 1952.

In Buenos Aires kommen stets tausend Dinge auf einmal auf mich zu, und ich bin immer froh, wenn ich diesen „Nervenklau“ wieder hinter mir habe. Ich habe zwar jedesmal ein Programm vorbereitet, aber jedesmal werfen auch tausend unvorhergesehene Dinge das Programm wieder über den Haufen. Buenos Aires, das fast ein Viertel der gesamten Bevölkerung dieses riesigen Landes an sich zieht, ist eben Zentrum in jeder Hinsicht. Hier läuft im Grunde alles zusammen. Mein Hauptanliegen gilt meistens dem Kameradenwerk, das ich als unser lebendiges und aktives Gewissen betrachte. Es hält in uns die Liebe zur Heimat wach und damit auch die Aktivität zu Gunsten des leidenden Deutschland. Zu groß ist für viele die Gefahr, durch die anheimelnde Sicherheit dieses Landes und den unbeschränkten Genuß der Freiheit die Heimat mit immer romantischer werdenden Vorstellungen zu verbinden und darüber zu vergessen, daß wir ihr und vor allem unseren leidenden Kriegskameraden gegenüber nach wie vor eine bindende Pflicht zu erfüllen haben, von der auch der so oft entschuldigend zitierte Existenzkampf keinen rechtschaffenen Mann entbürden kann.

So erfüllt das Kameradenwerk eine doppelte Funktion: es verschafft Linderung dort, wo die Not am höchsten gestiegen ist und dort, wo von andrer Seite meist überhaupt nicht geholfen wird. Zu gleicher Zeit aber hält es die zum dienenden Opfer bereite Kameradschaft und tätige Liebe zu Deutschland aufrecht.

Wir sprechen die neuen Listen der Lager- und Gefängnisinsassen durch und stellen anhand der begleitenden Daten eine Dringlichkeitsliste auf, wo sofort geholfen werden muß. Unsere Mittel sind sehr beschränkt und wir müssen versuchen, mit Gerechtigkeit und gleichzeitig mit Sparsamkeit vorzugehen. Um die Einnahmen zu erhöhen, werden Programme von Film- und Singabenden und größeren Festen aufgestellt, bei denen europäische Künstler mitwirken. Vorträge werden festgelegt und das Betreuungsprogramm in großen Zügen für mehrere Monate im Voraus geplant. Zwischendurch besuche ich alteingesessene Deutsche, und oft ist es nicht leicht, den richtigen Ton zu finden. Manchmal sprechen wir eine andere Sprache als diese Menschen, die aus anderen Zeiten stammen und andere Begriffe und Werte kennen. Nur wenn von beiden Seiten eine gehörige Dosis guten Willens dem anderen gegenüber vorhanden ist, kommt etwas Positives dabei heraus.

Es ist auch für viele dieser Menschen recht schwer, sich in den Problemen eines Landes zurechtzufinden, das mit dem Deutschland, das sie selber vor zwanzig, dreißig, vierzig Jahren verließen, nur noch sehr wenig gemein hat. Andrerseits gibt es gerade unter diesen Alteingesessenen viele, die durch ihre zähe Arbeit, durch hartes Anpacken und glänzendes Können so viel „Goodwill" für Deutschland geschaffen haben, daß es unverzeihlich wäre, nicht den manchmal mühseligen Weg einer Verständigung zu suchen. Zuweilen begegne ich aber auch Männern, die trotz hohen Alters und aufreibender Lebensarbeit quicklebendig geblieben sind und der heutigen Problematik mit einer beneidenswerten Unkompliziertheit gegenüberstehen. Sie haben sich das Gefühl für die große Linie bewahrt und wissen, daß es weniger um taktische Einzelfragen geht als um die Grundwerte Vaterlandsliebe, Anständigkeit, Treue und Aufrichtigkeit. So oft ich einen solchen Menschen treffe, der mir dann wirklich zu einer Kraftquelle wird, bedauere ich, nicht einen von unseren Hitzköpfen mitgenommen zu haben, die die ganze „alte Kolonie" über einen Kamm scheren möchten und stets von „Verkalkung" und „Geldvergiftung" reden. Und obwohl ich weiß, daß gerade unter diesen Hitzköpfen viele sind, für die es ein größeres

Opfer bedeutet, sich fürs Kameradenwerk zehn Pesos „vom Herzen zu reißen“ als für manchen Alteingesessenen tausend, so versuche ich doch immer wieder, eine Verständigung herbeizuführen. Ich habe selber in dieser Beziehung viel gelernt und muß zugeben, daß ich mich im Anfang des öfteren vertan habe.

Mit meinen Importangelegenheiten bin ich heute nicht viel weiter gekommen. Sie sind auch zu sehr von der allgemeinen wirtschaftlichen Lage des Landes abhängig. Und die ist nach den Anstrengungen des gigantischen ersten Fünfjahresplans für Import nicht gerade günstig, weil General Perón zu größter Sparsamkeit verpflichtet hat. Drei Jahre lang haben die klimatischen Umstände Mißernten zur Folge gehabt und das bedeutet praktisch, daß sechs Ernten verloren gegangen sind. Ein Großgrundbesitzer sagte mir mal, daß in Argentinien ein Präsident eine Mißernte überstehen kann, aber nach der zweiten würde er unwiderruflich abgedankt und müsse gehen. Woraus wieder zu ersehen ist, daß in Argentinien nicht nur der Großgrundbesitz wesentlichen Änderungen unterworfen war ...

24. Februar 1945.

Seit dem 18. Februar führen die Alliierten tagtäglich heftige Nachtangriffe auf Berlin durch. Das Berlin, das nach so einem schweren Nachtangriff durch mein Krankenzimmer geht und mich besucht, hat eine bewundernswerte Härte bekommen. Sogar den Humor verlieren sie nicht dabei, obwohl jedesmal auch schwere Menschenopfer gefordert werden. Die Methode der alliierten Luftkriegführung bedeutet nicht zuletzt vom fliegerischen Standpunkt aus eine totale Bestialisierung. Ein Flächenwurf aus tausenden Metern Höhe hat mit Fliegerei nichts mehr zu tun, sondern stellt eine brutale Mechanisierung der fliegerischen Funktion dar. Wir haben während des ganzen Krieges nie wahllos Bombenteppiche geworfen, sondern immer wurde unter höchstem persönlichem fliegerischen Einsatz ein genau abgegrenztes Ziel bombardiert, meistens sogar Punktziele. Daß zwischendurch auch Wohnviertel getroffen wurden, ist noch etwas anderes, als die Systematisierung der Angriffe speziell auf Wohnviertel. Und die fliegenden Festungen, die Nacht für Nacht diese Massenmorde verüben, sollen von dem New Yorker Erzbischof, der auch noch Spellman heißt, gesegnet worden sein. Ist das nicht Lästerung?



Es waren einmal sieben Panzer!

Die Reste



24. Februar 1952.

Morgens traf ich einen alten Bekannten, der seit einigen Wochen hier im Lande ist. Es hat ihm schon „gereicht“ und er möchte am liebsten das nächste Schiff besteigen, das nach drüben geht. Diese Art Heimweh hat jeder gesunde Mensch, und auch mir war es im Anfang manchmal merkwürdig zu Mute. Wer hätte auch denken können, daß die Nachkriegszeit uns nach Südamerika verschlagen würde? Früher kannten wir Südamerika nur im Atlas als einen großen gelben Fleck mit einem Riesendrachenschwanz, träumten aber nicht einen Augenblick davon, daß wir dort einmal längere Zeit wie auf einer Zwischenstation verbringen würden. Aber die Nachkriegszeit war für viele in der Heimat unerträglich, weil alles, was gestern noch als ehrenhafter Einsatz für Volk und Vaterland, als Pflicht und Ethos galt, heute als Verbrechen gemeinster Art beschimpft wurde, in allen Tonarten und mit großem Aufwand. In dieser Atmosphäre wollte auch ich nicht leben, da man in ihr nichts Positives schaffen konnte, hingegen aber überzeugt war, daß man von außen her vieles für das gemeinsame Ziel — Deutschland — tun könne. Aber ich vermochte nicht zu glauben, daß die Terroristen des deutschen Geistes auf unabsehbare Zeiten ihr trübes Handwerk treiben könnten und wußte, daß sich das Gute und Edle doch wieder durchsetzen würde. Ich habe darum dieses Land Argentinien, das ich herzlich liebgewann und dem ich immer Sympathien entgegenbringen werde, weil es unbekümmert trotz des Geschrei's der sogenannten freien Welt für Deutschland und Europa wertvolle Kräfte und Substanzwerte rettete und erhielt, doch nie anders angesehen als einen Ort für vorübergehenden Aufenthalt, der je nach der Entwicklung der Dinge nach Deutschland und Europa zu verlegen sei, sobald drohende Gefahr der Heimat uns einen Gestellungsbefehl erteilt, der mehr an Herz und Instinkt appelliert, als an das geordnete, nüchterne Bürogebäude der Vernunft . . .

Als wir abends auf dem Rückweg und in vorgerückter Stunde in einer Kneipe einen kleinen Imbiß nehmen, sitzt in der Ecke ein Rucksack mit einem Mann. Wer so einen riesigen Rucksack schleppt, kann nur Deutscher sein. Er starrt mich fortwährend an und ich entdecke etwas Bekanntes in diesem hageren Gesicht. Er steht auf, kommt näher und faßt sein blumenreiches Spanisch zusammen in dem einen fragenden Wort: „Alemán?“, und noch bevor ich eine Antwort gegeben habe, knallt er die Hacken zusammen und ruft aufgeregt: „Aber Herr Oberst,

... erst jetzt habe ich Sie richtig erkannt.“ Es stellt sich heraus, daß er ein Panzerleutnant war, mit dem ich mich damals, während der Schlacht um Budapest oft unterhalten habe. Alte Zeiten erstehen und dann geht er mit einer Empfehlung zu einem meiner Bekannten, um dort Arbeit zu finden.

25. Februar 1945.

Seit zwei Tagen ist an der Westfront eine große Schlacht um die Ruhr entbrannt. Auch hier erleben wir wieder dieselben Gegenschläge wie bei der Maas und Waal. An beiden Stellen wurden die Schleusen geöffnet, an beiden Stellen müßte es nach menschlicher Berechnung Monate dauern, bevor der Gegner zu irgendeiner Offensive antreten könnte. Aber Montgomery konnte schon nach fünf Wochen Aufenthalt seine Offensive am 9. Februar starten und die Öffnung der Ruhrschleusen hat Simson kaum zwei Wochen gekostet. Sogar die Natur spielt uns jetzt Streiche, wo es oft nur eine Frage von Wochen ist, daß eine entscheidende Waffenproduktion durchgeführt werden kann, daß neue Verbände aufgestellt werden können. In ganz bestimmte Teile von Deutschland d a r f der Feind einfach nicht eindringen, damit unsere wirklich kriegsentscheidenden neuen Waffen zur Fertigstellung kommen. Das Mißgeschick an der Ruhr kann sich verhängnisvoll auswirken, zumal die amerikanische Offensive Fortschritte macht und schon in Düren eindringen konnte. Was hilft es uns da, daß wir die Russen wieder über die Gran zurückwerfen konnten, und auch im Samland eigene Operationen mit Erfolg verliefen?

Wenn wir diesen Krieg verlieren werden und damit Stalin Europa beherrscht von den Dardanellen bis zum Atlantik und von Murmansk bis Island, so kann sich das Abendland dafür bei der Verbohrtheit der christlichen Alliierten Staatsmänner bedanken, deren höchste politische Weisheit in der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands und in freier Hand für den Kreml besteht.

25. Februar 1952.

Im Bergbach „hinter’m Hause“ gehen wir schwimmen, denn es ist heute ein erstickend heißer Tag. Stolz nehmen wir unsere Tauchermasken, Flossen und Harpunen mit. Sogar der von uns angefertigte Taucherhelm kommt mit. Unter Wasser Fische jagen und versuchen, sie

mit den Harpunen zu spießen, macht Heidenspaß, ist aber gar nicht so leicht und erfordert Training. Mit den Masken können wir ohne Sauerstoffgerät bis zu einer Minute, und bei guter Übung länger unter Wasser bleiben. Mit unseren Taucherhelmen jedoch „stundenlang", das behaupten wir „Uneingeweihten" gegenüber jedenfalls. Die Helme gehen bis auf die Schulter und haben ein Loch, zu dem ein ganz gewöhnlicher Gartenschlauch die Luft einführt ... denn oben, auf der ordinären Erdoberfläche, steht einer und schwitzt an einer Autopumpe. Abends wollte ich noch an die Korrespondenz gehen, schlief aber über meinem Schreibtisch ein: der gesunde Schlaf und das unwiderstehliche Bedürfnis danach ist noch immer der beste Bundesgenosse meines körperlichen Wohlbefindens.

?6. Februar 1945.

Heute habe ich einen Teil des Alliierten Tagesangriffes bei den Kanonen auf dem Zoobunker verbracht. Es war sehr instruktiv, die Flak auch mal von unten zu erleben. Es war der bis jetzt schwerste Tagesangriff der Alliierten auf Berlin und das Heulen der Bomben hörte nie auf. Ich stellte während dieses Angriffes fest, daß ich ein stoßartig aufkommendes Angstgefühl überwinden mußte, um an meiner Stelle zu bleiben. Es war keine Protzerei, daß ich oben blieb. Aber der Vorfall gab mir Gelegenheit zu einer eindringlichen Innenschau. Die gewisse Ruhe, in der ich jetzt meine Tage notgedrungenerweise verbringen muß, hat in mir eine Art Nachdenklichkeit ausgelöst und so habe ich mich schon des öfteren mit dem Problem „Angst" befaßt. Es ist dies ein Thema, dem ich nie ausgewichen bin, aber es hat mir manchmal wirklich nur an Zeit und Gelegenheit gefehlt, darüber nachzudenken. Nur habe ich mich immer aufgeregt, wenn in meiner Nähe über mich das Wort fiel: „Der weiß gar nicht, was Angst heißt". Auch wenn ich statt zweitausend Einsätzen zehntausend machen würde, bin ich sicher, daß der Komplex Angst mich immer begleiten würde. Wäre das nicht der Fall, so würde mir vor mir selbst schaudern.

26. Februar 1952.

Die Winterolympiade in Oslo brachte Deutschland und Österreich an vierte und fünfte Stelle in der allgemeinen Klassifizierung. Das ist ein recht guter Erfolg, aber für die kommende Olympiade in Hel-

sinki herrscht in der deutschen Sportwelt doch allgemeine Skepsis. Nicht nur weil uns infolge der Teilung Deutschlands erhebliche Kräfte einfach nicht zur Verfügung stehen, vor allem, weil es an sportlicher Erziehung und an entsprechender Staatsunterstützung fehlt. Ohne großzügige, staatliche Hilfe und erzieherische Arbeit aber, die auf dem Gebiet des Sports mit allen seinen Wirkungen ohne weiteres am Platze wäre, bleibt es vorläufig unmöglich, die frühere Geltung Deutschlands zurückzuerobern. An Berlin 1936 wollen wir garnicht denken.

Italienische Freunde schreiben sehr besorgt über die Entwicklung in der italienischen Sozialdemokratie, die sich nach ihrer Meinung immer weiter nach links orientiert, wobei die gemäßigten Elemente überflügelt würden. Das ist eben der unaufhaltsame Prozeß in jeder marxistischen Bewegung, die aus der eigenen Dynamik heraus verpflichtet ist, entweder zu sterben oder sich immer weiter nach links zu entwickeln, trotz aller zeitbedingten Umstellungen oder Umgruppierungen, die den Prozeß einen Augenblick lang aufhalten können, aber nie zum Stillstand bringen.

Die „internationale" Korrespondenz erlaubt es zuweilen, schlagartig die Entwicklung der Dinge in unserem eigenen Lande zu erkennen, bei deren Beurteilung man sonst all zu leicht Wunschträumen und rosigem Optimismus verfällt. Auf diese Art habe ich auch Gelegenheit, in Briefen an deutsche Kameraden und Bekannte Vergleiche zu ziehen und wissenswerte Dinge mitzuteilen, die drüben nicht in jeder Zeitung zu lesen sind aber sicherlich allgemein interessieren. Das gilt vor allem für die innenpolitische Entwicklung in Nordamerika, die in Deutschland viel zu wenig beachtet wird, obgleich das deutsche Schicksal so weitgehend von dieser Entwicklung abhängt. Die Abberufung Mac Arthurs vom Oberbefehl in Korea in dem Augenblick, in dem er den wirklichen Krieg gegen Rot-China forderte, könnte den westdeutschen „Staatsmännern" die Augen dafür öffnen, was sie von der nordamerikanischen Sicherung gegen den Bolschewismus zu erwarten haben.

27. Februar 1945.

Heute habe ich nochmals ganz intensiv über das Thema Angst nachgedacht. Gerade jetzt, wo ich von einer etwas zu aufdringlichen und indiskreten Propaganda dauernd als „Kriegsheld Nr. 1" ausgeschrieen werde, kommt es mir fast als notwendige Maßnahme einer

geistigen Hygiene vor, mit mir selber hierüber einen ebenso offenherzigen wie schonungslosen Dialog zu halten. Für mich besteht kein Mut in einem Menschen, der keine Angst hat. Mut entsteht ja gerade aus der Ueberwindung der Angst. Wie immer die Angst geartet oder getarnt sein mag, sie ist eine menschliche wie animalische Erscheinung und ist vielleicht die instinktive Verteidigungsposition des Körpers gegen Gefahr. Angst kann nur überwunden werden, indem höhere Werte zur Geltung gebracht werden und sich durchsetzen können. Letzten Endes ist es die Vernunft, die ethische Vernunft, das Gewissen, oder die „reine" Vernunft, die einen Wertmaßstab aufstellt, der den Menschen befähigt, die Angst zu überwinden. Dabei — glaube ich — wendet jeder Mensch eine auf seine Individualität abgestellte Methode an, um Gewissen oder Vernunft „nach"-zuhelfen, denn „Der Geist ist willig aber das Fleisch schwach!" Fordert die Situation eine blitzschnelle Entscheidung vom Menschen, so geht der moralische oder der Denkprozeß dementsprechend schnell. Ein militärischer Vorgesetzter soll sich nach meiner Meinung gedanklich mit dem Problem Angst auseinandersetzen, damit er im Stande ist, das Problem bei seinen Untergebenen zu erkennen und ihnen bei der Überwindung der Angst zu helfen. Manchmal besteht diese Hilfe aus einem Schimpfwort, manchmal auch in der nüchternen, kaltblütigen Analysierung der Komponenten des Angstkomplexes im Rahmen einer Gemeinschafts- oder Einzelbesprechung. Man soll aber in dieser feingeäderten Angelegenheit mit beiden Beinen auf dem Boden der Wirklichkeit bleiben und einwandfrei Werte und Begriffe als solche anerkennen. Um jeden Preis soll vermieden werden, daß vor lauter psychologischer Versorgung in einer Kompanie der Psychiater wichtiger wird als der Chef. Es ist gerade der Vorgesetzte, der mit etwas Kenntnis, einer Dosis gesunden Verstandes, und dem sowieso notwendigen Einfühlungsvermögen in seine Männer, auch in dieser Hinsicht der Vater seiner Einheit sein muß, der „Alte" der genau wie in einer Familie weiß Gott keine spezialen Fachkenntnisse braucht, um seinen Laden geistig und moralisch in Ordnung zu halten.

27. Februar 1952.

Die neunte Tagung der Nato in Lissabon hat wieder eine Flut von Nachrichten und Kommuniques erzeugt, und es wurde auch wieder eifrig über Deutschland gesprochen. Daß Deutschland dabei nicht mitsprechen kann, spielt in unserer Zeit keine Rolle. Einerseits wird

der deutschen Rüstungsindustrie unter einem alliierten Lizenzsystem die Möglichkeit gegeben, ihre Tätigkeit wieder aufzunehmen, andererseits aber soll anerkannt werden, daß die Bundesrepublik sich in einer Zone „strategischer Gefährdung“ befindet, in welcher die Produktion gewisser Kategorien von Waffen, die noch nicht endgültig bestimmt wurden — man kann eben nie wissen — aus Sicherheitsgründen nicht möglich ist. Außerdem soll ausdrücklich festgestellt werden, daß man in diesen Beschränkungen keine Diskriminierung Westdeutschlands sieht. Soll man darin vielleicht gar ein Vertrauensvotum für die Bundesrepublik erblicken, und sind Frankreich oder sogar England angesichts der modernen Kriegstechnik etwa weniger Gefahrenzone? In Wirklichkeit ist gemeint: Deutschland soll Soldaten stellen und die Alliierten werden diesen Soldaten die mehr oder weniger schweren Waffen geben, damit ihre Industrien auf vollen Touren weiter laufen können, und die deutsche Kernphysik soll für Amerika und England, Kanada und Frankreich, ja sogar für Holland und Norwegen lediglich Hilfestellung leisten. Müssen wir uns wirklich immer noch an diesem Kuhhandel beteiligen, auf Grund von technisch-taktischen Erwägungen einer mysteriösen Politik, in der für klare, schlichte gerade, in einem Wort, für deutsche Sprache kein Raum mehr ist?

28. Februar 1945.

Angst ist eine durchaus menschliche Erscheinung, wesentlich ist nur ihre Überwindung. Wenn ich an die letzten Tage vor der Verwundung zurückdenke, so weiß ich noch ganz genau, wie zum Beispiel der Auftrag, die stark flakgeschützen Brücken über die Oder anzugreifen, jedesmal ein Gefühl echter Angst auslöste. Schon auf der Anflugstrecke kreisen die Gedanken um den Auftrag und sind gleichzeitig unbewußt von einem dumpfen, lähmenden Angstgefühl erfüllt. Ich rede dann mit mir selber: die Brücke m u ß angegriffen werden ... die andern fliegen ja auch hin ... Dein Beobachter und Bordschütze kennt dich ja, und für ihn ist es selbstverständlich, daß du zum Ziel fliegst ... Du mußt sogar gut werfen ... ein Glück, daß man der Maschine die Angst von außen nicht ansieht ... Feigheit macht sich fliegerisch sofort bemerkbar ... Gestern warst du auch schon da und es ist alles klar gegangen ... unheimlich viel Flak ... warum soll dich gerade ein Geschoß direkt erwischen, es ist ja soviel Platz am Himmel ... und wenn es dich erwischt, ist

es eben Schicksal ... dann gibt es einen Knall ... Bruchteile von Sekunden ... und dann bist du eben weg. Unten wildes Aufblitzen der Abschüsse, oben förmlich Bänke von Sprengwolken der Flak ... sie schießen nach Kenntnis der Richtung, Geschwindigkeit und Höhe. Ich ändere alles laufend und beruhige mich so. Im nächsten Augenblick sage ich mir: die schießen ja garnicht auf dich alleine, sondern auf den ganzen Verband und legen wohl eine Flaksperre in bestimmter Höhe. Also mit Glück können sie dich doch treffen, aber warum soll dieser Zufall gerade jetzt eintreten? Keine Abwehrbewegung mehr, gerade durch und schnell zum Ziel ... Doch Abwehrbewegungen, sie beruhigen, der Flieger fühlt sich nicht nur dem Zufall ausgeliefert, sondern spürt noch sein eigenes Wollen, eigene Regie. Eine kurze Schrei-Konversation mit dem Bordschützen in diesen heiklen Minuten beruhigt auch: ist noch alles klar? ... Ist bei den andern Kameraden alles klar, sind sie alle noch da? Seine Auskunft beruhigt: wenn alle andern da sind, warum soll mit dir etwas los sein? Sagt er aber: „Der ... oder der ist abgeschossen", dann sehe ich nur noch rot, fühle mich härter werden, vergesse jede Angst um mich selbst und will nur noch vernichten.

Ich komme der Brücke näher, wildes Feuer ... Eigentlich kannst du es den Leuten da unten garnicht übelnehmen, daß sie auf dich schießen, du wirfst denen ja auch keine Ostereier zu. Ach, dauert es lange bevor die Brücke da ist. In Wirklichkeit sind es wenige Minuten, oft nur Sekunden, die zur Ewigkeit werden. Wenn ich doch schon auf das Ziel stürzen könnte ... nein, noch weiter anfliegen, sonst wird der Sturz zu flach, du wirfst vorbei und die Abwehrchance der Kerle da unten wächst noch, also jetzt stur gerade aus. Die Flak liegt nahe. Oft dröhnt es in der Kabine, ganz in der Nähe zerplatzen die Flakgranaten in allen Farben, oft so nahe, daß ich glaube sie greifen zu können. Sturz auf die Brücke, die zerplatzten Bälle lassen nach, dafür jagen mir direkt die „roten Mäuse" entgegen, die Vierzentimeter- und die Zweizentimeter-Flak. Warum trafen sie dich noch nicht? ... Wenn sie dich bis jetzt noch nicht trafen, dann werden sie vielleicht auch bis unten nicht treffen. Die Brücke kommt näher, du mußt sie treffen, denn die da unten wollen dich ja abschießen. Manchmal schießt auch der Gedanke durch den Kopf: Mensch, bist du ein übler Bursche, nur in Gefahrsekunden Gott anzurufen und Besserung zu geloben ...

Gilt der Angriff der Flak, so wird er bestimmt zum Dilemma: die oder ich: ich muß sie treffen, weil sie ja sonst mich abschießen. Sind die

Bomben geworfen dann abfangen, nachdrücken und im Tiefstflug sich hinter jeder kleinen Bodenwelle verstecken. So kann mich ja kaum jemand sehen, und wenn ich gerade darüber hinwegfliege, wird jeder so überrascht sein, daß keiner rechtzeitig zum Schuß kommt und richtig vorhält. Auch im Tiefstflug schleudere ich die Maschine in Abwehrbewegungen hin und her, denn alles Tun beruhigt. Solange der Abflug dauert, sitze ich wie auf Kohlen, genau wie wenn ich nach dem Angriff nach oben ziehe, um die Wolkenuntergrenze zu erreichen. Das dauert eine Ewigkeit und jedesmal scheint der Vogel garnicht steigen zu wollen. Wenn ich mit meiner langsamen Maschine mit Jägern kurbele, denke ich immer nur: der kann ja auch nicht besser fliegen als du, vermutlich hat er nur einen kleinen Teil von deinen Einsätzen ... das wäre doch gelacht, wenn der dich abschösse! —

Oft schossen die Sowjets Kameraden am Fallschirm ab, dann brannte nur noch maßlose Wut in uns: „ran an die Schweine", und es war, als ob unsere Vögel mit zusätzlicher Geschwindigkeit und Kraft einen großen Sprung zum Feinde machten. Der Angriff ist moralisch immer ein großer Vorteil und verdrängt jedes Angstgefühl. Als Stuka weiß man immer: wenn du jetzt feige wirst und abhauen willst, schießt er dich ab: darum hart bleiben ... ob mit oder ohne Angst ... Nur hart bleiben ... der wird dich nicht abschießen ... du wärst ja selber schuld ... hart bleiben ...

Die nobelsten Gedanken, die großartigsten Ideen und das ganze Arsenal menschlicher Gedankengänge und Motive haben alle ihre Bedeutung, wenn es darauf ankommt, die Angst daran zu hindern zur Feigheit zu degenerieren. Angst ist keine Feigheit, Feigheit ist das Ergebnis einer nicht bekämpften und überwundenen Angst. Und aus dem Kampf gegen die Angst und aus dem Sieg über die Angst wird strahlend der Mut geboren.

28. Februar 1952.

Über Österreich wurde in Lissabon auch gesprochen. Das Versprechen, dem Land nach der Befreiung von „der deutschen Herrschaft" die Unabhängigkeit zurückzugeben, wurde feierlich von Amerika, Rußland, England und Frankreich gegeben. Bis jetzt haben diese Länder in weit über 250 Sitzungen noch keine Formel finden können, ihr Versprechen einzulösen. Und Österreich darf für diese diploma-

tische Glanzleistung die Rechnung zahlen. England, Amerika und vor allem Frankreich wollen von einem Sondervertrag Österreichs mit den Westmächten nichts wissen, um keinen Preis. Was also für Österreich schlecht ist, ist für Deutschland gerade gut genug. Merkwürdige Welt, jene „bessere“ Welt, die auf einem Schlachtschiff kaum geboren, sogleich in die schönen Papier-Bogen der Charta Atlantica eingewickelt wurde.

Für heute ist es genug. Ich hole mir ein Pferd und reite durch die herrliche Umgebung von Carlos Paz. Am Horizont zeichnen sich in der Abendsonne die scharfen Konturen der „Gigantes“ ab, und es liegt eine erquickende Ruhe über der Landschaft. Unterwegs begegne ich vielen Reitern. Reiten gehört zum argentinischen Leben und der „Gaucho“ sagt ja von sich selbst, daß er auf dem Pferde geboren sei. Bei internationalen Reitwettbewerben stehen die argentinischen Kavallerieoffiziere meistens weit vorn in der Ergebnisliste. Pferde sind hier auch billig: als ich kam, kostete ein durchschnittliches Pferd 50 Pesos, und das waren damals etwa 12 Dollar und nach unserem Geld etwa 50 DM. Hier wurde ja auch der unheimlich spannende Polo-Sport erfunden, und es ist ein wahrer Genuß, die argentinische Polomannschaft, diese kaum besiegbaren Meister auf ihren Pferden dahinrasen zu sehen.

1945 — MÄRZ — 1952

1. März 1945.

Im Raum Zwischen Lauban und Goldberg toben augenblicklich erbitterte Kämpfe, und schlechtes Wetter verhindert den Einsatz des Geschwaders. Außerdem ist der Sprit äußerst knapp: wenn hierin nicht schnell Wandel geschaffen wird, kann das Geschwader überhaupt keinen Einsatz mehr fliegen. Es ist doch sehr schwierig, nur mit dem Telefonhörer in der Hand für das Geschwader zu sorgen; ich habe auch unter den übelsten Umständen immer noch Brennstoff für unsere Maschinen herausholen können, weil ich die Angelegenheit mit der Flotte, dem Korps oder gar an noch höherer Stelle regeln konnte; aber jetzt ist das nicht mehr möglich. Außerdem hat sich die Spritlage äußerst verschärft und es ist fraglich, ob ich selber etwas erreichen könnte.

Die allgemeine Kriegslage sieht düster aus, es gibt kaum noch irgendeinen Lichtblick. Aber wie der jetzt wieder auflebende U-Bootkrieg zeigt, besteht für uns keine andere Möglichkeit mehr als die Zähne aufeinander zu beißen und weiter zu kämpfen, denn irgendeine Alternative besteht für uns nicht mehr. Gäbe es auch nur die geringste Aussicht auf eine vernünftige Haltung der Westalliierten, so würden wir uns noch Überlegungen machen können. So aber hat keinerlei Überlegung Sinn, denn sie wollen unsere bedingungslose Kapitulation. Und abgesehen von allem Leid und Kummer, aller Ehrlosigkeit und wirtschaftlichen Aussichtslosigkeit, die eine derartige Kapitulation für unser Volk einschließen würde, hieße bedingungslose Kapitulation praktisch die Auslieferung Deutschlands an den Bolschewismus. Mit dieser Aussicht zu kapitulieren würde bedeuten, blind und stumpf in den Selbstmord zu gehen. Und das kann niemand von unserem Volke verlangen, denn gerade jetzt hört es die Angstschreie der gefolterten und geschändeten Brüder und Schwestern aus dem deutschen Osten.

1. März 1952.

Heute kamen mit gleicher Post mehrere Briefe aus Süd-Afrika an, die sehr aufschlußreich für die dortige Entwicklung sind. Abgesehen von dem deutschstämmigen Bevölkerungsteil haben auch die „Buren“ eine tatkräftige Deutschfreundlichkeit bewiesen. In den Tagen, da über unsere Heimat die Niederlage sich wie ein erdrückendes Kellergewölbe herniederließ, bekannte sich der süd-afrikanische Ministerpräsident zum deutschen Menschen, indem er ein deutsches Flüchtlingswaisenkind adoptierte. Ohne allen Rückhalt kämpfen unerschrockene Frontsoldaten der politischen Front wie der Anwalt Pierow und viele andere für eine gerechte Behandlung Deutschlands. Es ist ergreifend, wie sehr alle Briefe von Deutschen im Auslande von Sorge und Angst um die Heimat getragen sind, wie die bangenden Herzen bald gepeinigt aufschreien, bald kaum die Stimme zu erheben wagen und vor sich hinsprechen wie in einem Gebet. Deutschland, Dir wird soviel Liebe, soviel guter Wille, soviel Kraft entgegengebracht, noch aus den fernsten Winkeln der Erde, daß Du ewig leben wirst!

2. März 1945.

Auch heute bin ich auf Krücken spazieren gegangen. Wenn ich meinen selbstgestellten Termin einhalten will, muß ich mich beeilen. Die Schwierigkeit ist, daß der Stumpf noch nicht zuheilen will. Beim Fliegen werde ich eine Prothese brauchen, die wieder einen zugeheilten Stumpf voraussetzt. Hinter dem Rücken der Ärzte und des Sanitätspersonals habe ich schon einen Prothesenmacher heranholen können und warte nun ungeduldig auf die Fertigstellung des Apparates. Ich muß so schnell wie möglich zum Geschwader zurück, das wird mir jeden Tag deutlicher. Nicht weil es den Männern jetzt in meiner Abwesenheit an Einsatzwillen fehlen würde, sondern weil die Überwindung vieler praktischer Schwierigkeiten eben meine Anwesenheit erfordert, vor allem die Beschaffung von Sprit, Munition und Bomben, ohne die das Geschwader hilflos herumliegt in kritischster Zeit.

2. März 1952.

Wir fliegen nach Norden, zu den Deutschen in Misiones. Mit dem Wasserflugzeug, in Begleitung eines Bekannten aus Eldorado, geht es den Paraná stromauf. Der Fluß erreicht stellenweise eine

Breite von mehreren Kilometern und berührt sowohl Uruguay wie Paraguay. Der Flug ist wundervoll und gibt einen weiten Überblick über die Landschaft. Er zeigt uns eindrucksvoll, daß in Argentinien noch für hundert Millionen Menschen Raum ist. Soweit das Auge reicht, Strom und Land, Erde und Wasser. Wie vor Urzeiten. Nur selten ein Haus. Ich kann mich nicht sattsehen und möchte wohl schauen die ganze Zeit. Aber die Vorträge wollen noch vorbereitet und ein Reiseplan für die kommenden Tage da oben im argentinischen Urwald ausgearbeitet werden.

In Posadas nehmen wir eine kleine „Luftdroschke" und fliegen nach Eldorado. Gleich hinter Posadas dehnen sich die riesigen Wälder aus und mitten in diesen Wäldern haben europäische, und unter ihnen sehr viele deutsche Pioniere in unermüdlicher Zusammenarbeit Hektar um Hektar dem immer wieder nachdrängenden Urwald abgerungen und Plantagen von Tung- und Zitrusbäumen entstehen lassen, die wie gutgepflegte Riesengärten aussehen. Die Ortschaften machen aus der Luft gesehen einen ungewöhnlichen Eindruck: über zwanzig und mehr Kilometer weit ziehen sie sich mit weit auseinandergezogenen Häusergruppen hin, die nur durch rote Erdwege miteinander verbunden sind. Die roten Dächer der Häuser stechen kaum von der roten Erde ab, die für Misiones so charakteristisch ist. Wir fahren auf eine Pflanzung, die an einem Urwaldfluß liegt, und bevor wir zu Abend essen, möchte ich schnell noch den Fluß näher kennenlernen. Schwimmen im herrlichen Mondschein, plötzlich von tiefen Schatten umgeben, zwischen unerwartet auftauchenden Felsblöcken. Zuerst war ich ein wenig skeptisch aus Sorge vor „bösen Tieren" aller Art: stieß ich an etwas Hartes, so hielt ich es für ein Krokodil. Auch Schlangen sollten so zahlreich sein, wie die Fliegen in einer ukrainischen Küche im Hochsommer. Ich traf aber weder Krokodile noch Schlangen, nicht einmal nachts, im Schlaf, der fest und tief war nach der ermüdenden Reise.

Es ist gut wohnen bei diesen deutschen Menschen im Urwald: ihre Gastfreundschaft ist phrasenlos und ihr Deutschsein aufrichtig und kraftvoll. Es ist, als ob sie in der Abgeschlossenheit ihres arbeitsamen Daseins unempfindlich geblieben wären für den „modernen Unsinn" und seine vergängliche Dialektik. Bei ihnen heißt wahr noch wahr, und Lüge noch Lüge, und so weit entfernt sie von der Heimat sind, so einsilbig stark ist ihre Anhänglichkeit an Deutschland und alles Deutsche.

3. März 1945.

Heute war Skorzeny zu Besuch und etwas später traf auch Hanna Reitsch ein. Skorzeny kommt von der Oderfront und seine Erzählung gibt einen erschütternden Einblick in die gegenwärtigen Verhältnisse. In gefährlichem Maße zeigen sich Verfallserscheinungen, die die Führung mit größter Strenge zu unterdrücken versucht. Desertation wird bestraft, wie es im Kampfraum immer geschah: durch den Tod. Es ist aber jetzt eine abscheuliche Verfahrensart eingeführt worden, die Vollstreckung durch Erhängen. Natürlich ist die abschreckende Wirkung größer. Skorzeny erzählt mir, daß er bei einer Oderbrücke, wo einige Deserteure aufgehängt wurden und zur Abschreckung hängen blieben, ein großes Schild mit seiner „Adresse" hinterließ, weil er unweit dieser Brücke seinen Gefechtsstand hatte und jede Verstärkung gut gebrauchen konnte. Innerhalb kürzester Zeit hatte er so an die 5.000 Versprengte sammeln und in seine Einheit einreihen können. Skorzeny hofft auch, daß im letzten Augenblick die Alliierten doch einsehen werden, daß sie den Sowjets einfach Europa überlassen, wenn sie abgesehen von ihren Erdoperationen, das Verkehrssystem nach der Ostfront zerbomben und damit den vordringenden Sowjets Vorschub leisten. Es kann einfach niemand bei uns glauben, daß bei den Alliierten keine vernünftigen Staatsmänner mehr existieren, die die entsetzliche Gefahr erkennen, die Europa durch einen absoluten und fast ausschließlich roten Sieg bedroht. Aber schon die Lateiner sagten, daß die Götter diejenigen, die sie verderben wollen, mit Blindheit schlagen ...

3. März 1952.

Früh fahren wir durch die Siedlung und besuchen einige deutsche Familien in den sehr verstreut gelegenen Häusern. Hier ist jedes Haus noch eine Art Burg, eine Burg gegen die feindliche Landschaft und eine Burg starker deutscher Herzen gegen alles Fremde ringsum. Es ist ein Erlebnis zu sehen, wie die Mütter sich um die Erhaltung des deutschen Wesens ihrer Kinder kümmern und wie sehr sie dabei von ihren Männern unterstützt werden. Hier ist nichts von der großstädtischen Unbekümmertheit und Oberflächlichkeit zu spüren. Bei aller Loyalität gegenüber Argentinien wollen diese Menschen bleiben, was sie immer waren, und auch für Argentinien würden sie im Wert herabsinken, wenn sie ihr ureigenes Wesen verrieten. Und plötzlich weiß ich: so, nur so kann auch ein zukünftiges Europa gebaut werden, nur von solchen

Menschen, die stark und selbstverständlich in ihrem Volkstum wurzeln, nicht von den Gleichmachern und Nivelleuren.

Abends wird vom deutschen Turnverein ein großes Fest veranstaltet. Der Saal ist brechend voll. Zwischen Theater- und Gesangstücken soll ich sprechen. Ich schlage vor, aus dem Nachkriegsdeutschland zu erzählen. Da wird mir klar, daß die wahren „Militaristen"... im Ausland gewohnt haben. „Wir wollen nur etwas vom Kriege hören", klingt es von allen Seiten. Ich schließe einen Kompromiß, schildere erst meine Flucht aus russischer Gefangenschaft am Dnjestr und lasse dann ein paar Worte über Ziel und Bedeutung des Kameradenhilfswerks folgen. Nicht nur der Beifall, auch die aktive Mitarbeit ist echt und stark.

4. März 1945.

Die militärische Lage spitzt sich immer mehr zu. Im Oder-Warthe-Bogen sollen die Russen jeden Moment eine Offensive auslösen können ... mit über zehntausend Panzern. Auch bei Kolberg erreichte der Iwan die Ostsee und im Westen ist den Alliierten der Durchbruch durch den Westwall stellenweise gelungen. Sie stehen jetzt bei Köln. Eine riesige Offensive aus der Luft ist seit mehreren Wochen im Gange und hat offenbar die Ausschaltung unseres Transportsystemes, der Hydrier-Werke und der Industrie zum Ziele. Die Festung Deutschland wird nun konzentrisch von den feindlichen Armeen berannt. Noch könnten wir unsere historische Aufgabe erfüllen und das Abendland gegen den Osten schützen, aber nur wenn wir unseren Rücken gesichert wüßten. Für meinen kleinen Teil werde ich jedenfalls alles versuchen, um so schnell wie möglich wieder zum Einsatz zu kommen und so den furchtbaren seelischen Druck zu erleichtern.

4. März 1952.

Auch heute brechen wir in aller Frühe auf und fahren mit einem Wagen zu den Iguazufällen. Noch völlig unberührt von jeglichem Touristenrummel stürzen hier, am Treffpunkt Argentiniens, Uruguays und Brasiliens, die gewaltigen Fälle mit ihren ungeheuren Wassermassen donnernd in einer Breite von weit über hundert Metern herab. Nur langsam nimmt das Auge dieses Naturschauspiel in sich auf und man beginnt zu glauben, daß die Niagarafälle fast ärmlich sein sollen, im Ver-

gleich zu denen des Iguazú. Ich kann der Lockung zu schwimmen nicht widerstehen. Es ist, als ob die Tafeln „Schwimmen strengstens verboten“ mich nur noch mehr reizten. Der besonders schöne San Martin Fall hat es mir angetan. In einiger Entfernung vom brausenden und dröhnenden Fall gehen wir ins Wasser, und schon zieht uns eine tollwirbelnde, schäumende Gegenströmung bis in die nächste Nähe des Falls. Im ohrenbetäubenden Lärm sausen wir hinunter zwischen großen Steinen und Felsen hindurch, nur aufpassen und rudern, daß man nicht aneckt. Es gefällt mir so gut, daß wir es nocheinmal wiederholen. Dann fängt es irgendwo an zu jucken und bald juckt es überall. Es sind kleine, schwarze Egel, die in die Haut eindringen. Sachkenner versprechen mir, daß mir die Tierchen noch ein paar Tage Gesellschaft leisten werden, und daß das Jucken erst angefangen hat ...

Abends haben wir herrliche Fahrt durch den Urwald nach Montecarlo, wo ein zweiter Abend vom dortigen Turnverein und mit der gleichen Theater- und Singgruppe vorbereitet ist. Auf den verhältnismäßig schmalen Straßen landen oft auch die kleinen Verbindungsflugzeuge, die ja im Urwald keine andere Notlandemöglichkeit haben. Wieder herrscht die gleiche prächtige, heimatliche Stimmung. In Misiones wohnen sehr viele Schwaben und allgemein sind die Süddeutschen stark vertreten. Die Begeisterung schlägt wieder hohe Wellen und wird in Form von hundert Paketen drüben in der Heimat in irgendwelchen vereinsamten und vielleicht verbitterten Herzen auch wieder mal eine Welle menschlicher Wärme und menschlichen Glücks wecken.

5. März 1945.

Wieder ein Tag voller Hiobsmeldungen! Die Alliierten kämpfen schon in Köln, und im Osten drängt der Feind unaufhaltsam weiter ins deutsche Land. Auch in Italien sind alliierte Großangriffe im Gange. Die alliierte Luftoffensive nimmt eher noch zu als ab. Unter dem Eindruck dieser Nachrichten wurde es mir schwer, in einer Unterhaltung mit Ribbentrop bei der Sache zu bleiben. Der Reichsaußenminister machte den Eindruck, als habe er sich mit der Entwicklung mehr oder weniger abgefunden, und hat augenscheinlich viel über die Ursachen und Hintergründe unserer Mißerfolge nachgedacht (wozu wir Soldaten — fast

möchte ich sagen — glücklicher weise niemals Zeit fanden). Er deutete an, daß die große Rücksichtnahme unserer Führung auf England und der Wunsch, es mit England niemals völlig zu verderben, viel zu unserer augenblicklichen Lage beigetragen habe. Er ließ auch durchblicken, daß er selbst schon vor dem Kriege auf die Gefahren einer solchen rücksichts- und erwartungsvollen Politik gegenüber England hingewiesen und dieses immer wieder als unseren unerbittlichsten und gefährlichsten Gegner dargestellt habe. Auf meine etwas ungeduldige Frage, ob man denn in der Politik nur dann Erfolge erwarten dürfe, wenn man grundsätzlich bereit sei, seine nächsten Verwandten zu erschlagen, meinte Ribbentrop mit resignierendem Lächeln, eben dieser „Mythos" von einer Verwandtschaft zwischen dem englischen und dem deutschen Volk sei unser Unglück. Die englische Politik habe niemals solchen romantischen Vorstellungen gehuldigt und von einer Verwandtschaft könne man doch schließlich nur sprechen, wenn sie von beiden Seiten anerkannt und gepflegt würde. —

So wenig mir die etwas müde Resignation dieses Mannes liegt und so wenig sie m. E. den Erfordernissen des Augenblicks entspricht, gingen mir doch seine Andeutungen noch den ganzen heutigen Nachmittag im Kopfe herum, und plötzlich überkam mich für einen Augenblick wie eine Ahnung der Gedanke, ob vielleicht das Verhältnis England-Rußland tiefere Bedeutung haben könne als die eines zufälligen Zweckbündnisses. Und diese Ahnung erfüllte mich für Sekundenlänge mit einem Grauen, als sei ich etwas Unheimlichem begegnet.

5. März 1952.

Morgens fliege ich über die Siedlungen bei Eldorado hin. Es ist ein schönes, grausames Land, das sich die Frucht nur mit viel bitterem Schweiß abringen läßt. Von hier oben sieht man besonders deutlich, was alles durch deutsche Schaffenskraft und Zähigkeit in ein paar Jahrzehnten hier entstanden ist. Es ist bitter, wie gerade in diesem Jahr die Siedler sehr unter dem rotchinesischen Dumping in Tungöl zu leiden haben. Aber Präsident Perón hat Hilfe zugesagt, und die Zuversicht ist groß.

Ich muß mich von diesen prächtigen Menschen verabschieden. Die Tage waren kurz, viel zu kurz, und doch lang genug, um den reinen

starken Geist bewundern zu lernen, den sich die Deutschen hier im Urwald — vielleicht gerade weil sie im Urwald wohnen — bewahrt haben. Dieser Geist könnte vielen ein Beispiel sein. In ihrem Kreise habe ich mich oft wie von Zauberhand zurückversetzt gefühlt in ein wirkliches Deutschland, das man nur noch aus der Vergangenheit kennt und das heute von einem fremden Geist überwuchert zu sein scheint. — Von Posadas aus bringt mich eine D C III über Monte Caseros nach Buenos Aires; gegen Mitternacht komme ich dort an und muß noch in der gleichen Nacht hinauf nach Córdoba, weil morgen früh wieder der Dienst in der Fabrik ruft. Dem Schlafe muß jeder der 700 Kilometer abgerungen werden, aber gegen Morgen geht's hinter dem Steuerrad wieder besser und die „alte Frische" kehrt zurück.

6. März 1945.

Fast gleichzeitig mit mir ist der Kommodore der dritten Gruppe unseres Geschwaders, Hauptmann Bauer, verwundet worden. Herbert Bauer, Eichenlaubträger und Student, ist einer meiner schneidigsten Offiziere, der sich auch in der Führung ausgezeichnet hat. Ich bekam heute eine ausführliche Schilderung seines letzten Einsatzes: „Am 4. Februar mittags drohte eine feindliche Umgehung von Stuhlweißenburg und sollten wir die Panzer angreifen. Der lange Regen hat den Ackerboden grundlos gemacht. Die Flugzeugführer haben größte Schwierigkeiten zu starten, denn die schweren Maschinen rollen oder gleiten in dem Matsch, sodaß sie kaum zu beherrschen sind. Ich schiebe also den Gashebel nach vorne, rase los und bin auch nach einigen hundert Metern frei. In einer großen Platzrunde sammle ich ganze fünf von 23 vorgesehenen Maschinen; so schwierig war der Start, daß 18 Maschinen im Morast stecken blieben. Nach etwa 30 Minuten erreichen wir den Zielraum und bitten die Bodenstelle um genaue Angaben. Weit vor uns aber in etwa gleicher Höhe kurven Maschinen herum, ich glaube einige Me. 109 darunter zu sehen, die werden mir die roten Genossen schon vom Leibe halten, so daß ich mich ruhig meiner eigentlichen Aufgabe widmen kann. Panzerspuren erkenne ich, aber noch keine Panzer. Ziehe mehrere Schleifen: nichts zu sehen. Ich nehme noch einmal die Orientierung auf, unter mir die Leuchtzeichen eigener Truppen, rechts das Dorf, dazwischen unzählige Kettenspuren,

also ist ein Irrtum ausgeschlossen. Vielleicht haben sich die Viecher im Dorf selber getarnt. Im Tiefstflug drüber, auch hier ist nichts zu sehen. Ich ziehe auf 800 Meter, ein Klingeln in der Maschine, nana, Flak soweit vorne? Ich mache einige Abwehrbewegungen, schaue zur Erde, rückwärts, nach vorne, nichts zu sehen. Da klingelt es wieder, härter, dringender: Mensch, da sitzt einer hinter dir. Der Motor qualmt, Ölspritzer auf der Scheibe nehmen mir die Sicht, die Ruder reagieren nicht mehr. Die Focke Wulff senkt etwas nach vorne. Ich habe mir vorgenommen, nie auszusteigen, aber jetzt denke ich an den Iwan in der Lag 7, den hatte ich gestern im Leuchtvisier, er wollte auch nicht aussteigen und zahlte diesen Vorsatz mit dem Leben. So wird es dir auch gehen, wenn du jetzt nicht ... Schon habe ich nach dem roten Knopf vorn rechts gegriffen, einmal daneben in der Aufregung, ein Druck und das Dach fliegt weg. Frischer Wind umrauscht mich, die Maschine stellt sich etwas steil nach unten. Nun raus aus den Gurten, die mich noch in der Kabine halten. Gewohnt sie nach der Landung mit einem leichten Ruck zu öffnen, bin ich erstaunt als sie diesmal gar nicht reagieren. Erst mit äußerster Konzentration und Kraftanstrengung gelingt es mir beim dritten Male, denn die Sogwirkung des Luftstromes hatte mich stärkstens in die Gurte gepreßt. Nun bin ich schon frei von dem schnell abstürzenden brennenden Klumpen Eisen: Deine Beine hängen ja nach oben ... die Ästhetik hat hier nichts zu suchen ... Arme an den Körper gezogen, Griff zum Fallschirm herausgerissen ... ein Ruck ... ich schwebe wenige Meter über dem Boden, umgeben von einer unvergleichlichen atemlosen Stille. Es bleibt mir gerade noch Zeit zu einer Groborientierung: hier eigene Linie, dort Russen. Dann hat sie mich schon wieder, die Erde, denn oben geblieben ist noch keiner ... Der Aufprall ist erträglich, ich gehe tief in die Knie wie beim Skifahren, löse den Fallschirmgürtel und marschiere los. Weit und breit kein Lebewesen. Vorsorglich entsichere ich die Pistole und fahre doch etwas zusammen, als nach einigen hundert Metern plötzlich aus einem Loch ein Mann hochspringt und Halt schreit. Aber ich bin bei der richtigen Feldpostnummer gelandet. Jetzt merke ich, daß meine linke Hand blutet, das muß noch in der Maschine passiert sein. Ein Zugführer der Waffen SS verbindet mir die Hand und erzählt unterdessen, daß sie für mein Leben keinen Pfifferling mehr gegeben hatten, als sie sahen, wie ein russischer Jäger hinter mir her raste. Außerdem hatte sich der Fallschirm so tief geöffnet, daß eine kleine Bodenwelle es ihrer Sicht entzogen hatte. Schließlich war ich im Niemandsland gelandet, wo vor einer knap-

pen halben Stunde noch russische Infanterie umhergeisterte. Ein Wagen bringt mich zum Gefechtstand des Kommandeurs, und wir nehmen einen guten Schluck auf meinen „Geburtstag“. Lauter prächtige Kerle, soldatisch und menschlich, stehen sie seit fünf Jahren mit wenigen Ausnahmen im täglichen Einsatz, einem zahlenmäßig und materialmäßig weit überlegenen Feind gegenüber und halten. Am späten Nachmittag fahre ich der untergehenden Sonne nach. Aus dem Radio im Wagen tönen die bekannten Melodien des Volkskonzerts. Also ist heute Sonntag. Eine eigenartige, freudige Stimmung überkommt mich: ich bin noch einmal mit ein paar Kratzern davon gekommen und habe die Gewißheit, solange an der Front noch solche SS-Grenadiere stehen, kann nichts Schlimmes passieren.“

7. März 1945.

Herr Gott, nimm den Kelch des bitteren Leidens von meinem Volke! Es hat schon so sehr gelitten und sich Deinem Willen gefügt. Es hat im Kämpfen und im Sterben verdient, in Deiner Hand zu leben ...

7. März 1952.

Heute muß ein ganzer Stoß Briefe heraus nach Deutschland, zu meinen Geschwaderkameraden. Wir wollen auf jeden Fall während meines nächsten Deutschlandaufenthalts ein Geschwadertreffen veranstalten. Ich verspreche mir viel davon, sowohl um die alten Bande der Kameradschaft wieder zu erneuern, als vor allen Dingen auch, um Auskünfte auszutauschen über Vermißte, Gefallene, Gefangene und Überlebende, auch um wirtschaftlich gegenseitige Hilfe anzubahnen. Unser Geschwader hat gewiß ein Recht, sich wieder zu treffen, jenseits aller Politik. Im Verlauf der bisherigen Traditionstreffen war es eine Freude zu sehen, daß die Eliteverbände der Kriegszeit nichts von ihrer moralischen Kraft eingebüßt haben, trotz jahrelanger Gefangenschaft, trotz Hunger, Niederlage und Existenzkampf. So zeichneten sich zum Beispiel die Fallschirmjägertreffen ganz besonders aus und es wurde wieder einmal unter Beweis gestellt, daß diejenigen, die sich im Kriege bewährten, auch in unserer „schönen Friedenszeit“ ihren Mann zu stellen wissen. Ist es doch die gleiche Lebenstüchtigkeit, die hier wie dort bewiesen wird.

8. März 1945.

Heute war Hauptmann Niermann bei mir zu Besuch und, wie immer, verstand er es, durch seine lebendigen Erzählungen die Stimmung etwas zu heben. Er ist augenblicklich wieder als Kriegsberichter bei unserem Geschwader, hat sich in über 600 Einsätzen das Ritterkreuz geholt und ein beredtes Zeugnis seiner Einsatzfreudigkeit abgelegt. Er erzählte von seinen Abenteuern bei Tobruk, wo er vor ungefähr zwei Jahren kämpfte. Er war damals gerade aus dem Eismeer gekommen und geriet innerhalb von 48 Stunden aus einer Zone mit 45 Grad unter Null in eine Hitze von 35 Grad. Dreißig Kilometer von Derna entfernt, mitten in der Steinwüste, waren mehrere Feldflugplätze angelegt, wo die Verbände der deutschen Luftwaffe untergebracht waren. Der unvergleichliche Jäger Marseille, Stukas unter Führung von Major Siegel und Aufklärer mit Messerschmitt 109 und 110. Der dort geführte Krieg unterschied sich von anderen Kriegschauplätzen wohl am meisten darin, daß nur in Küstennähe eine Art Front bestand, die einzelnen Wüstenbefestigungen aber laufend die Besitzer wechselten. Hier kam es darauf an, den Gegner zu überlisten, ihm den Rückweg abzuschneiden, denn dann mußte die Übergabe erfolgen, weil in der Wüste jede Einheit ohne Verbindung zu den rückwärtigen Wasserquellen verloren ist. Tobruk mit seinem gut angelegten Befestigungsgürtel war von den Italienern so gut wie kampflos übergeben worden, mit großen Vorräten an Munition und mit unbeschädigten Hafenanlagen, die auch für größte Schiffe passierbar waren. Niermann flog mehrere Angriffe gegen Schiffe im Hafen, indem er erst als Aufklärer die Ziele ausmachte und anschließend in einen Bomber stieg und sie dann angriff. Die Engländer besaßen sehr starken Flak-Schutz und eine große Anzahl Jäger. Oft waren die deutschen Maschinen kaum gestartet, als sie mit den Engländern wortwörtlich ins Gespräch gerieten. Der Engländer wählte nämlich dieselbe Wellenlänge und fragte über Funk an, ob die deutschen Flieger von der Flak oder von Jägern empfangen werden wollten. Die deutsche Antwort war immer: „Am liebsten von beiden, das lohnt sich mehr für uns!“ Solche Beispiele einer gewissen sportlichen Einstellung im Kriege gab es an dieser Front anscheinend häufiger, zumal sich der Gegner von Rommel's sprichwörtlicher Ritterlichkeit und von seinem Humor nicht übertrumpfen lassen wollte. Im Osten haben wir derartige menschliche Episoden so gut wie nie erlebt, da war der Krieg immer grau und grausam und niemals erhellte ein wenig Menschlichkeit die trübe Landschaft der Gewalt.

8. März 1952.

Am frühen Samstagmorgen treiben wir etwas Leichtathletik am Lago „San Roque“, unserem Carlos Paz-See, den wir gleich vor der Haustür haben. Kugelstoßen, Diskuswerfen gehen noch ganz gut, aber im Springen merkt man doch schon etwas das „Alter“. Die 400 Meter gehen noch leidlich, es würde zum Sportabzeichen noch reichen. Bald ist der Spaß wieder vorbei, denn es wartet wieder ein Haufen Schreibarbeit auf mich, wie so oft am Samstag.

9. März 1945.

An einem eigenen Vorstoß, der der Befreiung von Lauban dienen sollte, haben einige Maschinen des Geschwaders teilgenommen. In schwungvollem Tempo wurde das Unternehmen angepackt und durchgeführt. Einer meiner Offiziere hat die befreite Stadt anschließend besucht und erzählt grauenvolle Einzelheiten über die Leiden der Bevölkerung unter der russischen Besatzung. Offensichtlich geben sich die Russen gar keine Mühe, ihre Verbrechen irgendwie zu verbergen, sondern die Führung der Roten Armee hat den Truppen jede Hemmung genommen und läßt sie sich austoben, wie Ilja Ehrenburg es in der „Prawda“ verlangt. Ich verstehe nicht, warum keine ausländischen und vor allem neutralen Presseleute zu einer solchen Besichtigung mitgenommen werden. Sie könnten doch das Ausland, das da glaubt, der Bolschewismus habe sich schon Salonfähigkeit erworben, eines besseren belehren. Denn was in Lauban geschah, ist ja für ganz Europa geplant und niemand soll glauben, die Bolschewisten würden bei Überschreiten dieser oder jener Landesgrenze ihr Benehmen ändern. Haben sie auch gar nicht nötig, denn die eigentlichen Sieger sind ja s i e.

9. März 1952.

Ich habe mir unter anderem einen neuen „Weg“-Artikel vorgenommen. Im Laufe der Jahre haben mir auch beim Schreiben Übung und Wille über viele Anfangsschwierigkeiten hinweggeholfen, obwohl ich eine gewisse Antipathie gegen Schreiben und Reden nie ganz überwinden kann. Aber mit zwingenden Terminen geht's letztlich doch dann immer wieder. Auch für den Artikel im „Weg“ wird es höchste Zeit. Bleibt nichts anderes übrig, als sich hinter die Maschine zu klemmen.

Und dabei hatte ich mir vorgenommen, heute nachmittag Ceram's „Götter, Gräber und Gelehrte“ auszulesen, das mich doch sehr gepackt hat, vielleicht, weil es soviele Erinnerungen an meine Gymnasiastenzeit wachruft.

10. März 1945.

Wir scheinen wieder Fliegerangriffe gegen England gerichtet zu haben. Die militärische Nützlichkeit derartiger Unternehmen im heutigen Stadium leuchtet mir nicht ein. Ich glaube, diese Maschinen würden uns mehr im Osten nützen. Oder diese Aktionen sollen irgendwelchen politischen oder psychologischen Zwecken dienen. Daß sich aber der Engländer von so ein paar Angriffen beeindrucken läßt, während er selbst jeden Tag mehrere tausend Tonnen Bomben über Deutschland ausladen kann, bezweifele ich. Wenn der V-Beschuß ihn nicht reif schießen kann, werden die paar Maschinen es auch nicht können.

Gerade heute hatte ich Besuch von einem alten Fliegerkameraden, Major Müller, der mich ausführlich über die damaligen Verhältnisse unterrichtete, die den Abbruch unserer Bomberoffensive im Herbst 1940 in der Schlacht um England zur Folge hatten. Mir scheint, daß sich irgendeiner mit dieser neuerlichen „Luftoffensive“ gegen England wieder mal dick tun will.

10. März 1952.

Von einem Fliegerkameraden, der lange, graue Jahre in russischer Kriegsgefangenschaft verbrachte, bekam ich heute morgen einen Brief, der mich den ganzen Tag über beschäftigt hat. Es war nur ein kurzer Brief, aber er hat mich mächtig ergriffen: in einem Ton, der manchmal zu beißender Selbstironie wird, beschreibt er Ebbe und Flut im Seelenzustand des Gefangenen. Es ist, als ob er sich scheute, auszusprechen, daß letzten Endes nur sein Glaube an Gott, Volk und Heimat ihn aufrecht erhielt. Ich habe ja selbst Ähnliches erlebt in der Gefangenschaft, Ähnliches erlebt auch im heißesten Einsatz, wenn ich spürte, wie von allen Seiten der Tod auf mich eindrang, und ein graues Nichts mir entgegenstarrte. Dann war es mir manchmal, als ob eine Hand meine Wange streichle ... die Hand meiner Mutter, die von unerschütterlichem Gottvertrauen erfüllt war. Zum Glauben an Gott, zum sicheren Halt der

Frömmigkeit, hat der Soldat auf der Grenze zwischen Leben und Tod zu oft zurückgegriffen, als daß er nicht wüßte, wie wichtig das Gottbewußtsein für seine innere Haltung ist. Ich will damit gewiß nicht behaupten, daß ein Mann außerhalb der christlichen Religion nicht anständig sein könnte. Fast zwei Jahrtausende Christentum haben in ungezählten Menschen bewußt oder unbewußt bestimmte Glaubens-Vorstellungen hinterlassen, aber das schlichte Vertrauen des Soldaten zu seinem Gott steht jenseits aller Konfessionen und Dogmen und formt sich im Angesicht des Todes zum innigsten aller Gebete, zum wortlosen Gebet.

11. März 1945.

Der Heldengedenktag findet unter besonders traurigen Umständen statt. Jetzt, da wir uns anschicken der Tapferen zu gedenken, die zu Millionen und Abermillionen ihr Leben für das Vaterland auf dem Schlachtfeld ließen, gerade jetzt setzen ein paar pflichtvergessene Offiziere ihrer Schlampigkeit ein trauriges Denkmal. Die Amerikaner konnten das Westufer des Rheins schon vor mehreren Tagen erreichen. Weil eine Rheinbrücke durch Verschulden einiger Offiziere ihnen unbeschädigt in die Hände fiel, werden sie nun am östlichen Rheinufer einen Brückenkopf bilden und — früher oder später —, wahrscheinlich aber sehr schnell, den weiteren Marsch nach dem inneren Deutschland fortsetzen können. Was bedeutet da noch Verteidigung am Rhein? Auch wenn sie an allen Stellen hartnäckig weitergeführt wird, so ist es dem Feinde doch gelungen, auf der anderen Seite Fuß zu fassen und ein Unternehmen, das ihn sonst Ströme von Blut gekostet hätte, ist ihm billigst geschenkt worden. Es ist weiß Gott nicht nur die gefährdete Manneszucht oder Kampfmoral der Truppe, die hier eine beispielhafte Bestrafung fordert, sondern das ganze Volk, das unter dem Joche dieses langen blutigen Ringens seufzt aber tapfer seine Pflicht erfüllt, hat ein Anrecht darauf.

11. März 1952.

Heute schreibe ich gleich eine ganze Reihe von Briefen nach Australien: auf diese Weise kann sich keiner meiner dortigen Brief-Freunde über zeitliche Benachteiligung beschweren. Nach diesem Krieg wurde das Deutschtum ja in alle Windrichtungen zerstreut. Und manchmal,

wenn ich abends des Schreibens oder des Lesens müde bin und in die sternenklare Nacht hinaustrete, ist es mir, als ob jeder der zahllosen Sterne ein Punkt sei, von dem aus eine heiße Welle von Heimatliebe Deutschland entgegenschlägt. In der weltweiten Diaspora des Deutschtums wird die Heimatliebe manchmal zum Heimweh ... Noch nie hat soviel Heimweh still vor sich hingeweint oder trotzig die Fäuste geballt wie nach diesem Kriege, mit seinen Millionen und Abermillionen gewaltsam Entwurzelter.

12. März 1945.

Besuch einiger Offiziere meines Geschwaders. Der Zustand ist hoffnungslos, denn der akute Spritmangel macht jeglichen Einsatz unmöglich. Ich versuche, bei Flotte und Korps selber etwas zu erreichen: ergebnislos, es ist effektiv nichts da. Hoffentlich wird es Schörner gelingen, wenigsten das Wiener Becken noch lange genug zu schützen, sodaß ein Lebensminimum an Treibstoff zu unserer Verfügung bleibt. Das Korps teilt mir mit, daß man schon seit Tagen versucht, die Spritfrage auf irgendeine Weise zu lösen, denn zahlreiche Luftverbände liegen einfach fest und können trotz günstigen Wetters und der Dringlichkeit ihrer Einsätze nicht starten.

12. März 1952.

Nachmittags essen wir mit einigen argentinischen Fliegerkameraden und Technikern einen „asado". So nennt man die hiesige Art der Fleischbereitung über offenem Holzfeuer. Es gibt verschiedene Arten von „asado", aber sie haben alle die üppige Menge Fleisch der verschiedensten Sorten gemeinsam. Der so zubereitete Braten ist wunderbar zart und schmackhaft. Gabel und Messer genügen zum Essen, ein Baumstamm gibt die bequeme Rückenlehne ab. Noch vor zwanzig Jahren durfte nach heiliger argentinischer Sitte ein Reisender ein junges Schaf oder Kalb kostenlos von der Weide einer Estancia fortnehmen, sich davon einen asado zubereiten und weiterziehen. Nur war er verpflichtet, das Fell am Stacheldrahtzaun zu hinterlassen.

Nach dem Asado greift einer meiner Freunde zur Gitarre und

spontan werden argentinische Volkstänze getanzt, die mich immer wieder in ihrer Einfachheit und erzählerischen Ausdrucksweise reizen. Für Volkstänze habe ich überhaupt eine Schwäche, weil sie noch so ganz im völkischen Bewußtsein wurzeln. Manchmal bitte ich mir das gleiche argentinische Volkslied mehrmals aus, um deutlich herauszuhören wie klar Motive aus deutschen Volksliedern in ihre Melodie verwoben sind. Wahrscheinlich stammen diese Ueberbleibsel und Umbildungen unserer Volkslieder noch aus der Zeit, als deutsche Missionare in diesem Lande wirkten oder früheste Siedler. Historisch steht jedenfal s fest, daß in den zahlreichen Reservaten der Indios während des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gerade deutsche Jesuiten am eifrigsten den Musikunterricht pflegten.

Aber über den argentinischen Volksliedern liegt allgemein ein Hauch dunkel getönter Schwermut. Ich werde immer an die Verlassenheit und Wehmut der russischen Volkslieder erinnert. Wie dort die Weite der Steppe herausklingt, so findet hier die Weite der Pampa ihren Ausdruck und bestätigt mir, wie stark doch die Landschaft den Menschen prägt, seine Seele und sein Gemüt bildet. Seltsam wie diese Wehmut uns immer wieder ergreift und, obwohl sie uns fremd ist, doch tief in uns eindringt.

13. März 1945.

Den ganzen Tag führe ich einen verzweifelten Kampf gegen eine zähe Form von Hoffnungslosigkeit. Ich muß sie bekämpfen, muß unter allen Umständen vermeiden, daß sie sich in mir breit macht. Die Lage ist erschütternd, und trotzdem darf ich es mir nicht erlauben, mich abgleiten zu lassen in die uferlose Bequemlichkeit des Aufgebens. Wenn ich aufgebe, bin ich nicht würdig, je das Geschwader anvertraut erhalten zu haben! Aufgeben hieße Verrat an dem Vermächtnis meiner gefallenen Fliegerkameraden, denn das Geschwader „Immelmann" hat sich immer durch diskussionslosen Gehorsam und zähen Einsatz in der aussichtslosesten Lage ausgezeichnet. Es sind die Umstände, die mich zu erdrücken versuchen: die Tatsache, daß ich im Lazarett liege, während der Krieg von Tag zu Tag bedrohlichere Formen annimmt; der Umstand, daß in meiner Abwesenheit die Einsatzfähigkeit des Geschwaders aus technischen und Versorgungsgründen sich verringert hat; das unglückliche

Bein, das nicht heilen will, wie ich es möchte, alles dies tut sich zusammen, um mich in die Hoffnungslosigkeit zu treiben. Die Ungewißheit über das Los der eigenen Familienangehörigen, der besten Kameraden, der unzähligen Freunde und Bekannten aus den Gebieten, die jetzt die Sowjets besetzt haben, schaffen die richtige Atmosphäre für diese Art von Empfindung. Daß sie in mir aufkommt, ist menschlich und kein Übel an sich. Aber ich muß mich dagegen wehren, und wenn ich müde und matt bin, im Körper wie im Geist, im Herzen wie im Kopfe. Immer wieder sich wehren, bis auch dieser Kampf, vielleicht der schwerste aller Kämpfe, gewonnen ist ...

13. März 1952.

Eine größere Anzahl von Briefen aus Österreich ist zu beantworten, wobei man niemals wissen kann, wieviele der Post- oder Zensurbeamten im politischen oder finanziellen Sold der Alliierten und Moskaus stehen. Und es sind doch schon sieben Jahre vergangen, seitdem Österreich vom „Nazidespotismus" befreit wurde, der ja auch sieben Jahre gedauert hatte. Aber in den sieben Jahren wurde in Österreich gearbeitet, gab es Wohlfahrt und Fortschritt und in Wirklichkeit wurde das Land von einem ungesunden Wirtschaftssystem befreit, mit dem es durch die Friedensmacher vom Jahre 1918 belastet worden war. Jetzt erlebt es wieder die gleichen Krankheiten, die solange andauern werden, bis dies kleine Land mit dem großen Wasserkopf Wien sich zum mindesten wirtschaftlich einer größeren Einheit anschließt. Daß man Österreich diktiert, es dürfe unter keinen Umständen nochmal den politischen Anschluß an Deutschland vollziehen, ist vom Standpunkt der Diktierenden aus verständlich. Daß man aber ausdrücklich auch jede wirtschaftliche Union verbietet, bedeutet für das Land ein Todesurteil, gefällt von denjenigen, die mit Rührung in der Stimme von dem „kleinen, lieblichen, von den Nazis heimtückisch überfallenen Österreich" zu sprechen pflegen.

Und über alles das kann ich noch nicht einmal frisch von der Leber weg schreiben. Die Zensur ...! das internationale Spitzelgesindel, das sich in Wien niedergelassen hat ...! Erstaunlich wie die Nachkriegswelt von der Angst regiert wird! Noch nie hat die Angst so sehr den Alltag beherrscht wie nach diesem Kriege, noch nie ist die Angst so

brutal ausgenützt worden als nach dem Kreuzzug, den Roosevelt und Churchill und die anderen christlichen politischen Genies unternahmen, um die Welt von der Angst zu befreien.

14. März 1945.

Heute war der Reichsmarschall wieder zu Besuch. Er ist von einer rührenden Besorgtheit und, menschlich gesprochen, sehr sympathisch. Vielleicht sind es gerade diese menschlich so sympathischen Züge, die den Beginn seiner Teilverantwortlichkeit für die heutige katastrophale Lage der Luftwaffe bedeuten. Göring ist ohne Zweifel ein Lebenskünstler: vielleicht hat sich darum in großen Teilen der Luftwaffe eine erschlaffende Genußsucht breit gemacht, die sich nur sehr schwer überwinden läßt, selbst jetzt, da die Nation in Todesgefahr schwebt. Er ist ein Jäger: vielleicht lag darum bisweilen ein zu starker Akzent auf der Jägerei, die sowieso eine verlockende Waffe ist. Vielleicht steht Göring auch aus dem Grunde dem „Star“tum, das sich gerade unter den Jägern breit machte, so kritiklos gegenüber. Dieses „Star“tum ist gefährlich, denn es reizt zwar zu noch nicht erlebter Höhe der Einzelleistung, läßt aber die Sorge um den Nachwuchs abflauen. Der erfolgreiche Jäger wird unter diesen Umständen fast automatisch dahin gebracht, nur an seine eigenen Erfolge zu denken, und die Kampf- und Einsatzausbildung des Nachwuchses zu vernachlässigen. Dessen Aufgabe besteht nur noch darin, den Star zu begleiten, aber er lernt dabei sehr wenig, denn der „Star“ führt ihn ja nicht an den Gegner heran, bringt ihm nicht die richtige Kampfweise bei, sondern betrachtet ihn als seinen Begleiter und setzt ihn ausschließlich in dieser Funktion ein. So wird der Zustand geschaffen, daß wir schon seit Jahren im Grunde keinen richtigen Jäger-Nachwuchs haben und die jungen Besatzungen oft schon bei der ersten Feindberührung herunterfallen. Und darauf kommt es doch gerade an: sie sollen das erste Mal nicht herunterfallen, sondern allmählich Sicherheit und Selbstvertrauen im Kampfe erwerben, das sie befähigt, anschließend offensiv zu werden und den Gegner herunter zu holen. Allzuleicht versucht man alles wieder mit maschineller Unterlegenheit zu entschuldigen. Erstens ist diese Unterlegenheit häufiger Vorwand als Tatsache gewesen und zweitens setzt gerade eine zeitweilige maschinelle Unterlegenheit erhöhten persönlichen Einsatz, fliegerisches Können und Draufgängertum voraus.

14. März 1952.

Meine Broschüre „Dolchstoß oder Legende“ hat mancherorts großen Anklang gefunden und auch den Gegnern ist es dieses Mal nicht so leicht gewesen, den Inhalt anzugreifen. Die Methode, der ich gefolgt bin, war sehr einfach: ich habe die Autoren, die meist „Aktivisten“ des zwanzigsten Juli 1944 gewesen sein wollen, selber zu Wort kommen lassen und nur ab und zu einen harmlosen verbindenden Kommentar gegeben. Es ist merkwürdig, wie schnell sich die Zeiten ändern. Sogar die Verleger sagen, die „20-Juli-Leute“ seien kein Geschäft mehr, die gesunde Lesermasse kehre sich von ihnen ab mit Ekel oder Gleichgültigkeit. Auch diejenigen ehemaligen Soldaten, die meinten, in Wort und Schrift ihrer mehr oder weniger naseweisen Kritik Ausdruck geben zu müssen, finden immer weniger Echo. Es ist uns ja auch wirklich oft genug von feindlicher Seite gesagt worden, daß wir alles falsch gemacht hätten, daß wir im Grunde nur Hampelmänner gewesen seien, daß wir uns selber verraten und verkauft hätten, daß wir schlechte Soldaten, schlechte Techniker, nur Terroristen und Banditen gewesen seien, sodaß wir es nun satt haben, wenn auch noch im eigenen Lager am laufenden Band Schmutz über uns ausgegossen wird. Die Masse des deutschen Leserpublikums teilt anscheinend heute diese Ansicht.

15. März 1945.

Die liebe Krankenschwester machte große, angstverzerrte Augen, als ich ihr mein neues Bein zeigte. Jetzt verstand sie wohl, weshalb ich mich so oft mit dem guten Fridolin und einem unbekannten Herrn einschloß. Der Prothesenmacher hat für mich, der ich noch ein Neuling in diesem „Fach“ bin, ein Kunstbein gemacht, das mich stärkstens beeindruckt. Es wird mir möglich sein, mit diesem Apparat, obwohl die Wunde noch nicht zugeheilt ist, zu fliegen. Die ersten Übungen brachten mir heute allerdings erheblichen Blutverlust. Mitten in meine „Geheimübungen“ kam der Oberstabsarzt hereingebraust und schimpfte wie ein Rohrspatz, ich würde das ganze Bein in Gefahr bringen, nie ausheilen, sterben und noch mehr derartige Dinge tun. Ich kann diesem guten Manne nur sagen, daß es bei den morgigen Übungen weit besser gehen wird und daß ich eben innerhalb weniger Wochen heraus will. Was ich ihm allerdings nicht gesagt habe, ist, daß die heutige Übung unheimliche Schmerzen ver-

ursachte, die mich fast zum Wahnsinn trieben. Ob das an der Prothese liegt, weiß ich nicht. Jedenfalls hoffe ich in kurzer Zeit soweit zu sein, daß ich mit Krücken und Prothese zum Professor Kreuz komme, der ein hervorragender Prothesenmacher zu sein scheint und den ich auf diese Weise zu überzeugen hoffe, daß ich auch mit offener Wunde auf Prothesen gehen kann, wenn sie bloß gut gemacht sind. Jedenfalls werde ich ab heute anständig üben und auf diese Art hoffentlich noch vor Ende dieses Monats so weit sein, daß ich wieder zum Geschwader komme.

15. März 1952.

Nach ein paar Stunden Arbeit am Schreibtisch sind wir hinausgefahren an den Lago San Roque, den prächtigen See in Carlos Paz, mitten in den Bergen, mit seinem kleinen Strand. Wir nehmen uns ein Boot. Bei beginnender Dunkelheit blenden tausend Lichter um den See herum auf und verleihen ihm ein fast feierliches Aussehen; viele dieser Lichter stammen von Fischern, die die ganze Nacht hindurch mit ihren Lampen nach sehr gut schmeckenden Fischsorten wie z. B. Pejerrey aus sind. Abends wird es frisch und der Körper rüstet sich für den neuen Tag.

16. März 1945.

Es ist erstaunlich wie gerade jetzt unsere — man kann wohl sagen — klassische Interpretation von Disziplin und Manneszucht unserer Wehrmacht zu Gute kommt. Wäre sie nicht da oder durch einen „liberalen“ Geist ersetzt worden, so würden unsere Truppen in der jetzigen bedrängten Lage nicht nur die letzte Kampfkraft, sondern in den manchmal chaotischen Verhältnissen auch jeden Halt verlieren und ihr Handeln nur mehr von den Gesetzen des Urwaldes bestimmen lassen. Notwendiger denn je brauchen wir daher die Manneszucht. Nicht nur um alle unsere bedrohten Fronten wenigsten halten zu können, sondern auch um jetzt so leicht aufkommenden Exzessen und Ausschreitungen vorzubeugen. Der Mensch steht im Kriege ständig unter dem Einfluß rein animalischer Instinkte, die in ihm leben und sich regen. Ist der Kampf zu einer Verteidigung geworden, in der der Kämpfende nur noch mit dem Rücken gegen die Wand steht und vor sich hin schlägt, so ist die Gefahr noch viel größer, daß er auch den letzten menschlichen Halt verliert. Und dann

besteht der Krieg nur noch aus Grausamkeiten, Gemeinheiten und Verbrechen jeder Art.

16. März 1952.

Abends las ich Norman Mailer's „Die Nackten und die Toten" zu Ende, das unheimliche Buch über den Pazifikkrieg, das zweifellos dokumentarischen Wert besitzt und einen vorzüglichen Einblick in die Entwicklung des Vorgesetzten-Verhältnisses innerhalb der nordamerikanischen Armee gibt. Vor allem aber zeigt es anschaulich, was in der nordamerikanischen Atmosphäre aus den Begriffen Soldatentum, Fairness, Ritterlichkeit und Kampfmoral geworden ist. Am eindrucksvollsten sind für meine Begriffe die schauderhaft präzisen Schilderungen der Unmenschlichkeit des Pazifikkrieges und die zynische Art, mit der z. B. beschrieben wird, wie ein amerikanischer Sergeant einen gefangenen Japaner nach etwas Schokolade lechzen läßt, um ihn im nächsten Augenblick mit einem Pistolenschuß zu erledigen. Oder wie ein anderer amerikanischer Unteroffizier loszieht, um den gefallenen Japanern die Goldzähne aus dem Mund zu schlagen. Autor Mailer schickt sich ab und zu an „zu Nüremberg" zu sitzen ... es ist aber nur ein literarisches „Nüremberg", das die anderen da über sich ergehen lassen müssen. Denn sie haben ja den Krieg gewonnen ...

17. März 1945.

In Breslau, Königsberg, Glogau, Küstrin und Stettin halten kleine Besatzungen dem Ansturm unzähliger Sowjetverbände stand. Der Führer hat vor einigen Tagen die Besatzung von Küstrin besucht, wie mir ein Freund aus dem Führerhauptquartier mitteilt. Eine derartige Auszeichnung verdienen diese tapferen Männer, deren vorbildliche Haltung einigen pflichtvergessenen Kerlen ein glühender Pfahl im Fleisch bedeutet Sogar die Seydlitz-Verräter sollen versucht haben, die Männer der Festung Küstrin zu überreden; als ob sie, die sich seit Wochen einer langsam vorrückenden Mauer von Feuer und Stahl gegenübersehen, durch die feigen Redensarten dieser Landesverräter einem Kampfe entzogen werden könnten, den sie jetzt ohne jegliche Aussicht auf Erfolg oder Belohnung nur aus einem großen und starken Pflichtbewußtsein heraus führen, das sie immer wieder zu neuen Taten des Heldentums und des Opfersinnes vorwärtstreibt.

17. März 1952.

Ich blättere wieder einmal in der Mappe mit Briefen von Fremdenlegionären. Das Schicksal dieser Männer ist wahrhaft tragisch und hat gar nichts von jener Romantik, mit der es Anno dazumal, wahrscheinlich aus Werbungsgründen umgeben wurde. Die modernen Fangmethoden sind denen schlechterer Großwildjäger abgeguckt. Es war eine herrliche Welt, die vielen dieser Männer keinen anderen Ausweg ließ, als Dienst in der Fremdenlegion zu nehmen, um dem Gefängnis oder dem Tode zu entrinnen. Wir haben kein Recht, diesen Ausgestoßenen gegenüber den unbeweglichen Standpunkt einzunehmen, wie er noch im zweiten Weltkrieg bei uns galt. Wir haben ihre Lage zu begreifen, die ihnen von höherer Gewalt und von der Situation in Deutschland 1945 und in den folgenden Nachkriegsjahren aufgezwungen wurde. Heute in Indochina, und — Gott verhüte es — morgen vielleicht gegen unsere Freunde, die Araber, müssen sie mithelfen, das bedrohte französische Imperium intakt zu halten, müssen ihr Blut und ihre Gesundheit auf dem Altar Frankreichs opfern, das seinerseits alles tut, um Deutschland am Boden zu halten, das es am liebsten wieder in hundert Kleinstaaten aufteilen möchte, und das uns die Saar vorenthält, weil es Kohle braucht. Da draußen, im indochinesischen Dschungelkrieg verbluten seit Jahren unsere Jungen im Kampf gegen eine Ideologie, deren Vertreter bis vor kurzem in Frankreich selbst noch Ministerposten innehatten, die ganze französische Wehrmacht zersetzen konnten und in aller Ruhe und Sicherheit in Indochina, Madagaskar und Marokko ihre politischen und militärischen Zeitbomben legten. Sie kämpfen für ein Imperium, das von den amerikanischen Freunden Frankreichs schon lange abgeschrieben ist, trotz aller zornigen Reden des gar nicht so unsympathischen Generals Juin. Sie stellen quantitativ und qualitativ den wesentlichen Kern der französischen Indochinatruppe dar. Der größte Teil des Nachschubs fällt aber gleich in den ersten Einsatz-Tagen. Nur ganz wenige erfahrene, mit den Methoden des Dschungel-Krieges vertraute Soldaten erleben das Ende der Zeit, für die sie sich verpflichten mußten. Diesen verlassenen Söhnen unseres Volkes moralisch beizustehen ist nur eine Pflicht des menschlichen und nationalen Anstands. Und ihre Toten sind uns ebenso nahe — geopferte deutsche Jugend — wie alle die anderen.

18. März 1945.

Wieder sind Kameraden des Geschwaders bei mir zu Besuch und wieder bringen sie mir wenig erfreuliche Nachrichten über die Schwierigkeiten technischer und versorgungsmäßiger Art, die den Einsatz des Geschwaders behindern. Gut ist, daß bei dem Umbau einer Maschine, die mich befähigen soll, statt Fußbremsen Handbremsen zu verwenden, schon erhebliche Fortschritte erzielt wurden. Nun, diese bestimmt nicht leichte Aufgabe ist in den Händen von Katzschner, unserm genialen Technischen Offizier, gut geborgen. Die Schwierigkeit wird wohl darin bestehen, die Handbremsen, die ich ja nur mit einer Hand bedienen kann, so auszurichten und „gleichzuschalten“, daß der Vogel nicht seitwärts ziehen und Überschlag verursachen kann, wenn ich — wie bei der Landung immer notwendig — bremse. Wenn ich daran denke, daß ich auf diese Weise in absehbarer Zeit wieder einsatzbereit bin, dann steigen Wellen der Freude aus meinem Herzen auf, der Freude, wieder bei meinen Kameraden zu sein, der Freude, endlich wieder selber ins Kriegsgeschehen eingreifen zu können und mich so, hinter den Kanonen, von der seelischen Last der Tatenlosigkeit in der Stunde der höchsten Gefahr befreien zu können.

18. März 1952.

Auf dem Programm steht ein Konzertbesuch. Córdoba, eine Provinzstadt mit etwa 300.000 Einwohnern, besitzt ein vorzügliches Symphonieorchester. Es ist überhaupt erstaunlich, wieviel für die Pflege von Kultur und schönen Künsten auch fern der Hauptstadt getan wird. Die deutschen Klassiker werden in Argentinien, auch in breiteren Schichten, sehr geschätzt. Buenos Aires läßt keine Saison vorübergehen, in der nicht einige der bekanntesten deutschen Dirigenten und Solisten Gastkonzerte geben, die gewöhnlich bei der temperamentvollen Zuhörerschaft überschäumende Begeisterung auslösen. Als für New York und London viele dieser deutschen Künstler noch nicht „koscher“ waren, hielt ihnen Buenos Aires schon alle Türen seiner zahlreichen Konzertsäle weit geöffnet und empfing sie mit wohltuender, aufrichtiger Herzlichkeit.

19. März 1945.

Die dritte Gruppe hat sich bei den Kämpfen in Stuhlweißenburg und am Plattensee noch gut schlagen können und vielerorts mit schönem Erfolg in die Erdkämpfe eingegriffen. Gruppenkommandeur ist jetzt Mrkwa,

der schon genügend Kriegserfahrung besitzt. Bei den letzten Angriffsbewegungen der Russen war er durch dauernde Luftbeobachtung zu der Auffassung gekommen, daß der russische Angriff sich nicht, wie erwartet, durch ein bestimmtes Tal auf Stuhlweißenburg richten würde, sondern seitlich, von den Bergen aus zum Tragen gebracht werden würde. Er versuchte nun, seinen absolut klaren Eindruck an den Mann zu bringen, und gelangte mit seiner Information schließlich bis zum kommandierenden General. Er wurde aber überall ausgelacht und als Schwätzer hingestellt. Der tatsächliche Angriff des Iwan gab ihm dann vollständig Recht. Dies geschieht nicht zum ersten Mal, denn oft wird vergessen, daß wir, die wir tagein, tagaus über der Front hängen, uns oft bei weitem das beste Bild über die Feindabsichten und seine vermutlichen Bewegungen machen können. Natürlich setzt eine einwandfreie Aufklärung in dieser Hinsicht eine große Erfahrung voraus, denn ohne diese entstehen tatsächlich peinliche und grobe Irrtürmer.

19. März 1952.

Die Hilfsbereitschaft und das Entgegenkommen der argentinischen Polizei gehört zu meinen erfreulichsten Eindrücken hier. Ihr Aufgabenkreis ist sehr weitgespannt und der einzelne Polizist wird stark in Anspruch genommen. Dabei immer gute Laune zu bewahren bedeutet alleine schon eine Leistung. Unter den Polizisten in Córdoba habe ich viele Freunde. Das kommt daher, daß ich eines Tages von einem Verkehrspolizisten angehalten wurde, den ich schon ein wenig kannte. Ich hatte zwanzig Autorenexemplare der spanischen Ausgabe meines Buches im Wagen, und schenkte dem Mann eins davon. Seit diesem Tage hört es mit der Polizei nicht mehr auf. Meine Freiexemplare haben fast alle den Weg in die Polizeistationen gefunden, sodaß ich manchmal selbst gezwungen bin, einzelne Stücke zu kaufen.

20. März 1945.

Der hohe Kampfwert unseres Geschwaders „Immelmann“, seine vorbildliche Disziplin, beispiellose Kameradschaft, sein nie erlahmender Einsatzwille sind Tugenden, die nicht von ungefähr die Charakteristik unseres Verbandes ausmachen. Als ich im Herbst 1944 das Geschwader übernahm, hatte ich schon seit Anfang des Ostfeldzuges bei ihm gedient und

es gab keine Dienststellung oder Funktion beim fliegenden Verband, die ich nicht innegehabt hätte. Ebenso wie meine Vorgänger, habe ich seit der Übernahme des Geschwaders nur einen Vorsatz gekannt: mich der Vergangenheit würdig zu erweisen und das Geschwader, wenn möglich zu einem noch hervorragenderen Bestandteil der Luftwaffe zu machen.

Jetzt im Lazarett habe ich Zeit, mich eingehend mit Vergangenheit und Gegenwart des „Immelmann"-Geschwaders zu befassen, habe teilweise auch schon den nötigen Abstand gewonnen, um die Leistungen meiner Vorgänger in ihrem wirklichen Wert zu beurteilen. Wenn jemals über „Immelmann" gesprochen wird, wenn jemals gesagt werden kann, daß es in der ganzen Luftwaffe keinen Verband gegeben hat, der in sturem, tagtäglichem Einsatz sich mehr und höhere Auszeichnungen erworben hat, in den kurzen Jahren des Vorwärtsstürmens und Siegens ebenso wie in den langen Jahren des Rückzugs und des Ausharrens, so ist dies alles nur aus der großen Gesamtleistung aller zu erklären, die diesem Geschwader angehört und die es geführt haben.

Wer heute oder in Zukunft Immelmann sagt, denkt an Dinort, „Onkel Oskar", den ersten Kommodore unseres Geschwaders, der es bis zum Herbst 1941 geführt hat, als er in Deutschland seine Tätigkeit in der Luftwaffenausbildung anfing. Es ist Dinort's großes Verdienst, daß er aus unserem Geschwader, einschließlich Bodengruppe, eine wahrhaft disziplinierte und soldatische Einheit schuf, ganz im Gegensatz zu jener Art Lässigkeit, die viele als „charakteristisch" für Luftwaffenverbände ansahen. Wenn sich das Geschwader bewährt hat, so ist es diesem disziplinierten, soldatischen Geist zu verdanken. „Onkel Oskar" war bestimmt keine überragende Persönlichkeit, hatte auch nicht den fast magischen Zauber, der einige spätere Kommandeure kennzeichnete, aber nichts desto weniger — oder gar gerade deshalb — machte er aus jedem Angehörigen unseres Geschwaders einen S o l d a t e n, ob Flieger oder Mechaniker. Es war der Eichenlaubträger Dinort, der wahrscheinlich unter dem Einfluß seines damaligen Adjutanten und späteren Kommodore unseres Geschwaders, Major Stepps, — mich in Griechenland wegen „fliegerischer Untauglichkeit" ablehnte, als all mein Sehnen und Trachten nach dem Einsatz auf Kreta stand. Damals hat er nach meinen Begriffen an mir etwas mehr als ungerecht gehandelt, und ich würde heucheln, behauptete ich, das „machte mir nichts aus". Aber trotzdem weiß ich seine Leistung für unser Geschwader in ihrem wirklichen unvergänglichen Wert zu erkennen. Nach Dinort wurde Oberstleutnant Hotzel der

Kommodore und blieb in dieser Funktion bis nach Stalingrad, gab auch seinen Beitrag, aus unserem Geschwader eine Elite-Einheit zu machen. Nach ihm kam Kupfer. Ja, Kupfer ... Von ihm wird noch zu sprechen sein.

21. März 1945.

Es hat in den vielen Kriegsjahren wohl kaum einen Menschen gegeben, zu dem ich in größerem charakterlichen Gegensatz stand, als Oberstleutnant Dr. Kupfer, der Mann der vor mir das Geschwader befehligt hat und jedem Geschwaderangehörigen unvergeßlich geblieben ist. Kupfer war ein Lebenskünstler und dieser ehemalige Reiteroffizier blieb auch in der Luft ein Reiter wie er in seinem geliebten Kasino ein Kavallerist blieb. Unter den fliegenden Besatzungen war er wohl einer der Ältesten und trotzdem verband ihn mit allen die herzlichste Kameradschaft. Wir hatten eine vollkommen entgegengesetzte Lebensführung: während ich schon meinen Geländelauf machte, brach er gerade im Kasino auf. Aber der darauffolgende Einsatz war nicht weniger schneidig, kühn und wohlüberlegt. Die zweite Gruppe, seine eigene, stellte er unter das Zeichen des Bamberger Reiters und solange er sie führte, zeichnete sie sich in Hunderten von Einsätzen aus. Er war der unbestrittene Meister der schnell improvisierten und glänzenden Feste, die für ihn eine Gelegenheit bedeuteten, die Bande der Freundschaft und Kameradschaft enger zu knüpfen. Da konnte er plötzlich aufstehen, ein selbst gedichtetes Lied anstimmen und eine Stimmung hervorbringen, die jeden mitriß. Es war mir bestimmt nicht immer angenehm, wenn er über meine „Milchtrinkerei“ herfiel, aber im Grunde wußte er es zu schätzen, daß ich meinen eignen Lebensstil beibehielt. Nachdem er schon unser Geschwader verlassen hatte und General der Schlachtflieger geworden war, verschwand er spurlos auf einer Dienstreise über dem Balkan und wir haben ihm alle aufrichtig nachgetrauert. Die nachträgliche Verleihung der Schwerter war eine Auszeichnung, die er sich persönlich und um die Führung unseres Geschwaders verdient hatte.

Nach Dr. Kupfer wurde Oberstleutnant Stepps Kommodore des „Immelmann“, schon ein uralter Angehöriger des Geschwaders, der mir 1940 bei Caen Stuka-Unterricht erteilte und auf Grund meiner anscheinend vorhandenen Schwerfälligkeit zur Überzeugung gelangte, daß

ich das Stukafliegen „nie lernen würde“. Trotzdem glaube ich im Stande zu sein, seine Verdienste für das Geschwader objektiv zu beurteilen. Er blieb allerdings kaum ¾ Jahr Kommodore und sollte dann als Luftwaffenattache nach Tokio gehen, zumal sein Schwager der General der Kampfflieger Pelz war. Ein U-Boot sollte ihn von Norwegen nach dem Lande der aufgehenden Sonne bringen. Die Kriegsentwicklung hat jedoch die Verwirklichung dieses Planes verhindert. Nach ihm übernahm ich dann selber das Geschwader, in dem ich, nach kurzen Gastrollen bei der Fernaufklärung — wo ich übrigens die Wahrnehmung am Boden erlernte, die mir später sehr zustatten kam — und bei Luftwaffenschulen, als Flugzeugführer am 22. Juni 1941 angefangen hatte.

21. März 1952.

Früh fliege ich von Ezeiza, dem internationalen Flugplatz von Buenos Aires aus mit „Cruzeiro do Sul“ nach Porto Alegre, im Süden Brasiliens. Der Flug dauert viereinhalb Stunden und geht teilweise an der Ozeanküste entlang. Porto Alegre liegt nahe an der Atlantikküste und ist eine größere Hafenstadt mit einer ansehnlichen deutschen Kolonie. Es ist hier wesentlich heißer als in Buenos Aires, eine treibhausähnliche Luft. Obwohl der Flugplatz außerhalb der Stadt liegt, geht es hier sehr lebhaft zu. Einen markanten Gegensatz zu Buenos Aires bildet die große Anzahl von Negern, und die vielen nagelneuen amerikanischen Wagen fallen auf. Die Brasilianer nennen den „Cadillac“ ihren „Volkswagen“ und man verwendet ihn auch als Taxi. Nach einer knappen Stunde Aufenthalt, die ich dazu benütze, mit einigen Freunden des Kameradenwerks aus Porto Alegre Verbindung aufzunehmen, führen mich drei weitere Flugstunden nach der Millionenstadt São Paulo. Dabei fällt uns kurz hinter Porto Alegre eine Landschaft auf, die eine erstaunliche Ähnlichkeit mit der am Dnjestr hat, wo ich heute vor acht Jahren um Leben und Freiheit rannte, nachdem beim Versuch, eine hinter den russischen Linien notgelandete Kameradenbesatzung herauszuholen, mein Vogel wegen Versackens der Räder nicht starten konnte. Es war schon so oft gutgegangen, daß es diesmal wohl schief gehen *mußte*. Mehr als hundert Russen verfolgten uns. Schwimmend überquerten wir den eiskalten Dnjestr: er nahm mir meinen treuen Bordschützen Obfw. Henschel. Und dann waren es doch wieder Russen, die uns ihre Waffen unter die Nase hielten. Die beiden anderen Kameraden ergaben sich,

aber ich versuchte es nochmals ... stundenlang ... kämpfend gegen Müdigkeit, gegen meine Schulterverwundung, die ich bei der Menschenjagd bekam, kämpfend gegen den Feind, der Häscher und Hunde auf mich hetzte, gegen Durst und Hunger trabte ich bis zum nächsten Morgen die 40—50 Kilometer zurück, die mich zu den eigenen Linien und in die Freiheit brachten.

Trotz aller Bemühungen habe ich bis heute noch nichts über die beiden andern Kameraden in Erfahrung bringen können und ich vermute, sie gehören zu den vielen, die die sowjetische Kriegsgefangenschaft nicht überlebt haben oder noch nicht zurückgekehrt sind. Mit der tapferen Frau meines Kameraden Henschel jedoch stehe ich in laufender Verbindung und es ist rührend, wie sie und ihr Töchterchen, das damals gerade geboren war, den Gedanken an ihn so lebendig halten.

22. März 1945.

Heute war Dr. Goebbels wieder zu Besuch. An und für sich wäre ich lieber zu ihm herausgefahren, denn ich brauche jetzt Übung. Der Minister beurteilt die Lage unseres Vaterlandes mit einem grimmigen, männlichen Realismus. Er meint, daß sich nicht nur bei uns eine verständliche Kriegsmüdigkeit zeigt, sondern auch beim Feinde, vor allem beim Engländer. An eine Verständigung mit dem Westen glaubt er nicht recht und sagt schroff vor sich hin: „Die werden sich erst Rechenschaft über den Bolschewismus ablegen, wenn er auf ihrer Hausschwelle sitzt. Sie sind schon so verkalkt, daß sie an einen „gütigen“ Bolschewismus glauben und nichts sehen und hören wollen vom gemarterten und geschändeten Europa, das unter der Roten Herrschaft seufzt. Gäbe ein gerechter Gott, daß sie die Strafe für ihre verbrecherische Verblendung bekommen werden. Sicher, auch wir haben Irrtümer und Fehler begangen. Und wir haben dafür bezahlt, bitter und teuer bezahlt. Aber wir haben uns nie eines solchen Verbrechens gegenüber dem Abendland und damit der Welt schuldig gemacht, wie es die von denselben Leuten in Moskau und New York gewünschte Auslieferung Europas an die Roten Horden bedeutet.“ Goebbels glaubt, daß er Berlin halten kann, wenn er keine Truppen mehr für die Ostfront abzugeben braucht. Er sagt, daß sich noch in unzähligen Dienststellen und Wehrmachtsteilen Hunderttausende falsch oder gar nicht eingesetzter Soldaten befinden, die schon vor Jahren an den schwer bedrängten Fronten zum Einsatz

hätten gebracht werden können. „Der Verrat ist überall um uns, das Volk tut seine Pflicht in bewundernswerter Weise, aber viele in der Führung sind elende Versager“.

22. März 1952.

São Paulo läßt sich nur mit Chicago vergleichen: eine moderne, schnell und unregelmäßig wachsende Industrie- und Handelsstadt. Tiefste Kontraste auf kleinstem Raum: hier ein dreißigstöckiges Hochhaus und an der Rückseite dieses Luxusgebäudes primitivste Lehmhütten; fantastische Asphaltstraßen und wenige Meter weiter tiefe Sandwege. São Paulo hat sehr schöne Außenbezirke, aber ohne ein einziges Telephon, und die nur sehr spärlichen Omnibuslinien, die außerdem unregelmäßig fahren, regen zu ausgedehnten Fußmärschen an. Klimatisch liegt São Paulo nicht ungünstig, ziemlich hoch. Das Deutschtum hier hat sich wesentlich lebendiger erhalten als anderswo. Obwohl — oder gerade weil — es größeren Anfeindungen, Gefahren und Schikanen ausgesetzt war. Die kleine Gruppe, die anständig geblieben ist und den deutschen Geist rein erhalten hat, trennt sich scharf von den Opportunisten, die der nordamerikanischen Propaganda und ihren damaligen brasilianischen Sprachrohren zu willig erlegen sind. Gerade zur Erhaltung des Geistes dieser Deutschen haben unsere nationalen Zeitschriften sehr viel beigetragen, in erster Linie der „Weg“, dessen Einfluß hier besonders stark ist. Aber auch sie hätten nichts vermocht, wäre in diesen Menschen nicht die Urkraft und der Urwillen zum Deutschtum lebendig gewesen. Man trifft hier Deutschstämmige an, die schon in der dritten, vierten, ja fünften Generation ansässig sind, aber ihr Deutsch so fehlerfrei schreiben und sprechen, wie es sich mancher Deutsche in der Heimat nur wünschen könnte ...

Abends haben wir eine Zusammenkunft in größerem Rahmen. Es ist eine Freude zu sehen, wie die gesellschaftlichen Schranken einer bewußten Geistesverbundenheit weichen müssen. Auch hier wollen die Deutschen immer wieder Erlebnisberichte aus dem Kriege hören oder Bilder aus dem heutigen Deutschland sehen. Unermüdlich suchen sie nach Mitteln und Wegen, sich an unserer Aktion für die Gefangenen zu beteiligen. Die jetzige brasilianische Regierung hat schon seit längerer Zeit von der offensichtlichen Deutschfeindlichkeit Abstand genommen, und das ist eine schwer verdiente Belohnung für den Mut, den Opfer-

sinn und den Nationalstolz dieser prächtigen deutschen Männer und Frauen, daß sie allmählich wieder verschiedene ihrer früheren öffentlichen Rechte zurückbekommen.

23. März 1945.

Karfreitag. Tag des Leidens, des tiefen, bohrenden Schmerzes. Noch vor einer Woche rief die Masse „Hallelujah" und heute nur noch „Kreuzige ihn". Die Jünger verschwanden, Judas übte Verrat — und Petrus sagte: „Ich kenne diesen Menschen nicht!" Wieviele Judasse und sich in Sicherheit bringende Jünger wird es jetzt in unserem armen Deutschland geben und wieviele werden gleich Petrus jetzt im Osten und im Westen Deutschlands beschwören, „ihn nie gekannt zu haben" ...

Aber nach dem Karfreitag kommt das Fest der Auferstehung. Auch unser Volk wird auferstehen und aus den Ruinen wird sich ein neues, junges, ewiges Deutschland erheben, denn niemand ist im Stande, dieses Volk zu brechen, zu vernichten. Oder es müßte ein gründlicher Herodes kommen, der sie einzeln ermordet. Denn wo noch deutsche Menschen leben, werden deutsche Herzen schlagen. Und wo noch deutsche Herzen schlagen, wird Deutschland leben. Damit es leben kann, müssen wir den Kampf gegen uns selbst erbarmungslos bis zum Letzten fortsetzen. Denn unser Versagen würde Deutschlands Tod bedeuten. Kein Gegner, nur wir selber sind imstande, Deutschland zu ermorden.

23. März 1952.

Am frühen Sonntagmorgen fahren wir an einen See in der Nähe, um mit einigen Kameraden interne Fragen zu besprechen und nachmittags fliege ich dann mit einem italienischen Überseeflugzeug zurück nach Buenos Aires. Wie immer nach solchen gehetzten Tagen gibt mir der Flug Gelegenheit zum Nachdenken. Von den Menschen, die ich hier kennengelernt habe, kann ich nur sagen: solange Deutschland noch über so treue, opferbereite und tatkräftige Söhne und Töchter verfügt, kann es nicht zu Grunde gehen, denn es ist undenkbar, daß soviel Opfersinn, Anhänglichkeit, reines Wollen und reines Denken vergeblich wäre ... Spät am Abend kommen wir in Buenos Aires an. Am Flugplatz erwarten mich einige Kameraden des Hilfswerks, denen ich die neuesten Nachrichten aus Brasilien gebe, dann besprechen wir die

letzten Listen der Eingekerkerten aus Werl, Landsberg und anderen Lagern und legen danach unsre Arbeit für die nächste Zeit fest. Vom Dürerverlag werde ich mit den neuesten Phantasie- und Witzmeldungen eines bestimmten Teiles der deutschen Presse bekannt gemacht, und teile meinerseits dem Verlag die Wünsche des großen brasilianisch-deutschen Leserkreises mit, die mir in São Paulo aufgetragen wurden. Dann gehts herauf nach Córdoba, morgen früh muß ich wieder in der Fabrik sein.

24. März 1945.

Noch ein Tag, und ich werde zurückfliegen zu meinem Geschwader, zurück zu den Kameraden. Ich hoffe, daß es mir gelingen wird, bestehende Schwierigkeiten so schnell wie nur möglich zu überwinden und das Geschwader wieder auf Hochtouren zu bringen. Das Geschwader ... und schon stehen sie vor mir, die vielen Toten, die vielen Lebendigen, die „Immelmann" zu einem Inbegriff des Mutes und der Tapferkeit im deutschen Volke und zu einem gefürchteten Begriff beim Gegner machten. Brillantenträger, vier Schwerterträger, dreizehn Eichenlaubträger und fast achtzig Ritterkreuze sind die äußere Auszeichnung des Geschwaders. Da sind sie, der Major Boerst, ein hervorragender Gruppenkommandeur, der in immer schneidigem Einsatz seiner Gruppe vorausflog bis er mit der Panzermaschine in Rumänien den Fliegertod fand. Maximilian Otte, der „letzte Reiter". Zu seinem tausendsten Feindflug wurde ihm ein Schaukelpferd geschenkt, denn sobald er in der Kanzel sich nocheinmal die Karte etwas genauer ansah, hing sein Vogel schief ... und mußten die anderen Maschinen der Gruppe auch schief hängen. Auch er fand den Fliegertod, über Jassy ... Major Dilley, der lange die erste Gruppe des Geschwaders führte, während ich die erste Staffel hatte. Die zweite Staffel hatte damals Thiede, ein prächtiger Fliegeroffizier, der auf der Reise zu seiner Hochzeit verunglückte. Die dritte Staffel hatte der Eichenlaubträger Möbus, der nachher das Schlachtgeschwader 5 führte und durch einen Autounfall ums Leben kam. Mein lieber Kamerad Jäckel, der bei Orel fiel, und schon im Frühsommer 1943 über tausend Einsätze geflogen hatte und mir immer auf den Fersen saß. Der Schwerterträger Lang, einer der ruhigsten und entschlossensten Schlachtflieger, die ich je gekannt habe. Hauptmann Steen, der Eichenlaubträger, der mir immer unvergeßlich bleiben wird, weil er

es war, der als erster wirkliches Vertrauen zu mir zeigte und mir dadurch das unentbehrliche Selbstvertrauen gab. Er fiel vor Kronstadt bei einem Angriff auf die sowjetische Ostseeflotte. Die Ritterkreuzträger Weismann, Pekrun, Bromen, Linke, Preßler, Kruminga, Henninger, Phlip und die vielen gefallenen Kameraden, die in ständigem Einsatz ihr junges Leben opferten, wie Schmalz, Platzer, Langbehn, Fick, Schmitt, Eichblatt, Frank und so viele andere. Die zweite Gruppe, die so hervorragend geführt wird von Major Kennel, der damals den Eichenlaubträger Frank in der Führung der Gruppe ablöste, wartet auch auf mich, und wer zweite Gruppe sagt, denkt an die Staffelkapitäne und Eichenlaubträger Dörfel und Menapazi, der noch mit dem Doppeldecker Henschel 123 flog. Hier ist auch mein guter Freund Biermann, der früher Nachrichtenoffizier war und umschulte, und es dann mit schneidigstem Einsatz und ausgezeichneter Führung zum Staffelkapitän brachte. Dann die vorzüglichen und ebenfalls hochausgezeichneten Unteroffiziere und Feldwebel, die zu den besten fliegenden Besatzungen gehören, wie Plenzat, Peter, Heiduschka, Dietrich, Meyerling und Enzle. Die Ärzte, wie Ritterkreuzträger Gadermann, Dr. Preisendanz und Dr. Röhr. Im Anfang des Krieges stand er in englischem Dienst, in einem Hospital in Afrika, aber es ließ ihm keine Ruhe bis er sich auf Portugiesisches Gebiet absetzen konnte, um so in Deutschland zum Einsatz zu gelangen. Im Kessel von Stalingrad war er Bataillonsarzt vom „Immelmann"-Bataillon, das in härtestem Erdeinsatz sich hervorragend schlug. Die treuen Männer des Bodenpersonals werden — so hoffe und weiß ich — auch ungeduldig auf mich warten. Was hätte unser Geschwader machen können, wie hätte es je seine Höhe erreichen können ohne so wackere Werkmeister und Offiziere wie Katzschner, Busse, Herzog, Schinsko und so viele andere, deren Namen mir im Augenblick entgehen, aber deren Gesichter für immer in meinem Gedächtnis stehen. Ich muß aufhören, so an Menschen, Kameraden und Flieger zu denken, sonst brause ich heute nacht noch weg. Gedulde dich, mein Herz, morgen sind wir zusammen.

24. März 1952.

Ich muß mehr schlafen! Es ist ausgeschlossen, so weiterzumachen. Ich bin auf dem besten Wege an meinen Körperkräften Raubbau zu treiben. Nachts in die Kordilleren fahren, morgens an einem Skiwettbewerb teilnehmen, ohne Schlaf, und schließlich in der nächsten Nacht

wieder zurückfahren ist auf die Dauer etwas zuviel. Genau so ist es mit den Reisen, mit den sich jagenden Besprechungen. Also: mehr schlafen, weniger hetzen, vielleicht weniger tun aber dafür besser! Wie oft werde ich mir das noch vornehmen?

25. März 1945.

Seit dem neunten Februar sitze ich heute zum ersten Male wieder in der Maschine, ich darf mich nicht beklagen, denn statt sechs Wochen sind es doch nur fünf gewesen. Der Geschwaderstab liegt in Großenhain und dahin will ich so schnell wie möglich fliegen. Zuerst kommt mir das Fliegen wieder etwas fremd vor, aber bald gewöhne ich mich und berausche mich erneut an Wind und Wolken, Schnelligkeit und Schweben.

Als ich zur Landung ansetze, sind sämtliche hier anwesenden Teile des Geschwaders angetreten. Meine innere Ergriffenheit bei diesem Wiedersehen ist so groß, daß ich kaum sprechen kann. Ich rede überhaupt nur darum, weil ich weiß, daß die Kameraden enttäuscht wären, wenn dieser Tag nicht wenigstens einen feierlichen Anstrich bekäme —. Dann gebe ich jedem die Hand und jedes Mal senken sich ein paar aufrichtige Augen in die meinen: da durchfährt mich wieder plötzlich ein unbeschreibliches Gefühl des Glücks; ich weiß, daß ich mit diesen Männern bis zuletzt jeder Gefahr trotzen kann, und sie wissen, daß sie mit mir rechnen können, mag kommen, was da kommen will. Es ist gut so, daß jeder vom anderen weiß, daß er ihm bedingungslos vertrauen kann, daß er auf ihn rechnen kann, wie groß die Schwierigkeiten auch sein mögen und wie aussichtslos auch der Kampf erscheint. Wir bleiben abends lange zusammen und reden uns die Herzen frei von vielem Kummer. Und wenn manchmal die Stille einfällt, so haben unsere toten Kameraden das Wort, denn wo wir beisammen sind, leben ihre Seelen weiter ...

25. März 1952.

Ein irischer Freund zeichnet in einem ausführlichen Brief ein packendes Bild von seinem Vaterland. Die verworrene Nachkriegslage hat dem deutschen Volk unbekannt bleiben lassen, wieviel Achtung und Hilfsbereitschaft das kleine Land uns Deutschen entgegengebracht hat,

gerade in jenen Tagen als das Unheil der Niederlage über uns hereinbrach und die ganze Welt wie eine Meute tollwütiger Hunde an dem blutenden Leib unseres Volkes herumzerrte. Als Churchill, Chef des siegreichen, Kontinente beherrschenden England, kaum einen Monat nach seinem „Sieg“, seine Drohungen gegen Irland ausstieß, weil dessen strikte Neutralität während des Krieges das Unbehagen dieses Super-Staatsmannes verursacht hatte, antwortete ihm de Valera auf seine eigene kühle Mathematikerart und mit jener Überlegenheit, wie sie eine wirkliche siegreiche Beendigung des jahrhundertelangen Kampfes Irlands gegen England verlieh. Diese stolze Antwort Irlands an den englischen Erbfeind, der auch heute noch den nördlichen Teil Irlands gegen alle historischen und völkischen Rechte, gegen alle Atlantik- und sonstigen von Freiheitsphrasen strotzenden Erklärungen, besetzt hält, ist untergegangen im Klamauk und betrunkenem Gebrüll der Siegesorgien. Am ersten Mai 1945 unterhielt noch eine stattliche Anzahl von Staaten diplomatische Beziehungen zu Deutschland. Aber von allen diesen Staaten haben nur die Ministerpräsidenten Irlands und Portugals die Zivilcourage gehabt, den deutschen diplomatischen Vertretungen einen Beileidsbesuch anläßlich des Todes des deutschen Staatsoberhauptes abzustatten. Irland war es auch, dieses weiß Gott nicht von Reichtum strotzende Land, das noch keine 24 Stunden nach Kriegsende eine großangelegte Hilfsaktion für Deutschland startete und zahllose deutsche Kriegswaisen bei sich aufnahm.

Mit Irland verbindet uns eine lange, starke Tradition der Freundschaft, und es sollte Aufgabe der deutschen Wirtschaft sein Irland zu helfen, denn dieses Land erkämpft sich unter schwierigsten Umständen eine bessere Zukunft. Seit der Zeit, da unter der Nase John Bulls Führer und Bewaffnung der irischen Aufständischen in deutschen U-Booten nach der grünen Insel geschmuggelt wurden, können wir vieles von Irland lernen. In den Ostertagen des Jahres 1917 waren es doch nur eine Handvoll Männer, die mit dem mächtigen englischen Empire zum Kampf antraten, der ganz aussichtslos und verrückt schien. Sie haben den Kampf gewonnen, nach langen blutigen Jahren des Ringens gewonnen, weil in diesen Männern und Frauen der Glaube an ihre Heimat und ihre Freiheit niemals erlosch, sondern stetige Kraftquelle zur Erringung des Unmöglichen war ...

26. März 1945.

Heute habe ich mich den ganzen Tag dem Geschwader gewidmet und jetzt habe ich wieder einen guten Überblick bekommen. Richtiggehende Arbeit habe ich noch nicht verrichten können, denn ich muß leider zur Behandlung wieder zurück ins Lazarett. Eines steht jedenfalls fest: ich werde an hoher und wenn nötig höchster Stelle dafür eintreten, daß „Immelmann" mit Sprit, Bomben und Munition versehen wird, wie denn auch und wo denn auch. Es ist schon ein Jammer, daß die schlechten Wetterverhältnisse die Einsatztätigkeit lähmen. Da soll es aber wenigstens nicht an einer Mindestmenge Sprit und Munition fehlen. Wir haben noch nie irgendwelche Sonderbehandlung für uns verlangt, aber in diesem Punkt werde ich nicht locker lassen, bevor alles sicher gestellt ist.

Absichtlich will ich nichts von einem erneuten Abschied wissen, denn ich gehe ja nur für höchstens ein paar Tage zurück zu den Ärzten und ihren Operationssälen, sozusagen auf Besuch. Denn mein Heim ist jetzt wieder das Geschwader, wohin es auch auf seinen Wanderzügen hingeraten mag.

26. März 1952.

Man hat sich nach dem Krieg viel Mühe gegeben, dem deutschen Volke klarzumachen, daß es in der ganzen Welt nur Feinde hätte, haßerfüllte, nie vergessende Feinde. Der Versuch gelang weitgehend und hatte vom Feinde raffiniert berechnete, schwerwiegende psychologische Folgen. Aber auch dies war eine Lüge, wie so viele andere „Umerziehungs-Gedankengänge". Man verschwieg, daß in Irland, in Portugal, in Spanien, in der Türkei, in sämtlichen arabischen Ländern, im fernen Osten, in Süd-Afrika, in Argentinien, in Chile, in Paraguay, in Brasilien, in Bolivien große Teile, und in einigen Ländern sogar die Mehrheit der Bevölkerung starke Sympathien für unser Vaterland hegten, die gerade wegen der Niederlage eher zu- als abnahmen, auf Grund des noblen Charakters vieler dieser Völker, der es ihnen verbietet, den Geschlagenen zu treten. Viele der zahllosen Greuelmärchen fanden Glauben in Deutschland selbst, weniger aber in diesen Ländern.

27. März 1945.

Der Oberstabsarzt hat sich heute morgen äußerst energisch angestellt und jede weitere Verantwortung für die Genesung meines Beines „entschiedenst abgelehnt“. Aber trotzdem hat er mir gute Ratschläge gegeben, wie ich bei meinem „Starrsinn“ dann doch noch das Leben für den Stumpf „erträglich“ gestalten könnte. Er ist ein herzensguter Mensch, und ich brauchte ihm nur ein paar Worte von dem Wiedersehen mit den Kameraden zu erzählen, da war er wieder vollkommen versöhnt mit der Welt und mit mir. Ich werde aber seinen Rat in soweit befolgen, daß ich doch noch einige Tage hier bleibe, weil sich gezeigt hat, daß die Blutungen sehr stark sind. Möglicherweise wird eine Lösung gefunden, daß der Druck der Prothese nicht mehr so hart ist. Aus diesem Grunde werde ich vorläufig beim Gehen auch die Krücken verwenden, denn es hat keinen Sinn, durch Forcierung jede Möglichkeit der Verwendungsfähigkeit auszuschalten.

27. März 1952.

Gerade wie ich in La Falda einen Freund besuchen will und aus dem Wagen steige, höre ich vom Berg her ein frisches Soldatenlied herunterschallen. Unwillkürlich bleibe ich stehen und schon erscheint ein Dutzend baumlanger Kerle, die aus voller Brust den „Westerwald“ singen. Ich spreche sie an und es stellt sich heraus, daß sich kein einziger Deutscher unter ihnen befindet. Es sind Flamen und Franzosen, die gegen den Bolschewismus kämpften und nun, von Heimat, Haus und Hof vertrieben, hier in der Gegend sich mit Gas- und Sanitärinstallationen befassen. Sie haben nichts von ihrer Lebensfröhlichkeit eingebüßt und sind wie Jugend sein soll, stark, gläubig und optimistisch.

28. März 1945.

Heute habe ich lange mit Gadermann, meinem langjährigen Bordfunker und M.G.-Schützen gesprochen. Er ist augenblicklich an einer Fliegersichtungsstelle in Braunschweig als Arzt tätig und fühlt sich nicht sehr wohl. Schade, daß wir auf diese Weise wahrscheinlich nicht mehr zusammenkommen werden. Ich hatte mich ganz auf ihn eingestellt und abgesehen von seinem unverwüstlichen Humor, seiner ärztlichen Fähigkeit, war er mir als Mensch auch sehr lieb. Jetzt wird der Ritter-

kreuzträger Hauptmann Niermann an seine Stelle treten. Wir haben zusammen im Osten schon manchen Einsatz geflogen, und er ist mit mehr als 600 Einsätzen ein sehr erfahrener Beobachter, der schon manchen Panzer ausfindig gemacht hat.

28. März 1952.

Wieder ist ein ganzer Stoß Deutschlandbriefe beantwortet, meist von jungen Männern, die mit anderen Worten doch immer wieder dasselbe fragen und wissen wollen. „Was sollen wir tun? ... Auf wen sollen wir hören? ... Sollen wir Uniform anziehen oder nicht?“ ... Die widersprechendsten Meinungen in unserer Heimat, die maßlose geistige Not und das Fehlen klarer Richtlinien, macht es vielen jungen Menschen, deren entscheidende Bildungsjahre in der unseligen Nachkriegszeit lagen, übermenschlich schwer, eine Entscheidung zu treffen. Hier liegt ein schier unendliches Aufgabenfeld, und jeder alte Soldat sollte sich dieser Jungen annehmen und ihnen aus dem Schatz seiner Erfahrungen und Erlebnisse helfen, die großen Zusammenhänge zu erkennen, damit sie sich selbst daraus ableiten können, was sie zu tun und zu lassen haben. Nicht Vorschriften machen, sondern nur Ursachen und Folgen zeigen, die großen Linien des Geschehens deutlich machen!

29. März 1945.

Während im Osten unsere Linien sich einigermaßen gefestigt zu haben scheinen, wozu im Süden vor allem Schörner enorm viel beigetragen hat, weil er in der Defensive oft offensiv geworden ist und die Russen dauernd in Bewegung gehalten hat, ist im Westen der Zustand geradezu chaotisch. Der Rhein ist an zahllosen Stellen überschritten und der Feind hat verschiedene keilförmige Angriffsbewegungen in Gang gesetzt, die schon den Zeitpunkt heranrücken lassen, wo sich Amerikaner und Russen begegnen werden. Dann wird unser Schicksal besiegelt sein. Dies muß verhindert werden, koste es was es wolle. Wenn man den heldenhaften Widerstand von Model im Ruhrkessel sieht, weiß man, daß auch im Westen Widerstand möglich ist. Es kommt nur darauf an, im entscheidenden Augenblick wirkliche militärische Führer zu haben, die das Vertrauen der Truppe genießen und selber noch genügend innere Kraft haben, sich dem Schicksal entgegenzustemmen, sich ihm nicht willenlos zu ergeben.

29. März 1952.

Auf dem Motorrad über Kampwege, Sandpfade hin mit enormen Steigungen und plötzlichen Wasserdurchfahrten, erreichen wir das argentinische Berchtesgaden, das in 1 600 m Höhe gelegene Cumbrecita. Eine Ansammlung von größeren und kleineren Häusern in getreu oberbayrischem Stil taucht plötzlich wie eine Oase auf. Cumbrecita ist der Sommersitz wohlhabender, vielfach deutscher Kaufleute. Wir laufen bis zu den „Espinillos", Wasserfällen, die aus einer Höhe von 60 Meter herabstürzen.

30. März 1945.

Seit fast vierzig Nächten wird Berlin nun nachts ohne jegliche Unterbrechung angegriffen, es scheinen immer „Mosquitos" zu sein. Diese Teufelsdinger entwickeln eine hohe Geschwindigkeit und besitzen ausgezeichnete Nachtflugeigenschaften und sind für die Geschwindigkeit unserer eigenen Nachtjäger fast unerreichbar. Die arme Hauptstadt des Reiches hat eine Last zu tragen wie keine auf der ganzen Welt. Es ist bewundernswert, wie schnell sich das Leben in der jedesmal so schwer heimgesuchten Stadt wieder normalisiert, und solange der Feind den Berliner Humor nicht vernichten kann, ist sein Terror vergebens. Er zerstört die Berliner Häuser, Denkmäler, Kostbarkeiten, aber den Berliner Menschen und die Berliner Herzen kann er nicht treffen.

30. März 1952.

Wir übernachten im Zelt und kehren über das Dorf Villa General Belgrano, die größte geschlossene Siedlung von Deutschen in der Provinz Córdoba, zurück. Früher war der Ort recht arm, aber durch zunehmenden Fremdenverkehr, Hotel- und Pensionbetrieb ist er rasch aufgeblüht. Kleine Flüsse bieten schöne Bademöglichkeiten. In der Nähe wird ein großes Stauwerk gebaut, ein Beispiel für die gewaltigen hydro-elektrischen Vorhaben Argentiniens. In der Umgebung hier leben auch einige Soldaten des Panzerkreuzers Spee, die seit der Seeschlacht vor Montevideo hier geblieben sind, bezw. nach einer kurzfristigen Ausweisung zurückkehrten. Einige haben geheiratet, meistens deutsch-

stämmige, hier ansässige Mädchen. Außer einem kleinen Stammpersonal waren große Teile der Speebesatzung ganz frisch aus Arbeitsdienst und Ausbildung auf das Schiff übernommen worden, so daß für viele von ihnen die erste Feindfahrt gleich zur letzten wurde.

31. März 1945.

Der letzte Tag im Lazarett! Morgen werde ich mich beim Führer abmelden und nur noch gelegentlich im Hospital zur Nachpflege einige Stunden zubringen.

Die Aufgabe, die meiner harrt, ist unter den heutigen Umständen kaum zu meistern, ich weiß das. Aber meine Kameraden erwarten von mir, und unser hart bedrängtes Volk hat ein Anrecht darauf, daß ich sie löse. Das einzige Problem wird sein, ob wir überhaupt noch wirkungsvoll zum Einsatz kommen können, wo doch die alliierte Westoffensive sich bedrohlich tief in Deutschland hat hineinbohren können. Es ist aber jetzt nicht die Zeit, mich mit dieser Problematik zu befassen, ich muß den Kopf klar behalten für meine eigentliche Aufgabe: das Geschwader so schnell und so gut wie möglich zum Einsatz zu bringen. In Ungarn ist der Kampf außerordentlich aufgelebt und werden wir dringend gebraucht, während auch in Schlesien unsere Aufgaben ins Unendliche wachsen. Es wird wieder so sein, wie es schon immer mit „Immelmann" war, daß wir wie die Feuerwehr hin und zurückwetzen werden, von einer Brandstelle zur anderen. Dies ist aber unser schwerverdientes Kennzeichen.

31. März 1952.

Ein ebenso gutmütiger wie gutgläubiger argentinischer Freund hat mich gebeten, ihn heute abend zu besuchen; er tat recht geheimnisvoll. Nachdem er sich vergewissert hat, daß sämtliche Türen und Fenster richtig verschlossen sind, teilt er mir unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit mit, daß er jetzt einwandfreie Beweise dafür besitze, daß Adolf Hitler in Patagonien lebt, mit Bart, aber ohne „Schnurrbärtchen". Es stimmt meinen Freund ganz traurig, daß ich ihn nicht in dieses, mir selbstverständlich bekannte Geheimnis eingeweiht habe und ich bestätige ihm seine Geschichte. Und als ich gar zu lachen anfange, ist er sichtlich empört. Solche Geschichten entspringen wohl einer fana-

tischen Deutschlandliebe, die es den Menschen unmöglich macht, den wirklichen Geschehnissen Glauben zu schenken, sobald diese nicht mehr in den Rahmen ihres Idealbildes passen. Es ist das dieselbe Art Menschen, die nur „made in Germany" zu lesen braucht, um etwas zu kaufen, ob es taugt oder nicht, ob es teurer oder billiger ist als ein anderes Produkt, und ohne zu prüfen, ob es überhaupt wirklich aus Deutschland stammt.

1945 — APRIL — 1952

1. April 1945.

Jetzt muß ich noch eine letzte schwierige Klippe überwinden, bevor ich wieder endgültig bei meinem Geschwader bleiben kann: die Abmeldung im Führerhauptquartier. Die Lage ist so ernst, daß ich doch annehmen möchte, das Flugverbot wird überhaupt nicht mehr erwähnt werden. Aber man kann nie wissen. Jedenfalls lasse ich die Krücken im Vorzimmer des Führers stehen und bewege mich nur mit der Hilfsprothese, damit es nicht so auffällt. Der Führer beobachtet mich recht genau, während ich auf ihn zugehe. Es verursacht wahnsinnige Schmerzen, aber ich versuche trotzdem ein freundliches Begrüßungslächeln hervorzubringen. Er gratuliert mir dazu, daß alles noch so glimpflich ausgegangen sei und spricht gleich über die Notwendigkeit des Einsatzes unseres Geschwaders im Raum von Schörner, wo heftige Kämpfe im Gange sind. Es wäre äußerst wichtig, daß Schörner stehenbliebe, weil er das uns noch verbleibende Öl, Wien und die Mährische Pforte schütze. In der augenblicklichen Lage wäre es nur Schörner, der die Möglichkeit hätte, die Entwicklung einer Neugestaltung der Front zu verursachen und durch seine glänzenden Defensiv-Offensivbewegungen die roten Truppen in Schach zu halten und schließlich einen Stoß in das russisch besetzte Oberschlesische Gebiet vorzunehmen. Er hoffe, daß wir in altgewohnter Weise Schörner helfen würden, wo wir nur könnten. Ganz am Rande sagt er: „Fliegen kommt bei Ihrem Bein sowieso nicht in Betracht!" Na ja, das werden wir noch sehen. Ich verabschiede mich und gehe mit der gleichen Hartnäckigkeit, mit der auch ein Betrunkener versucht, eine gerade Linie einzuhalten, zur Türe zurück. Und greife hastigst nach den Krücken. Die Meldung war die bisher kürzeste. Aber es ist inzwischen doch wieder Abend geworden.

Der Geschwaderstab und die dritte Gruppe mit der Panzerstaffel liegen in Kummer, in den Sudeten. Es tut gut, wieder unter den Kameraden zu sein und wir sitzen noch bis spät zusammen. Sie wollen

etwas über die Lage hören, und wie immer schildere ich sie realistisch, wie ich sie sehe und auf Grund der Informationen und Eindrücke, die ich selber sammeln konnte. Es hat keinen Zweck Schön- oder Schwarzmalerei zu betreiben: Wir müssen durchhalten in der Hoffnung auf eine günstigere Wendung, die es uns ermöglichen muß, auf der einen oder anderen Seite zu einem ehrenvollen Frieden zu gelangen.

1. April 1952.

Schon seit längerer Zeit beschäftige ich mich gründlich mit den Büchern von General Fuller und Liddell Hart. Beider Bemühungen um eine wirklich objektive Darstellung des letzten Krieges und seiner Entstehung sind aller Ehren Wert. Fuller ist es noch besser gelungen als Hart, dabei auch Deutschland gerecht zu werden, und mancher deutsche Militärschriftsteller, der es nach der Niederlage für nötig hält, sich reumütig auf die Brust zu schlagen und Asche aufs feile Haupt zu streuen, kann von dieser ausländischen Objektivität in Bezug auf die militärischen und politischen Leistungen Deutschlands lernen.

2. April 1945.

Hier in den Sudeten macht das Leben noch einen friedlichen Eindruck. Der Feind steht jenseits der Berge und was wichtiger ist, dieses natürliche Hindernis wird von einem so energischen, entschlossenen und einfallsreichen Heerführer geschützt wie Schörner es ist.

Das Fliegen geht nicht ohne Schwierigkeiten ab, denn ich habe nur einen Fuß, um das Seitensteuer zu bedienen und kann rechts nicht reintreten. Der technische Offizier, unser „Geschwadergenie“, Hauptmann Katzschner, hat die Bremsen zwar vorzüglich auf Handbedienung umgebaut, aber die Landungen gehen nicht immer glatt von statten, denn die Handbremsen können zu leicht nur einseitig funktionieren und dann heißt es höllisch aufpassen, um einen Überschlag zu vermeiden.

Es beruhigt mich doch sehr, wie meine bloße Anwesenheit die Kameraden wieder „aufpulvert“, und es kostet mich Mühe, nicht schon gleich mit zum Einsatz zu starten. Bei meinem jetzigen Zustand hat das natürlich noch keinen Zweck. Ich würde nur die anderen gefährden, solange ich nicht wieder vollkommen einwandfrei fliegen kann. Es ist eben die Landung, die noch Schwierigkeiten bereitet, und solange der Stumpf

nur dick verpackt unter dem Instrumentenbrett baumelt, und ich noch keine richtige Prothese besitze, ist es doch besser, noch etwas abzuwarten. Wie lange meine Geduld ausreichen wird, ist allerdings auch für mich ein großes Fragezeichen.

2. April 1952.

Der Brief eines Schweden, der einen sehr freimütigen Verlag leitet mit stark prodeutschen Tendenzen, schildert ausführlich die Lage in Skandinavien im allgemeinen und insbesondere die von Schweden. Es ist bezeichnend, daß der ausgesprochene Wohlfahrtsstaat Schweden, der, dank einer um jeden Preis behüteten Neutralität, sich rasch zum höchsten Lebensstandard Europas entwickelt, jetzt unter den Folgen dieser Wohlfahrt buchstäblich zu leiden hat. Der starke Rückgang der Geburtenziffer läßt, wie immer in der Geschichte so auch jetzt und wie in jedem anderen Volk so auch hier, zwingend auf verminderten Lebensmut schließen und ist das Symptom eines gefährlichen Materialismus. Gerade in diesen nördlichen Ländern, in denen wir gerne die Blutsreserve unserer Rasse erblicken möchten, scheint es den großen Meistern der Völkerpsychologie auf eine ganz besonders raffinierte Art gelungen zu sein, die gesunde Vitalität zu brechen. An der Grenze Skandinaviens lauert die rote Gefahr und findet in Schweden ein Volk vor, dessen größerer Teil vom satten Dasein moralisch geschwächt ist. Die Homosexualität greift in erschreckender Weise um sich, ein weiterer Beweis für die gefährliche Entwicklung in einem Lande, das einmal eine glänzende europäische Leistung gegenüber dem Osten vollbracht hat. Nach dem alliierten Sieg ist Skandinavien zu einer Gefahrenzone geworden, von der zwar weniger gesprochen wird als von Deutschland, die aber genau so stark von einem sowjetischen Aufmarsch bedroht ist.

3. April 1945.

Südwestlich des Plattensees führen die Russen heftige Angriffe und auch Wien ist jetzt bedroht. Die erste Gruppe hat nun nach Graz verlegt und der Ernst der Situation geht auch daraus hervor, daß Graz, wo die Ergänzungsstaffel des Geschwaders ihre fliegerische Ausbildung bekam, wo ich selber meine Stuka-Lehrzeit verbrachte und nachher vielen Besatzungen Unterricht gab, nun Einsatzhafen geworden ist. Die Sowjets

werden laufend von Anglo-Amerikanischen Luftangriffen unterstützt und auch über unserem Flugplatz tauchen dauernd Mustangs und Thunderbolts auf. Sie haben uns schon mehrfach angegriffen und damit am Einsatz gegen die roten Panzerspitzen gehindert. Als ob es nicht genüge, daß ihre Materiallieferungen es den Sowjets ermöglicht haben, jetzt ganz Europa zu bedrohen, wollen sie dem Kreml ihre Hörigkeit jetzt auch noch durch erhöhte taktische Aktivität beweisen. Wir wissen auch durch neuerliche Gefangenenaussagen von höheren sowjetischen Offizieren, wie die roten Machthaber darauf reagieren: sie lachen sich ins Fäustchen über die politische Stupidität der westlichen Alliierten, die ihnen Helfersdienste leisten bei einem Unternehmen, von dem die Roten doch gar nicht verheimlichen, daß es sich über kurz oder lang auch gegen die Westmächte richten wird. „Uns kommt es nur darauf an, Deutschland an unsere Seite zu bekommen, wenn einmal die Hitlerherrschaft ausgerottet ist. Denn wir schätzen die Deutschen und wissen zu gut, daß sie, einmal mit uns verbunden, den Prozeß der kommenden Weltrevolution in einer Weise beschleunigen werden, wie es uns allein eben nicht möglich ist". So lautete die wörtliche Aussage eines gefangenen sowjetischen Panzermajors. Welche taktischen Absichten dabei vorliegen, ist klar ersichtlich. Die Sowjets versuchen, uns mit derartigen „Freundlichkeiten" einzunebeln, während sie gleichzeitig unsere Bevölkerung terrorisieren und zu Tode foltern.

Wir Soldaten tragen an dieser verzwickten Situation keine Schuld. Wir haben unsere Pflicht Volk und Heimat gegenüber getan und werden sie auch weiterhin erfüllen, wie schwer auch der Kampf sich noch gestalten wird. Denn es liegt in unseren Händen, ob unser Volk geschichtlich diesen Krieg überleben wird oder ohne moralischen Halt und ideellen Widerstand zur Seite geschoben werden wird, wie ein wertloser verbrauchter Gegenstand. Nur so, kämpfend bis zum Letzten, eine saubere Gesinnung unter allen Umständen bewahrend, mit dem quälenden, peinvollen Wissen um das schreckliche Schicksal, das dem eigenen Volk und darüber hinaus Europa droht, wenn wir versagen, werden wir vor der Geschichte als Volk bestehen können.

Darin sehe ich jetzt den tieferen Sinn unseres Weiterkämpfens, unsere historische Aufgabe. Dabei spielt es eine ganz untergeordnete Rolle, ob die Produktion von neuen, wirklich kriegsentscheidenden Waffen eine grundsätzliche Umkehr in der heutigen Lage verursachen kann oder nicht. Daß diese Waffen noch zum Einsatz gelangen werden,

wollen wir gar nicht bezweifeln. Das ist letzten Endes nur davon abhängig, ob wir dem Feind den Eintritt in die produktionswichtigen Gebiete verwehren können. Es wäre gelacht, wenn wir das nicht fertig bekämen.

3. April 1952.

Briefe von Gefangenen, die wir im Rahmen des Kameradenwerks auf bescheidene aber herzliche Art betreuen konnten, sind immer ein Ansporn für noch größere Aktivität. Es ist so wenig, was wir für unsere eingekerkerten Kameraden tun können, und das wenige wird mit soviel Dankbarkeit aufgenommen! Gerade hier im Ausland sollten wir uns noch mehr verpflichtet fühlen, den Verlassensten unserer Brüder beizustehen und sie immer wieder spüren zu lassen, daß wir sie nie vergessen werden, nie vergessen können!

4. April 1945.

Es sind schaurige Anzeichen dafür vorhanden, daß in allernächster Zeit die Russen vor den Toren Wiens kämpfen werden. Und eine Lösung dieses uns jetzt von allen Seiten bedrängenden militärischen Problems ist überhaupt nicht abzusehen. Wir starten, trotz knappsten Benzinvorrats, mehrfach zu dem Versuch, die unaufhörlich anspülenden sowjetischen Angriffswellen einzudämmen. Aber kaum haben wir dem Ungeheuer irgendwo einen Greifarm abgeschlagen, holt es schon an anderer Stelle aus. Es ist zum Verzweifeln. Unter diesen Umständen kann ich keine weitere Rücksicht auf meine Genesung nehmen, denn was nützt es mir, „genesen“ zu sein in einem geschlagenen Deutschland? Keiner unserer Männer nimmt Rücksicht auf sich selber. Der gute Fliegerkamerad Schwirblat, mit dem ich schon manche Panzerjagd veranstaltete, verlor vor mehr als einem Jahr ebenfalls den rechten Unterschenkel. Jetzt, wo die Lage jeden Tag bedrohlicher wird, ist er zurückgekommen und es läßt ihm keine Ruhe, bis er wieder Einsatz fliegen kann. Er wollte gleich mit der Panzermaschine starten, aber kennt ja die neuen Verhältnisse nicht und ich gab ihm deshalb vorsichtigerweise meinen Beobachter, Hauptmann Niermann mit. Auf dem ersten Flug fand er keine Panzer ... und verlor sogar den Weg. Niermann erzählte mir, daß sie einmal in Versuchung waren, bei einem unter ihnen auftauchenden Bahnhof „eine Fahrkarte zu lösen“, das heißt im Tiefflug

den Namen des Bahnhofes auszumachen und sich so wieder zu orientieren. Aber das ging dann doch gegen die Fliegerehre und so beschlossen sie, weiterzufliegen. Bald kannte sich Niermann wieder aus, aber sie landeten auf dem Bauch, genau wie ich einige Stunden vorher mit demselben Niermann. Beim zweiten Einsatz schoß Schwirblat jedoch vier Panzer ab und kamen auch andere Teile des Geschwaders zum wirksamsten Einsatz. Als ich ihm gratulierte, sagte Schwirblat schmunzelnd: „Den Iwans ist es vollkommen egal, ob wir sie nun mit einem oder mit zwei Füßen abschießen!“

4. April 1952.

Einige Kameraden aus Buenos Aires besuchen mich und erzählen von den mannigfachen Schwierigkeiten, die sie beim Aufbau einer wirtschaftlichen Existenz zu überwinden haben. Es liegt im Wesen der wirtschaftlichen Entwicklung Argentiniens, daß eben nicht alles nach Formel A, B oder C gegangen ist. Bis zum Kriege war das Land im Bezug auf Fertigwaren fast ganz vom Auslande abhängig. Unter dem Druck der Umstände wurde während des Krieges eine behelfsmäßig aufgezogene Industrie ins Leben gerufen, die ganz und gar nicht nach strikt rationellen Gesichtspunkten ausgerichtet war. Dann hat Präsident Perón die Riesenleistung vollbracht, in wenigen Jahren eine Industrialisierung aus dem Boden zu stampfen, die zwangsläufig auf Kosten der traditionellen Land- und Viehwirtschaft ging. Es kann aber nicht geleuget werden, daß Perón und seine Männer das Geschäft vom nationalen argentinischen Standpunkt aus richtig gemacht haben: die landwirtschaftlichen Produkte Argentiniens wurden teuer verkauft und mit dem Erlös ein nationaler Maschinen- und Verkehrsmittelpark gekauft, der die wirtschaftliche Unabhängigkeit Argentiniens in erstaunlich kurzer Zeit gesichert und wenige Jahre später den Ankaufswert um ein vielfaches überstiegen hat. Daß nun der Landwirtschaft wiederum mehr Aufmerksamkeit zugewandt wird, ist für Perón selbstverständlich, weil er nicht daran denkt, die Struktur des Wirtschaftslebens grundsätzlich zu ändern, sondern sie lediglich umfassender, tiefer gestaffelt und krisenfester gestalten will. Derartige plötzliche Änderungen, die über Nacht den Akzent der Staatsunterstüzung von der Industrie auf die Landwirtschaft verlegen, wirken sich natürlich für einzelne Unternehmer und einzelne Sparten der Wirtschaft im Augenblick verheerend aus. Aber die

allgemein aufwärtsstrebende Konjunktur des Landes läßt wiederum eine spätere Ausgleichmöglichkeit zu.

Bezeichnenderweise sind unter den Neuankömmlingen immer wieder die Leistungen dort am größten, wo der Geist der Kameradschaft hoch gehalten wird, der fast immer zum sicheren Erfolg führt. Denn der Kampf um die wirtschaftliche Existenz hat manchmal große Ähnlichkeit mit dem Kampf der Waffen und hier wie dort ist die Kameradschaft stets wirkungsvollste „Geheimwaffe."

5. April 1945.

Schlechtes Wetter, hoffnungslose Versorgungslage und verwirrende Gefechtshandlungen haben sich zusammengetan, um uns den Einsatz zu erschweren. Und trotzdem müssen wir fliegen, denn das Heer braucht dringend unsere Aufklärungsergebnisse. Unter solchen Umständen zu fliegen, kann man tatsächlich nur als Selbstmordversuch bezeichnen. Aber es nützt alles garnichts: wir kämpfen mit dem Rücken zur Wand, und da ist es unmöglich, die Gesetze einer „gesunden" Fliegerei zu beachten.

Für uns gilt jetzt nur noch das Gesetz des Urwaldes. Wir fliegen, mit Herzen schwer wie Blei. Nur noch im Gedanken an den Angriff, nicht an seinen Nutzen. Unter uns halten die Landser den Ansturm eines hundertfach überlegenen Feindes aus. Für diese Landser, für uns selber, wollen wir uns doch immer wieder auf den Feind stürzen, wie oft wir auch gerade in diesen Tagen den Knochenkopf von Freund Hein vor uns sahen. Es ist jetzt, als ob diese stündliche Todesdrohung noch schärfere Züge angenommen hat, da ich nun weiß, daß es kein Entrinnen mehr gibt, wenn ein böser Zufall mich auf Feindgebiet niederzwingt. Das weiß auch mein Beobachter, es macht ihm nichts. Was soll es dann mir machen. Weiterkämpfen, nicht denken, nicht grübeln, kämpfen den ganzen Tag, sogar kämpfen in den kurzen Stunden eines unruhigen Schlafes, der mich ebensowenig von dem Alpdruck einer dunklen Ahnung kommender Dinge befreien kann ...

5. April 1952.

Der von Professor Tank und seinen Mitarbeitern entworfene Düsenjäger Pulqui II bleibt das beherrschende Thema vieler Fachgespräche. Mich hat es erstaunt, wie die argentinischen Arbeiter, die diese Art der

Metallbearbeitung überhaupt nicht kannten, sich in kürzester Zeit darauf einstellten und wirklich Fabelhaftes leisteten. Sie verdienen mit Recht größtes Lob. Die Argentiner besitzen überhaupt große technische Begabung und haben ein schnelles Auffassungsvermögen.

Die Pulqui II selbst zeigt weitgehende Ähnlichkeit mit der Mig 15. Und daß die Mig 15 in Korea den amerikanischen Jägern durchweg überlegen war, haben sogar die Debatten im englischen Unterhaus und im amerikanischen Kongreß bestätigt. Der stagnierende Koreakrieg hat den Alliierten bis Ende Dezember vorigen Jahres 1254 Flugzeuge gekostet, wohingegen die Kommunisten, sofern man beiden Meldungen glauben darf, nur 745 verloren. Dabei muß mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß manche dieser 745 roten Flugzeuge über kommunistischem Gebiet abgeschossen und nicht immer Totalverluste waren. Der Koreakrieg wird sowohl militärisch wie politisch immer mehr zu einem gordischen Knoten und kein normaler Mensch kann sich noch in dem Labyrinth der sich widersprechenden Erklärungen, Bemerkungen, Debatten, Kommentare, offiziellen Reden, inoffiziellen Angaben, Ergebnisse der Untersuchungskommissionen und Folgerungen der Kommissionen, die die Ergebnisse der Untersuchungskommissionen zu untersuchen haben, zurechtfinden. Und bei alledem verlieren in dem hoffnungslos festgefahrenen UN-Bestrafungsfeldzug monatlich fast 1000 Amerikaner ihr Leben, nicht zu reden von den Südkoreanern, auch nicht von den Gummireifen, die den Nordkoreanern von England geliefert werden ...

6. April 1945.

Die Russen wollen durch einen energischen Stoß über Bischofswerda nach Dresden Schörners Front zum Einsturz bringen. Wir setzen alles daran, um die roten Absichten zu vereiteln, denn würde den Russen diese Operation gelingen, so könnten sie mit einem Schlag unsere ganze Front aufrollen. Die seelische Belastung macht die Einsätze noch härter als je zuvor. Aber trotz dieser Belastung läßt kein einziger Mann, weder von den fliegenden Besatzungen noch vom Bodenpersonal, auch nur einen Augenblick nach.

Es wird wenig gelacht in diesen Tagen und die äußere vielleicht etwas lärmende Heiterkeit, die immer ein Merkmal des deutschen Kriegsfliegers war, ist einem harten, wortkargen Ernst gewichen. Die Tage in denen man uns noch als die schneidige, schwungvolle und mo-

dische „Kavallerie der Luft“ betrachtete, sind vorbei, wir sind nur noch die schwitzenden Schwerstarbeiter der Front. Und das ist gut so, denn so gleichen wir uns noch mehr der Erdtruppe an, die Unsagbares unter den schwersten Umständen leisten muß. O, ich weiß, viele die unser Leben und Kämpfen als Kriegsflieger nicht aus eigener Erfahrung kennen, werden immer unser „Kasino“ und die weißen Bettlaken, auf denen wir schlafen, als unüberwindlichen Trennungsstrich zwischen dem Landser und uns ansehen ...

Aber jeder Infanterist weiß aus Erfahrung, wieviel Selbstüberwindung es kostet, nach der Sicherheit und Geborgenheit eines Heimaturlaubs — mit oder ohne Bombennächte — sich wieder in das Frontleben einzufügen und sich aufs neue an die fortwährende Nähe des Todes zu gewöhnen. Bei uns ist diese innere Umstellung vor jedem Einsatz notwendig. So blüht unter dem kalten Hauch des Todes die wahre Frontkameradschaft auf, die keinen Unterschied zwischen Waffenart, Dienstrang oder Klasse kennt, sondern nur lebendiger Ausdruck der Geschlossenheit des Volkes in der Stunde der höchsten Gefahr ist.

6. April 1952.

Der ganze Tag geht über den Vorbereitungen meiner Heimreise hin. Sie verursacht einen wilden Formularkrieg, und obwohl die Beamten durchaus nicht unfreundlich sind, dauert alles eben doch ziemlich lange. Ein mit dem Ritterkreuz ausgezeichneter „Achsen-Kamerad“, der in Buenos Aires ein gutlaufendes Reisebüro betreibt, hat mir freundlicherweise eine verhältnismäßig billige Flugkarte besorgen können. In letzter Minute habe ich dann doch noch den unvermeidlichen Stapel gestempelter und mit zahlreichen Unterschriften und Beglaubigungen gezierter Formulare zusammenbekommen und nun geht es in zwei Tagen ... heimwärts. Ein unbeschreibliches Gefühl des Glückes und der Erwartung übermannt mich und ich kann kaum noch Schlaf finden.

7. April 1945.

Ein Funkspruch ruft mich zur Reichskanzlei. Beim Hinflug fühle ich mich körperlich, auf Grund der Anstrengungen während der letzten Tage doch ziemlich schwach. Der dauernd blutende Stumpf, der manchmal Sitz und Instrumente besudelt, scheint mir doch allerhand Kräfte abzuzapfen.

Die Begrüßung mit dem Führer ist herzlich, aber im Gegensatz zu früheren Begegnungen ist sie ausgesprochen ernst. Sehr ausführlich schildert er mir die Lage und geht besonders auf die Aufgabe einer sich neuaufstellenden Armee unter dem Befehl des energischen Generals Wenk in der Umgebung Hamburgs ein. Sie soll die alliierten Armeen von ihren Nachschubverbindungen abschneiden, und um dies zu ermöglichen, müsse die gesamte Düsenfliegerei in eine Hand gelegt werden, um durch straffe Führung und elastisches Einsatzverfahren den Luftraum über unseren angreifenden Erdtruppen freizukämpfen. Der Führer fordert mich nun auf, die Turbinenfliegerei zu übernehmen. Bevor ich antworte, geht mir durch den Kopf, daß ich heute diesem „ruchlosen Tyrannen, der nur Ja-Sager duldet“ wieder einmal, wie schon so oft zuvor mit einem „Nein“ antworten muß. Gewiß nicht, weil das ewige Nein meiner Lebenshaltung entspräche, sondern weil ich die mir zugedachte Aufgabe ablehnen muß aus einem tieferen Verantwortungsfühl gegenüber meinem Land, das sich im Todeskrampf krümmt und dem gegenüber es ein Verbrechen wäre, wenn ich eine Waffe übernehmen würde, die zwar vielleicht doch noch weitgehend Entscheidungen herbeiführen kann, aber für deren Führung mir nach meiner Ansicht die Eignung und vor allem die Erfahrung fehlt. Dies ist der Grund, mit dem ich mein „Nein“ verteidige, und ich füge hinzu, daß es meines Erachtens doch noch Flieger geben muß, die über die nötigen Fach- und Spezialkenntnisse sowie Führungsgaben verfügen, um diese Aufgabe zu übernehmen. Mein Gebiet sei nun einmal die Panzerbekämpfung, und die Lage Schörners schiene mir die Führung des Geschwaders durch mich und meinen persönlichen Einsatz unentbehrlich zu machen. Ohne Unterbrechung hat er mich angehört, nur ab und zu eine heftige Kopfbewegung gemacht. Als ich ihm zum Schluß sage, daß ich nur einen Verband führen will, in dem ich selber mitfliegen kann und erhaltene Aufträge persönlich an der Spitze des Verbandes ausführen kann, springt er auf und sagt mit großer Heftigkeit, daß ich ja garnicht fliegen soll, sondern die Turbinenfliegerei straff organisieren und ihm gegenüber durch meine Person die Ausführung der Aufgaben garantieren: „Leute mit Erfahrung haben wir genug, sogar zuviele, es fehlen aber Männer, die straff organisieren und exakt durchführen und sich nicht hinter allen möglichen Argumenten verkriechen, um mit den eigentlichen Aufgaben ein feiges Versteckspiel zu spielen. Aber wir werden es uns noch überlegen, Sie und ich. Wir brauchen ja nicht gerade heute zu ent-

scheiden“. Dieser letzte Satz wundert mich etwas, denn das Aufschieben von Entscheidungen kenne ich garnicht an Adolf Hitler.

Gegen Ende der Unterredung wird berichtet, daß die Alliierten heute ein halbes Dutzend Flugplätze angegriffen haben, die spezielle Startbahnen für Düsenjäger besaßen, weil diese Maschinen durch ihre enorme Landegeschwindigkeit außerordentlich lange Startbahnen erfordern. Die Meldung ist eine deutliche Demonstration dafür, daß die Alliierten in unseren Düsenjägern doch wohl einen sehr gefährlichen und beachtlichen Gegner sehen. Gäbe der Himmel, daß sie in großen Formationen und mit maximalen Zahlen zum Einsatz kommen können, denn jedes zerplitterte Auftreten wird auch diese Waffe, mit der wir einen kolossalen Vorsprung vor dem Gegner haben, um ihre entscheidende Wirkung bringen.

Für die nächsten Tage habe ich jedenfalls genug zu grübeln ...

7. April 1952.

Früh fahre ich mit dem Wagen nach Buenos Aires, und hoffe am späten Nachmittag anzukommen, damit mir noch ein paar Abendstunden bleiben zur Regelung aller schwebender Fragen und Arbeiten während meiner diesesmal längeren Abwesenheit. Der Wagen läßt mich nicht im Stich und gleich nach der Ankunft geht die gewohnte Buenos Aires-Raserei los. Glücklicherweise kann ich das Programm einhalten, das schon während der Fahrt im Wagen vorbereitet wurde. Die letzten Besprechungen gelten dem Kameradenwerk, und dann falle ich müde aber zufrieden für ein paar Stunden ins Bett. Und wieder fällt es schwer einzuschlafen, denn die Gedanken gehen über Deutschland hin, vom Norden nach Süden, von Westen nach Osten und finden auch in meiner engeren schlesischen Heimat keinen Ruhepunkt ...

8. April 1945.

Heute haben wir eine spärliche Zuteilung Sprit bekommen. Es genügt wieder für ein paar Stunden Einsatz. Leider ist es aber nicht möglich, mit allen Maschinen des Geschwaders und der mir unterstellten Abteilungen zu starten. Es reicht noch nicht mal für die Hälfte der Maschinen. Dabei braucht eine Ju 87 z. B. für etwa eine Stunde Flugdauer ungefähr 200 Liter Brennstoff, eine Focke Wulff 190 Liter. Die

Spritlage wird sich immer kritischer gestalten, weil wir jetzt das ungarische Ölzentrum verloren haben und auch das Wiener Becken heftigen Kriegshandlungen ausgesetzt ist. Denn beim Plattensee sind durch einen unerklärlichen Fehler drei ausgezeichnete Divisionen der Waffen-SS aufgerieben worden und nur kümmerliche Reste haben sich retten können und stehen der Verteidigung Wiens zur Verfügung. Was dabei herauskommen kann, wissen wir jetzt schon zur Genüge: heldenhafter Widerstand einer Handvoll Männer, der geradezu antike Züge trägt, aber der feindlichen Überlegenheit über kurz oder lang erliegen m u ß.

Womit haben wir doch dieses ewige Mißgeschick, diese Katastrophenhäufung verdient?

8. April 1952.

In einer DC 4 der Alitalia starten wir von Ezeiza. Der Flugzeugführer, ein baumlanger Glatzkopf, war Mussolini's Chefpilot und ist der Prototyp des internationalen Fliegerkameraden. Das Personal dieser italienischen Linie besteht hauptsächlich aus erfahrenen alten Fliegern, die glücklicherweise weniger unter dem kollektiven Verfolgungswahnsinn der „Befreiung" zu leiden hatten und den geliebten Beruf beibehalten konnten.

Die DC-4-Maschinen werden im Atlantikverkehr fast von keiner anderen Linie mehr eingesetzt, sie sind an die 100-Stunden-Kilometer langsamer als die jetzt meist verwendeten DC 6. Sie haben auch keine Überdruckkabinen, sodaß sie sich immer in normaler Höhe von rund 3000 Meter bewegen müssen. Geht die DC 4 höher, bekommt der Passagier einen „schweren Kopf", und die Füllfeder läuft ihm lautlos aus. Aber dem Nachkriegsitalien fehlt es noch an den nötigen Dollars, um neuere Maschinen zu kaufen, und die eigene italienische Flugzeugindustrie ist noch nicht so weit. Von englischer Seite wird schon der Süd-Atlantikverkehr mit Düsenflugzeugen geplant.

In São Paulo landen wir kurz; die treuen Kameraden des Hilfswerks warten schon am Flugplatz und in aller Eile besprechen wir neue Richtlinien für weitere Arbeit, die neuen Gefangenenlisten der Prinzessin Isenburg und die Planung der zu entfaltenden Aktion in den nächsten Monaten. Aber nach einer Stunde fliegen wir schon weiter nach Rio de Janeiro. Über dem Mittelgebirge, das sich auf dem Flugweg zwischen São Paulo und Rio erstreckt, ist es ziemlich böig, aber mit etwas mehr Höhe wird

es wieder ruhiger. Am Boden nur wenige Siedlungen, hier und da eine Ansammlung von Häusern, deren Giebel und Fensteranordnung oft den deutschen Baustil verraten. Bald landen wir in Río. Ich kenne die Stadt von früheren Reisen her. Klimatisch ist sie schwer zu ertragen: leben läßt es sich dort im Zentrum der Stadt nur in der Badewanne. Den wohlhabenden Leuten macht das nicht viel aus, denn sie wohnen in einer Entfernung von 15—20 Kilometern außerhalb der Stadt, auf bewaldeten Bergen mit 1000 bis 1500 Metern Höhe und angenehmen klimatischen Verhältnissen. Die Straßen in der Stadt zu überschreiten ist eine lebensgefährliche Angelegenheit. Besonders die Neger fahren irrsinnig schnell. Die Straßen der Innenstadt sind noch sehr eng gebaut. Entlang der Copacabana, dem längsten Badestrand der Welt, reiht sich Prachtbau an Prachtbau, und an der anderen Seite stehen Elendsquartiere mit zerlumpten Menschen, wie sie auch mitten in der Stadt anzutreffen sind.

Wir fliegen unter einem Arm der riesigen Christusfigur durch, die hundert Meter hoch in die Luft ragt und nachts beleuchtet ist. Der Anflug bei Nacht gewährt einen phantastischen Anblick, die Stadt flimmert dann in Millionen Lichtern aller Farben, der riesige Naturhafen zeichnet sich deutlich ab, und der bekannte Zuckerhut ist bis zur höchsten Spitze mit Perlenketten von Lichtern gesäumt.

Wir machen eine Zwischenlandung und es bleibt wiederum fast eine Stunde Zeit, um schnell die wichtigsten Angelegenheiten durchzusprechen. Dann geht es weiter nach Natal, im Norden dieses Riesenlandes. Der Flug dauert etwa 6 Stunden, und die Dunkelheit taucht den Urwald, der unter uns liegt, in tiefstes Schwarz. Allzuviel schaue ich nicht aus dem Fenster heraus, denn ich möchte die mir in São Paulo und Rio übergebene Korrespondenz durchsehen. In Natal ist es dann schon feucht-warm, absolut tropisch. Obwohl schon fast Mitternacht ist, steigt einem die Tageswärme des Asphalts in die Hosen. Die Mehrzahl der Passagiere hatte schon die Sitze zurückgeklappt und torkelt nun schlaftrunken in die ziemlich primitiven Gebäude am Rand des Flugplatzes, wo an peinlich sauberen weißen Tischen Neger riesige Ananasscheiben servieren. Die Apparate sind gefährlich, sie schmecken so gut, daß man leicht zuviel davon ißt, und das wirkt sich allzu „blutsäubernd“ aus. Einige Freunde aus dem Urwald haben den weiten Weg zum Flugplatz zurückgelegt, um sich eine knappe Stunde zu unterhalten. Sie erzählen mir von den großen Schwierigkeiten, die sie während des Krieges erlebt haben und durch die sie unter anderem ihr ganzes Besitztum verloren. Auch weit von Deutschland

entfernt haben während des letzten Krieges viele deutsche Menschen gekämpft und gelitten um des Vaterlands willen. Manchmal genügte ein einziges Wort der Verleugnung, um allen Schwierigkeiten zu entgehen; das Wort wurde nur in traurigen Einzelfällen gesprochen.

9. April 1945.

In Wien wird gekämpft. Die fröhliche Stadt an der Donau lernt den Schrecken des Krieges kennen. Vor Hunderten von Jahren hielt sie dem Ansturm der Türken stand, aber jetzt kämpfen Mongolen und Kirgisen in ihren Straßen und um ihre historischen Denkmäler und Bauten. Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß außereuropäische Mächte bereit sind, ganz Europa dem roten Zaren auszuliefern, damit er bloß freundlich gesonnen bleibt, so liefert Wien diesen Beweis. Der einzige Hoffnungsschimmer in der heutigen Lage ist, daß es mit geringsten Kräften gelungen ist, den gefährlichen Stoß der Russen in Richtung Graz aufzufangen, und damit die Gefahr einer riesigen roten Umgehungsbewegung für den Augenblick gebannt ist. Es besteht nur eine Möglichkeit, sich über all diese schreckenerregenden Nachrichten hinwegzusetzen, und das ist der Einsatz. Unser Kampf gestaltet sich jetzt so, daß wir die mangelhafte Versorgung mit Sprit und Munition durch erhöhten persönlichen Einsatz zu ersetzen versuchen. Jetzt m u ß jeder Schuß sitzen, auch wenn eine solche Sparsamkeit die größten persönlichen Risiken in sich birgt. Und wenn Boden- oder Luftabwehr uns beim Fliegen zu Abwehrbewegungen zwingen, so fliegen wir sie so, daß wir so wenig Brennstoff wie möglich verbrauchen, um sofort wieder unsere Ziele anzugreifen. Was noch immer reichlich vorhanden ist, sind Maschinen, aber was nützen uns Maschinen ohne Sprit und ohne Bomben oder Munition? Durchhalten bis zum Aeußersten ist das eiserne Gesetz, das wir uns selber auferlegt haben.

9. April 1952.

Nach Mitternacht starten wir in Natal und nehmen scharfen Westkurs, Richtung „Isla do Sal“ (Salzinsel). Schwarz leuchtet der Ozean unter uns auf, ein fahler Mond zieht ab und zu einen silbernen Reflex durch das Wasser. Wir fliegen zwischen zwei- und dreitausend Metern Höhe. Die Mehrzahl der Passagiere schläft. Eine ebenso busen- wie umfangreiche Dame schnarcht mir aus nächster Nähe etwas vor. Eine kleine

Landung auf dem geräumten Spitzbergen

Das Spitzbergen-Unternehmen
(erzählt und photographiert von Hauptmann Niermann)

Die riesigen, von den Engländern angezündeten Kohlenhalden



Mondschein in tagheller Nacht über der neuen Wetterfunkstelle

Schlittentransport der Gerätschaften

kugelige Lampe, die so eingestellt ist, daß sie den Nachbarn nicht stört, gibt mir genügend Licht zum Lesen und zum Schreiben. Im allgemeinen ist uns Fliegern das Tagfliegen wohl lieber, denn beim Nachtflug ist das Fliegen nach Instrumenten eine Art Schreibtischarbeit: der Schreibtisch ist das Instrumentenbrett, da muß Ordnung herrschen und jede Skala genau beobachtet werden. Während der Ausbildung haben wir viele Nachtflüge gemacht, auf der Schule in Wildpark-Werder und beim Verband. Zunächst war es ein unheimliches Gefühl, noch verstärkt durch die aufflammenden Lampen auf der Landebahn; ich befürchtete immer, daß ich mich im Schätzen der Nähe bei der Landung verrechnen würde. Wir erhielten unsere Ausbildung teilweise auf der alten W-34, einer Junkersmaschine mit Doppelsteuer. Als ich meinem schlesischen Kameraden Bernhard Wutka meine Besorgnis wegen der bevorstehenden Nachtflüge anvertraute, meinte er im Bewußtsein seiner schon „bedeutenden“ Erfahrung: „Wenn Du Deine Nachtlandung machen mußt, werde ich bei Dir den zweiten Führer spielen und dann haut es schon hin“. Es haute auch hin. Wutka war eine Zeit lang bei den Aufklärern und kam später zu meinem Geschwader.

Am Horizont streut der neue Tag schon seine ersten Farben. Der Sonnenaufgang über dem Ozean ist ein besonders farbenprächtiges Schauspiel, aber aus zwei- bis dreitausend Metern Höhe gesehen ist er überwältigend, wie aus einer anderen Dimension, von bezaubernder Tiefenwirkung.

Isla do Sal ist eine kleine, völlig vegetationslose Insel und portugiesisches Hoheitsgebiet. Ohne Unterbrechung jagt der heulende Wind die starke Brandung hinauf. Der Flugplatz ist nicht sehr neuzeitlich. Hier wechseln die Besatzungen der Linien Italien-Argentinien und Italien-Caracas. Es ist wenig Betrieb da, und mein Nachbar meint, die blonde italienische Stewardess sei wie ein Palmenbaum in der Wüste. — „Etwas abgeklärten Eindruck macht er schon, der Palmenbaum!“ Wir haben eine Stunde Aufenthalt und außer dem Palmenbaum bietet die Insel auch etwas zum Essen. Im Flugzeug wird am laufenden Band gegessen und oft werden Zigarren und Schnaps angeboten. Da muß ich dann immer „Nein danke“ sagen, und auf die Dauer fällt es schwer, zu so einem entzückenden „Palmenbaum“ immer wieder „Nein“ zu sagen, da möchte man auch einmal herzhaft „Ja“ sagen können. Dazu gibt dann die Mahlzeit Gelegenheit.

Wir fliegen wieder und werden in weiteren sechs Stunden in Lissa-

bon ankommen. Unter uns liegen mehrere, wahrscheinlich englische Kriegsschiffe. Dicke Brocken sind dabei und unwillkürlich wandern meine Gedanken zu der Bucht von Kronstadt bei Leningrad, wo wir damals die sowjetische Schlachtflotte angriffen, die aus zwei Schlachtschiffen und Kreuzern sowie Zerstörern bestand. Schiffsziele haben mich eigentlich immer gereizt, denn dabei kommt es auf außerordentliche Genauigkeit und „stures Draufhalten" an. Von oben sieht ein Schiffsziel, sogar ein größerer Kahn, winzig klein aus. Und beim ersten Angriff schien es mir auch harmlos, trotz aller Warnungen und vieler Instruktionsstunden über die Luftabwehr der verschiedenen Kriegsschifftypen. Als ich dann zum Sturzflug ansetzte, wurde mit rasender Geschwindigkeit das Schiff immer größer. Da war es auf einmal, als ob auf dem „winzigen" Fleck im Riesenmeer die Hölle ausgebrochen sei. Aus allen möglichen und unmöglichen Ecken flammte Mündungsfeuer auf, das Flugzeug stürzte immer tiefer, vibrierte durch naheliegende Flak-Geschoßexplosionen ... hinhalten ... stur hinhalten. Aus allen Poren brach mir der Angstschweiß und der der Anspannung aus ... hinhalten ... die Bomben noch nicht abwerfen ... näher heran ... noch näher ... jetzt! jetzt kann es einfach nicht mehr vorbeigehen. In meinem Eifer, das Ziel unter keinen Umständen zu verfehlen, war ich zu tief gestürzt, denn die Explosion der eigenen Bomben kann einem leicht selbst zum Untergang werden, wenn die Splitter die Maschine entsprechend treffen. Bei den folgenden Einsätzen war ich schon schlauer und dank den guten Ratschlägen unseres prächtigen Staffelkapitäns, Hauptmann Steen, habe ich es dann bei Schiffszielen doch noch zu gewissen Erfolgen gebracht. Eigentlich schade, daß mich später die Panzerbekämpfung so ausschließlich beschäftigte — unter dem Druck der Ereignisse —, daß die Schiffsbekämpfung etwas in den Hintergrund trat, abgesehen von einem gelegentlichen „billigen" Flußkahn, und von der Tatsache, daß Schiffe im Osten später eben kaum noch wesentlich in Aktion traten. Obwohl die Luftverteidigung der Schiffe, auch durch den erhöhten Einsatz von Flugzeugträgern, stark zugenommen hat, glaube ich doch, daß vorläufig in einem neuen Krieg die Luftangriffe auf Schiffsziele noch von großem Erfolg sein können. Denn die Entfernung war im letzten Kriege noch immer mit die stärkste Waffe der Kriegsschiffe gegenüber den Flugzeugen. Aber der größere Aktionsradius moderner Flugzeuge verleiht ihnen größere Einsatzmöglichkeit, ganz abgesehen von den Möglichkeiten, die von einem „Träger" aus bestehen.

Schon leuchtet in vielen Farben die portugiesische Küste auf und wenige Augenblicke später habe ich seit einer Zeit, die mir manchmal endlos schien, wieder europäischen Boden unter den Füßen. Gerade will ich das Fluggebäude betreten, da befällt mich ein eigenartiges Gefühl, das leider auch zum Erlebnis Nachkriegseuropas gehört. Ich habe das unfreundliche Empfinden „beschattet" zu werden. Und schon redet mich jemand in deutscher Sprache an. — „Sie sind doch ..." blitzartig geht mir der Gedanke an meine Papiere durch den Kopf, unheimlich ...

— „... Herr Rudel, Oberst Rudel, nicht wahr?" und ein paar intelligente Augen sehen mich an. Dann stellt sich heraus, daß es ein Freund von Skorzeny ist, der mir die Zeit hier auf dem Flugplatz etwas vertreiben will, ein fanatisch deutschfreundlicher Portugiese. Wir unterhalten uns prächtig.

10. April 1945.

In diesen Tagen der schwersten Kämpfe und der erdrückendsten Umstände bewährt sich der ungebrochene Geist der Kameradschaft in unserem Geschwader wie nie zuvor. Daß er nach wie vor und stärker als je besteht, ist der vorbildlichen Diziplin zu verdanken, die bei uns herrscht. Drückebergerei ist völlig unbekannt und alle drängen an den Feind wie in den besten Tagen glänzender Siege. Wie leicht könnte sich jetzt Resignation in die Gemüter der Männer einschleichen, die nun schon seit sovielen Jahren in härtestem Kriegseinsatz stehen. Bei uns ist Einsatzverbot noch immer die schwerste Strafe, die einem Flieger auferlegt werden kann. Von den alten Immelmännern sind nur noch sehr wenige übrig, die meisten ließen ihr Leben auf dem Felde. Aber auch die blutjungen Besatzungen werden sofort von diesem Geist erfaßt. Wie dieser Krieg auch ausgehen mag, Deutschland und die Welt sollen wissen, daß das Immelmann-Geschwader bis zum letzten seine Pflicht erfüllt, nie auch nur die geringsten Auflösungserscheinungen gezeigt hat, Einsatzfreudigkeit und Kameradschaft bis zur letzten Stunde seine schönsten Tugenden waren. Der Oberleutnant Max Immelmann, der im Weltkrieg Respekt und Verehrung von Freund und Feind gewann und unbesiegt vom Feinde den Tod fand, hat unserem Geschwader den Namen gegeben. Dieser Name, der unauslöschlich mit der Geschichte der Kriegsfliegerei verbunden ist, war uns und wird uns immer Stolz und Verpflichtung sein, gerade in den schwärzesten Tagen, in den unheimlichsten Stunden.

10. April. 1952.

Von Lissabon starte ich nach Rom. Wir fliegen quer über Spanien. Unten erstrecken sich hier und da weite leere Räume: leeres Argentinien, leeres Chile, leeres Brasilien, ja sogar noch leere Flächen in Europa ... und Deutschland ist vollgepropft mit Menschen.

Das einzigartige Blau des Mittelmeeres strahlt uns entgegen, nur von wenigen Inseln unterbrochen, und dann taucht auch schon die Stadt der sieben Hügel auf: Mutterstadt einer Welt. Mit meinem Nebenmann unterhalte ich mich über Rom und gebe meine besten Gymnasialkenntnisse preis. Aber dieser Geschäftsmann läßt sich nicht begeistern und bemerkt ziemlich bitter: „Was ... wegen diesen alten Brocken soll man in hysterische Bewunderung geraten ... Dann soll man doch lieber mal nach Essen gehen ... da sind die Trümmer wesentlich größer!“ In der Form hat der Mann sicher unrecht, aber ich muß bekennen, daß mein anfängliches Staunen einem tieferen Verstehen gewichen ist. Die Trümmer von Essen, von Berlin, von Dresden haben geschichtlich vielleicht wirklich eine noch größere Bedeutung als die Trümmer Roms. Denn mit den Trümmern Roms wurde der abendländischen Kultur kein Ende gesetzt, im Gegenteil. Die abendländische Kultur, die von Rom ausging, hat aber in Essen, in Berlin, in Dresden, unter den Trümmern und zwischen den Leichen verkohlter deutscher Kinder vielleicht ihr Ende gefunden. Wer weiß es? Denn in den Phosphorbombennächten wurden Menschen und Werte verbrannt, die vielleicht alleine noch dem blutigen Materialismus, der aus dem Osten kommt, und dem kulturlosen, herzlosen, gottlosen Materialismus, der aus dem Westen kommt, Einhalt zu gebieten vermochten.

In Rom besuche ich den Principe Borghesi, einen Draufgänger der italienischen Marinenahkampftruppe aus dem letzten Krieg. Er führte damals die Einmann-Torpedos, die sogar im Hafen von Alexandrien den englischen Kriegsschiffen schwerste Verluste und Beschädigungen zugefügt haben. Ich habe auch eine lange und herzliche Unterhaltung mit einem Bischof, der weitgehendes und warmes Verständnis für den Einsatz jener Männer zeigt, die sich mit Leib und Seele dem neuen Europa verschrieben hatten. Durch ihn ist Rom für viele Opfer der Verfolgung nach der „Befreiung“ zu einer Zuflucht und Rettung geworden. Und mancher der eigenen Kameraden fand über Rom den Weg in die Freiheit, weil Rom voller Menschen guten Willens ist. —

Den ganzen Tag hindurch jagen sich die Besprechungen in Rom und passen sich so dem erstaunlich hetzenden Rhythmus dieser alten Stadt an.

Diesen Rhythmus, sagen mir „alte Römer“ einmal billigend, einmal ausgesprochen mißbilligend, hat Mussolini als Erbe hinterlassen. Er erweckt den Eindruck, als ob jeder in der ewigen Stadt Teufelseile habe, seine persönliche Ewigkeit zu erreichen, so daß hier sogar vom heutigen grünen Donnerstag nur sehr wenig zu bemerken ist.

Abends besteige ich den Zug, der mich über Verona zum Brenner bringen wird. Und am Brenner fängt die Heimat an. Nur noch wenige Stunden, und ich werde Dich wieder sehen, Deutschland, Deine Landschaft und Deine Menschen werde ich sehen, Deine Luft atmen, Dich ganz tief in mich aufnehmen!

11. April 1945.

Je weiter der Russe nach dem Westen vorstößt, um so schwieriger gestaltet sich die Panzerjagd, weil die wachsende Siedlungsdichte den Russen zunehmende Tarnungsmöglichkeiten gewährt. Das Auffinden der Panzer ist für viele eine Hauptschwierigkeit. Da ist zum Beispiel der Leutnant Hahnemann. Er fliegt phantastisch und schießt ebenso phantastisch. Er hat aber immer Schwierigkeiten beim Auffinden der Panzer. Niermann hat ihm eine gute Methode der Zusammenarbeit herausgeknobelt. Niermann entdeckt Panzer, wo Hahnemann nichts sieht. Lange Geländebeschreibungen nützen während des Einsatzes garnichts und zur Vereinfachung schießt Niermann deshalb mit dem MG den Panzer an, damit Hahnemann ihn sieht. Auf diese Weise können sie auf stattliche Erfolge zurückblicken und Hahnemann hat schon des öfteren unseren vorzüglichen Panzerschützen Koroll in der Zahl der Abschüsse übertroffen. Vor einiger Zeit ist Hahnemann zur Erholung nach Sankt Anton gefahren, wo das Geschwader in den herrlichen Tiroler Alpen ein Erholungsheim hat. Dieses Heim ist der persönliche Erfolg von Major Herder, einem Offizier des Geschwaderstabes, der mit größeren Spenden des Reichswirtschaftsministeriums ein „Unternehmen Immelmann“ in Sankt Anton gründen konnte. Seit dem Winter 1941 konnte jede verdiente fliegende Besatzung und technisches Bodenpersonal hier vierzehn Tage im Jahre verbringen und zwar in Begleitung der Familie. Was wird jetzt wohl aus unserem schönen Heim werden! Ach, auch diese Sorge ist jetzt schon keine mehr, und wir werden noch so manche teure oder fröhliche Erinnerung wie Ballast von uns werfen müssen, um unser Sturmgepäck für den Angriff so leicht wie möglich zu machen.

11. April 1952.

Gleich am Brenner meldete sich schon die Heimat an. Sogar die Zöllner und Grenzbeamten ... waren altbekannte Rußlandkämpfer. Sie legten eine rührende Freundlichkeit und Zuvorkommenheit an den Tag und schufen auf ihre einfache Art gleich eine heimatliche Atmosphäre. Ich hatte mich nicht ganz bedenkenlos der Grenze genähert: unsere liebe Nachkriegswelt ist so vorzüglich gestaltet, daß ich nicht wissen konnte, ob ich überhaupt in die Heimat hineindurfte. Der Grenzempfang gab mir die beruhigende Sicherheit, daß ich zumindest in Österreich kein „Nicht gefragter Typ" war. Eine herrliche Fahrt durch die Berge in Richtung Innsbruck. Da liegt Tirol in seiner ganzen Pracht, Tirol das ich vor allem während des Krieges so lieb gewonnen habe, daß es mir wirklich fast eine zweite Heimat geworden ist. Wie oft habe ich in Zeiten der Trennung bei dem Wort Heimat nicht gleich auch die Tiroler Berge vor mir gesehen. Wie oft erscheinen sie nicht neben meinem Riesengebirge bei Wanderungen in Südamerikanischen Bergen. Hier habe ich mit teuren Kameraden, deren viele schon die russische Erde zugedeckt, Ski gelaufen, hier habe ich manche Abfahrtsrennen und Torläufe gelaufen, damals als meine Knochen noch heil waren. Und hier habe ich auch damals die Kräfte gesammelt, die mir wenige Tage nachher ermöglichten, die Flucht aus russischer Gefangenschaft in die Freiheit zu wagen und zu gewinnen. Wie heute die Grenzen laufen, ist lediglich eine Feststellung der Vernunft, aber nicht für mein Herz, und kein Staatsvertrag der Welt kann die Bande brechen, die mich wie ein Nabelstrang mit diesem Lande verbinden.

Während ich einigen Freunden eine Widmung in ihr Exemplar von „Trotzdem" schreibe, werde ich von einem Herrn angesprochen, der sich als Freund eines treuen Kameraden der Waffen SS in Argentinien vorstellt, und dem ich Grüße dieses Kameraden auszurichten habe. Im Laufe des Gesprächs schlägt er aber Töne an, die mich in Staunen versetzen: „Habe nie verstanden, warum auch Sie noch weitergemacht haben, als schon der alliierte Rundfunk meldete, der Krieg sei längst verloren. Wir hatten überhaupt keine Chance mehr den Krieg zu gewinnen ... Wahnsinnspolitik getrieben ..." Dabei hat mein Freund in Argentinien sich erst vor wenigen Jahren von ihm als von einem Manne getrennt, der seine Auffassungen und Ideen trotz größten Drucks nicht aufzugeben bereit war. Und da gibt es noch so viele, die da frech behaupten ... wir seien ... unbelehrbar!

Nach meiner Ankunft stellt sich bald heraus, daß ich mit meinem Paß nicht nach Deutschland hinein kann und meine Anwesenheit den Amerikanern gemeldet werden mußte. Also bin ich gezwungen, eigene Wege zu suchen, auch ungesetzliche! Ich werde sie suchen und ich werde sie finden, denn ich kenne dieses Gebiet — meine Heimat sehr genau. Zu Zeiten des großdeutschen Reiches war dies ein Ausflugsgebiet und die Wege waren früher Durchgangswege, ohne Grenzen. Ich plane so vorzugehen, als ob alles noch beim Alten wäre. Ich bin schon 1951 hier einmal beim „unerlaubten Grenzübertritt" erwischt worden. Die Beamten, die mich „befragten" waren ehemalige Soldaten und wollten die Geldstrafe möglichst vermeiden. Ich bestand aber darauf, damit mir bescheinigt werden müßte, daß der Versuch, ins eigene Land zu kommen, bestraft wird.

Das bittere Bewußtsein, als alter Rußlandkämpfer ohne Rücksicht auf sich selbst dem Vaterlande gedient zu haben, und nun die größten Schwierigkeiten überwinden zu müssen, um in die eigene Heimat zurückkehren zu können, ist doch nicht so stark, daß es mir die Freude der ersten Stunden auf deutschem Boden und mit deutschen Menschen — was immer sie auch denken oder sagen — vergällen könnte. Sehr müde, aber selig wie ein kleines Kind lege ich mich schlafen.

12. April 1945.

Nur mit wenigen Maschinen aber in laufenden Angriffen unterstützen wir örtliche eigene Unternehmungen. Obwohl ihre Bedeutung im Verhältnis zu früheren gemeinsamen Operationen mit Panzer- und Infanteriekräften nur gering ist, erscheint jede eigene offensive Tätigkeit uns wie eine Befreiung und verleiht uns Schwung und Frohsinn. Der Erdtruppe geht es genau so, denn wie groß auch der feindliche Widerstand sein mag, sie geht mit alter Frische ran. Sogar die katastrophalen Ereignisse der letzten Zeiten haben die Kampfentschlossenheit unserer hartbedrängten Erdtruppen nicht beeinträchtigen können, sobald es um eigene Unternehmen geht. Im siegreichen Vorwärtsstürmen wie vor allem bei den belastenden Rückzügen hat die Truppe Schlacht auf Schlacht geschlagen und eine unvergleichliche Härte erworben. Ich glaube nicht, daß es ein zweites Volk auf der Erde gibt, das imstande wäre, unter den Umständen, die jetzt die unsrigen sind, den Kampf noch fortzusetzen. Der Augenblick, in dem die Heimat in zwei Kessel aufgespalten wird, läßt sich schon nach Stunden berechnen: trotzdem

genügt auch das kleinste eigene Angriffsunternehmen, um dem deutschen Soldaten wieder Schwung und Energie zu verleihen. Kein Erziehungssystem und keine politische Idee hat je in der Geschichte einem so überwältigenden Druck standhalten können, ja der Wert eines Systems und einer Idee läßt sich objektiverweise gerade unter dem härtesten Druck am besten beurteilen. Vieles mag falsch sein, Auswüchse kann jeder feststellen, auch haben in den Bewährungsstunden manche höheren Führer kläglich versagt, aber in der Masse der Truppen und des Volkes hat sich der große Wert des Kerngedankens eindeutig erwiesen.

12. April 1952.

In Kufstein habe ich noch viele alte Bekannte aus der Zeit, da ich mit meinen Geschwaderkameraden oft hierher kam. Ich besuche in der Nähe einen Schnitzer, der die Tradition des deutschen Holzschnittes weiterführt. Er ist der Bruder eines der bekanntesten Bergsteiger, hat aber selbst keine sportlichen Ambitionen. In seiner stillen Werkstatt schafft er am Holz und unter seiner Hand entstehen religiöse Kunstwerke, die ihm schon seit Jahr und Tag einen Namen gemacht haben. Und dann tönt von der Festung Kufstein her in mächtigen, vollen Akkorden die berühmte Orgel weit ins Land hinaus. Nach dem Kriege richteten die Franzosen auf der Festung ein Konzentrationslager ein, in dem anständige Menschen gesammelt wurden. Die Orgel schwieg lange. Jetzt aber klingt sie wieder gewaltig zum Gedenken der Gefallenen.

Ich treffe mich mit einem österreichischen Verleger, um die Möglichkeit einer Neu-Auflage von „Trotzdem“ in Österreich zu erwägen. Er erzählt mir, wie schwierig es im Augenblick in Österreich ist, positives Schrifttum herauszubringen. Verfolgungen und serienweise erlassene Verbote machen das fast unmöglich. Er sagt: „Mit Sensation und Tendenz ist alles zu machen; aber Wahrheit und nationales Ehrbewußtsein sind Explosivstoffe“. Der Mut mancher Verleger und Verlage nach diesem Kriege war ebenso groß wie der ihrer Autoren und sie haben sich um die Sache Deutschlands unvergängliche Verdienste erworben, manchmal auf Kosten ihrer wirtschaftlichen Entwicklung, wenn nicht sogar auf Kosten ihrer Existenz.

Nach diesem Gespräch mache ich mich auf den Weg zu meinem treuen Freunde Striede, dem überragenden Prothesenmacher, desgleichen

ich nicht wieder gefunden habe. Striede ist ein Virtuose der Prothese und wenn ich mich sportlich noch immer leidlich durchschlagen kann, so ist das zu einem nicht geringen Teil sein Verdienst. Er macht oft die Gipsabdrücke selbst und ist dann bei jeder Arbeit dabei zur Beaufsichtigung. Die letzte Feinarbeit nimmt er persönlich vor. Seine Werkstatt, mit einem Stabe ausgesuchten Personals, weitet sich jeden Tag mehr zu einem Großbetrieb aus, nur für Kunstglieder. Er hat eine Menge eigener Patente und stellt verschiedene Teile in Serien her. Sein der Natur nachgebildetes Kniegelenk ist ein technisches Wunder und wird deshalb in aller Welt gesucht. Die Prothesen selbst macht er aus Pappelholz, das leicht und gut zu bearbeiten ist. Kann Striede handwerklich selber direkt am Patienten arbeiten, so ist der Erfolg wirklich einzigartig. Aber er ist nicht nur handwerklich ein Könner, er hat auch Ideen, Ideen über die Weiterentwicklung. Die meisten Prothesenmacher besitzen nur eins von beiden. Vor lauter Prothesenbau hat Striede noch nicht einmal Zeit gefunden, sich eine Frau zu suchen. Trotz meiner dankbaren Bewunderung für den Mann, wage ich kaum noch mehr über ihn zu schreiben, weil ich nicht in den Verdacht geraten möchte, mir eine Gratis-Prothese erschleichen zu wollen.

13. April 1945.

Ich bin zum Reichsmarschall befohlen und fliege nach Berlin. Damit ich nicht durch Pannen aufgehalten werde und so schnell wie möglich zum Geschwader zurückkann, rufe ich gleich in Karin-Hall an und bitte mir einen Wagen zu schicken, möglichst keinen Holzvergaser. Der Reichsmarschall ist sichtlich bedrückt und unruhig. Er teilt mir mit, daß er mir den Befehl zu übermitteln habe, die Turbinenfliegerei zu übernehmen. Er fügt selber gleich hinzu: „Ja ich weiß schon, Sie werden natürlich ablehnen und bei Ihrem Geschwader bleiben wollen. Ich habe auch dem Führer gesagt, daß Sie trotz meiner wiederholten Bitten es immer wieder abgelehnt haben, General der Schlachtflieger zu werden, und ich aus diesem Grunde aufs stärkste bezweifle, daß Sie diese Führungsaufgabe übernehmen würden.“ Mir fällt plötzlich auf, daß man, wahrscheinlich auf Grund unserer katastrophalen militärischen Lage, neuerdings bereit ist, mit mir über Befehle „zu verhandeln“. Ich will diese Situation dazu verwenden, jedenfalls weiter an der Spitze meines Geschwaders aktiv bleiben zu können, und mich unter

keinen Umständen hinter einen Schreibtisch stecken zu lassen. Mein Gefühl für Verantwortung sagt mir einwandfrei, daß die mir zugedachte Aufgabe keinen Sinn hat, und wenn ich selber an der Durchführbarkeit zweifle, stemmt sich alles in mir dagegen, die Verantwortung für einen solchen hoffnungslosen Auftrag zu übernehmen. Ich sage dies dem Reichsmarschall ebenso offen wie entschieden und es freut mich, bei ihm Verständnis für meine Argumente zu finden. Er glaubt auch, daß demnächst eine Zweiteilung des uns noch verbleibenden deutschen Gebietes nicht zu vermeiden sein wird, und daß dann eine einwandfreie Führung sowieso unmöglich ist. Bis jetzt haben die Alliierten in diesem Monat die dreißig Flugplätze der Düsenjäger angegriffen und wollen wohl auf diese Weise versuchen, den Einsatz dieser Type von vornherein unmöglich zu machen, mindestens einen entscheidenden Einsatz. Der Reichsmarschall berichtet auch, daß jeden Moment die Offensive von Schukow gegen Berlin anfangen kann. Er glaubt nicht, daß wir mit den noch verbleibenden Kräften imstande sein werden, den Mongolensturm aufzuhalten. Andererseits ist er der festen Überzeugung, daß die Anglo-Amerikaner garnicht daran interessiert sind, den Russen Berlin zu überlassen: „Das wäre ja ihr eigenes Todesurteil!" Zum Schluß meint er noch, daß ich selber in den Führerbunker gehen soll, um meine Stellungnahme dort persönlich mitzuteilen. Ich habe aber keinen Befehl dazu und nütze mehr beim Geschwader als im Führerbunker.

13. April 1952.

Ostern in Tirol! Kann der Mensch sich etwas Schöneres wünschen, als diese Feiertage, auf den schnellen Brettern, in den mächtigen Bergen, inmitten von Eis und Schnee zu verbringen? Das Skifahren macht mir jetzt besondere Freude, da ich aus dem ausklingenden argentinischen Sommer so in den ausklingenden Tiroler Winter hineinrutsche. Wir laufen auf dem Hahnenkamm und dem Steinbergkogel. Es sind viele aus dem „Altreich" gekommen und wenig Einheimische da. Dreiviertel der geparkten Wagen gehören Besuchern von „drüben". Ein herrliches Skiwetter lockt zum Vergleich mit dem Skifahren in Bariloche, im Süden Argentiniens. Hier in Tirol sind die Möglichkeiten natürlich größer: man saust irgendwo herunter, kommt an eine Straße und wird von irgend einem Aufzug wieder mit heraufgenommen. In Bariloche müssen wir immer die gleiche Bahn benutzen, sonst geraten wir in vollkommene Wild-

nis und finden erst nach Stunden schwersten Schuftens wieder in die „bewohnte Skiwelt“ zurück. Was Bariloche so schön macht, sind die vielen herrlichen Seen. Aber die Schneeverhältnisse sind natürlich in den Alpen viel besser, denn in den Anden bringt die Nähe des Pazifik oft sehr schnell feuchte und warme Luftmassen herüber, die den Schnee nässen. Deshalb konnte das Skilaufen in den Alpen zu einem wirklichen Volkssport werden, in den Anden nicht.

Immer wieder ruft aus irgend einer Ecke jemand ein Begrüßungswort, sogar aus dem Geschwader sind Kameraden da, sie gehörten zur Gruppe Bauer und verbringen nun die Ostertage auf den Brettern, oder wollen sich die Internationalen Skirennen der nächsten Tage anschauen.

Während ich an einem Lift anstehe, erkennen mich einige Männer und es entwickelt sich ein angeregtes Gespräch. Es sind jüngere Offiziere der Waffen-SS, die sich um einen selbstherrlichen SS-General in München gesammelt haben. Sie zeigen eine bedenkliche Neigung zu vorzeitiger Altmännerweisheit und erwecken den Eindruck, als ob sie den Schwung, der die Waffen-SS im Kriege auszeichnete, verloren hätten. Sie bekennen sich zu einer Art Formalismus und glauben, in Kompromißlösungen die Zukunft Deutschlands gesichert zu sehen. Die Waffen-SS hat ganz bestimmt schwerste Schläge bekommen und diese Männer hier haben die anscheinend nicht so ohne weiteres überstanden und erlagen der nicht ungeschickten amerikanischen Propaganda. Sie fühlen sich durch das Nürnberger Urteil, daß sämtliche SS-Organisationen einen kriminellen Charakter hatten, schwerstens getroffen und glauben, in einer ausgesprochenen Distanzierung von den übrigen SS-Verbänden für die Waffen-SS eine Rehabilitierung erlangen zu können. Unter dem Einfluß falscher Propheten, auch aus den eigenen Reihen, vergessen sie, daß erstens in Nürnberg die Feindmächte verwirklichten, was Himmler trotz aller Anstrengung nie vollständig erreichte: sämtliche Gliederungen und Organisationen der SS zu einer unlösbaren Einheit zusammen zu zwingen, sodaß jedem einzelnen Verband jede Rückzugsmöglichkeit abgeschnitten wurde. Diese in Nürnberg „sanktionierte“ Einheit sollte man nicht so ohne weiteres aufgeben! Zweitens vergessen sie, daß die schnelle Entwicklung der Dinge in der heutigen verworrenen Weltlage die wirksamste Rehabilitierung mit sich bringt. Und zwar eine Rehabilitierung, die nicht die Frucht mehr oder weniger erniedrigender Konzessionen ist. Denn welche Form der Remilitarisierung für Deutschland auch angestrebt wird, es wird immer an jungen fronterfahrenen Offizieren und Unter-

offizieren fehlen und in dieser Notwendigkeit liegt der stärkste Trumpf der Waffen-SS und es besteht keinerlei Anlaß, den Wert dieses Trumpfes durch übermäßige Bereitwilligkeit zu Kompromißlösungen herabzusetzen, die zwar die persönliche Karriere einzelner „Führer" außerordentlich begünstigen können, aber der Gesamtheit schaden, sowohl ideell wie prestigemäßig und materiell. Es besteht aber auch kein Anlaß, diesen Trumpf vorzeitig auszuspielen und sich dem ersten besten Wiederbewaffnungsstab an den Hals zu werfen. Denn die Voraussetzungen, unter denen ein anständiger Deutscher wieder Soldat werden könnte, sind noch lange nicht erfüllt. Noch lange nicht!

14. April 1945

Wir fliegen auf Panzer in Herzogenburg und bei Gaweinsal. Die Angriffsbedingungen sind denkbar ungünstig. Man hat seine liebe Not, die gutgetarnten und weit auseinandergezogenen T34 und Stalin-Ungetüme ausfindig zu machen. Dabei ist so wenig Kraftstoff vorhanden, daß wir uns im Kampfraum nicht ablösen können, sondern ich muß immer wieder mit den paar Panzermaschinen zurückfliegen, neu tanken und munitionieren und dann geht die Sucherei wieder von vorne los. Die Russen benützen unsere zeitweilige Abwesenheit um vorzurollen und dann ruft uns das Heer in höchster Not, denn es fehlen genügend schwere Waffen. Sind wir wieder zur Stelle, dann haben die Russen sich anderweitig getarnt und geht kostbarer Sprit und Zeit verloren. Ich sitze dann in der Maschine wie auf einem Nagelbrett und jeder Muskel und jeder Nerv ist zum Zerreißen gespannt, bis ich ein Ziel finde, das in mir die Beruhigung auslöst, die ich zum sicheren Angriff brauche. Seitdem ich wieder beim Geschwader bin, habe ich — den heutigen Tag eingeschlossen — neunzehn Panzer vernichten können. Langsam bekomme ich die frühere Sicherheit zurück und bin davon überzeugt, daß die Zahl der Abschüsse noch erheblich steigen wird. Denn es läßt mir weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe, daß das Schicksal nun an alle deutschen Türen klopft. Manchmal ist es mir, als ob ein Immelmann, der auf der Höhe des deutschen Erfolges den Fliegertod fand, als ob die vielen Kameraden des Geschwaders, die in den Jahren 1941, 1942 und sogar noch 1943 fielen, in einem Augenblick, da ihnen der Sieg noch sicher schien, zu beneiden sind. Habe ich nun solange geschuftet und gekämpft, um jetzt unsere Position langsam und sicher abbröckeln zu sehen? Hat das deutsche Volk

mit seinen glänzenden Leistungen und übermenschlicher Ausdauer an der Front und in der Heimat dieses Schicksal verdient? Die Geschichte m u ß einen tiefen, uns oft verborgenen Sinn haben, denn soviel Leiden und soviel Mut k a n n nicht sinnlos sein.

14. April 1952.

Morgens früh brechen Striede und ich aus Kufstein auf und reisen über den Arlberg nach Bux, wo ich aussteige, um weiter nach Sankt Gallen zu fahren. Striede fährt über Basel nach Paris zu einem Orthopädenkongreß, auf dem er, vor Rundfunk und Presse, mehrere Vorträge halten soll. Er war ziemlich nervös und das fiel dem Zöllner auf. Also wurden er und sein Gepäck genauestens untersucht, sogar die Zeitung, die er zusammengerollt ins Gepäcknetz gelegt hatte, weil er sie nun mal ausgelesen hatte, erregte Verdacht. Er hatte aber nichts dabei, außer einer Sammlung menschlicher Gerippe und verschiedenster Organteile. Und dies schien den Zöllnern ein etwas merkwürdiges Gepäck für eine Reise nach Paris ...

In Sankt Gallen treffe ich einen guten alten Bekannten, vom Jagdgeschwader 53, das oft für meine dritte Gruppe an der Ostfront Jagdschutz flog. Er ist jetzt Fußballtrainer in Sankt Gallen. Persönlich haben wir uns erst nach dem Kriege kennengelernt. Als ich einmal während meiner Kriegsgefangenschaft in Fürth zu einem Fußballspiel geschlichen war, kam einer, der mich erkannte, und mir unbedingt Schokolade schenken wollte, die er von den Amerikanern „geerbt“ hatte. Seither haben wir den Kontakt nie verloren.

15. April 1945.

Trotz wiederholter Versuche konnten wir heute nicht zum Einsatz gelangen. Ich benütze den Tag dazu, etwas Schreibarbeit für das Geschwader zu erledigen und zum Lesen. Ich habe die letzte Nummer von „Das Reich“ bekommen und den Goebbels'schen Leitartikel durchgelesen. Es trifft mich besonders, daß in denselben Stunden, da diese unvergleichliche Rhetorik von Goebbels gedruckt wurde, der amerikanische Präsident Roosevelt an einer Gehirnblutung gestorben ist. Goebbels schreibt: „die Entscheidung dieses Krieges wird erst eine Sekunde vor Zwölf fallen“, und: „Wir müssen alle vor uns den Schwur ablegen, eher

zu sterben als das Joch der Knechtschaft auf uns zu nehmen, lieber das Gewagteste zu wagen als zu resignieren und eher bis zum letzten Atemzug zu kämpfen als ruhmlos zu kapitulieren". Ist es übertrieben, ein Zeichen des Himmels darin zu sehen, daß der Mann, der an erster Stelle für die Auslieferung Europas an den Kreml verantwortlich ist, gerade in dem Augenblick vom Tode ereilt wird, in dem er sich anschickt, die Siegerpose einzunehmen? Als Goebbels seinen Artikel schrieb, lebte Roosevelt noch und stand der Uhrzeiger noch nicht auf einer Minute vor zwölf. Roosevelt hatte die wahnsinnige Hybris zu glauben, daß Stalin und die Urgewalt der kommunistischen Revolution sich schon von ihm aus dem Rollstuhl im Weißen Hause lenken ließen. Wenn die amerikanische Führung wirklich amerikanische und die englische Führung wirklich englische Interessen verträte und nicht auf irgendwelche überstaatlichen Parolen hörte, müßten sie doch jetzt die Gelegenheit erkennen und die immerhin noch verbleibende deutsche Kraft dazu benützen, im gemeinsamen Kampf den kommunistischen Drachen für immer und ewig zu zerschlagen. Dafür würde jetzt noch jeder deutsche Soldat sich bis zum Letzten einsetzen und dafür würden auch die Völker, die jetzt schon unter dem bolschewistischen Joch seufzen, sich wie ein Mann erheben und in einem heftigen aber kurzen Feldzug wäre die rote Gefahr gebannt.

Es scheint wohl so zu sein, daß die militärische Entwicklung im Westen nun auch den Einsatz entscheidender, geheimer Waffen unmöglich gemacht hat, denn Goebbels schreibt auch: „Nur durch unseren harten Widerstand kann der Feind zum Stehen gebracht werden. Ein anderes Mittel gibt es nicht".

15. April 1952.

Auch in der Schweiz treffe ich Kriegskameraden, unter ihnen einen Schweizer Freiwilligen der Waffen-SS, der die letzten Kampftage in Berlin erlebte und durch das Schweizer Konsulat damals viel Wissenswertes erfuhr, das manche kleineren und größeren Ereignisse in Berlin in ein anderes Licht rückt. So steht heute einwandfrei fest, daß die fieberhaften Bestrebungen der deutschen Führung, Berlin gegen den Osten zu halten, um dem Westen die Möglichkeit zu geben, die Stadt zu nehmen, nur an der sturen Eigensinnigkeit der Amerikaner gescheitert sind, an ihrer Wahnidee, sie würden später mit der Sowjetunion „schon fertig werden". Alles spätere Leiden Berlins, die schwache Position der west-

lichen Alliierten, die Luftbrücke, die dauernde Gefahr, in der Berlin schwebt, all dies ist ausschließlich Folge der alliierten Vogelstraußpolitik, für die an erster Stelle Eisenhower selbst verantwortlich zeichnet. Es wäre nur recht und billig, wenn die Alliierten wenigstens die materielle Rechnung dieser Zeche selber bezahlten.

16. April 1945.

Erst am Nachmittag kommen wir zum Einsatz, denn die üble Wetterlage erlaubt es uns nicht, bei der angespannten Sprit- und Munitionslage Einsätze ins Blaue hinein zu fliegen. Bei Kamak sind stärkere Panzerkräfte aufgetaucht. Ich habe Glück, denn ich finde sofort das Ziel, weil ein T. 34 — anscheinend durch Motorschaden behindert — am Straßenrand unbeweglich liegen blieb, während bis zum letzten Moment Männer am Heck an der Arbeit waren. Mit einem Schuß kann ich ihn erledigen und entdecke dabei drei weitere Panzer. Sie sind mir weiß Gott willkommen, denn ich kann mir meine ganze Angriffswut vom Leibe schießen. Sogar die heftig ballernde Vierlingsflak bekümmert mich nicht, wenn sie auch meinen Vogel anständig durchlöchert. Die Panzer sollen dran glauben, alles andere spielt keine Rolle. In meinem Eifer bemerke ich erst nachher, daß der Stumpf vor lauter Jagdbegeisterung sich selbständig gemacht hat und ziemlich heftig gegen das Instrumentenbrett gestoßen ist. Der Sitz und der Boden meiner Kabine sind nun blutverschmiert und mein guter Wart wird wieder seine helle Freude daran haben. Aber ich weiß schon, daß er für vier abgeschossene Ruskis auch noch mehr Dreck in Kauf nehmen würde.

16. April 1952.

Die Schweizer zeigen sich entschlossen, einen Angriff aus dem Osten abzuschlagen. Sie bauen ihre Landesverteidigung ständig weiter aus. Es verdient höchste Anerkennung, wie tapfer das kleine Land sich zum Kampfe um seine Freiheit rüstet, und es besitzt auch von Natur hervorragende Verteidigungsmöglichkeiten, aber die Sowjets würden es wohl nicht frontal angreifen, sondern isolieren und langsam auszuhungern suchen.

Für ihre Luftverteidigung haben die Schweizer im Ausland teure Düsenjäger gekauft aber ihre wenigen Plätze können leicht von einem

stark überlegenen Gegner ausgeschaltet werden. Man sagt, in einem neuen Krieg würde die größte Chance der Schweiz noch immer in dem Umstand liegen, daß alle kriegführenden Parteien immer einen Neutralen brauchen! Ob man damit Recht behält, möchte ich bezweifeln.

Luzern ist eine typisch schweizerische Stadt, in der Komfort und Behaglichkeit den materiellen Wohlstand widerspiegeln. Der Schweizer, oder vielleicht besser die Schweizerin hat eine ausgesprochene Neigung zu blitzender Sauberkeit. Das fiel uns sogar damals in den alten Schweizer- und Mennonitensiedlungen in der Ukraine auf, deren Milieu den schweizerischen Besenkult nicht hatte ausrotten können. Jetzt entstehen keine Schweizer Siedlungen mehr auf russischem Boden, dafür aber kleine rote Siedlungen in der Schweiz!

17. April 1945.

Schon wieder ist es der Kraftstoffmangel, der einen normalen Einsatz unmöglich macht. Jetzt platzt mir aber der Kragen! Ich weiß, daß auch die Kameraden des Korps und der Luftflotte nicht verantwortlich sind für die katastrophale Versorgungslage. Ich werde mich also solange an den Telefonhörer hängen, oder wenn möglich persönlich überall hinfahren, bis die Spritfrage im Rahmen des Möglichen gelöst ist. Der Mongolensturm gegen Berlin ist losgebrochen und wird wahrscheinlich die Entscheidung herbeiführen. Grade darum müssen wir versuchen, den Russen zu schlagen, wann und wo wir nur können. Und dazu brauchen wir Sprit. Fast den ganzen Tag habe ich darum ringen müssen, aber bekomme die feste Zusage, daß wir genügend bekommen sollen, um in bescheidenem Umfang jeden Tag Einsatz fliegen zu können.

17. April 1952.

In Zürich habe ich mit einem Verlag zu verhandeln. Das Verlagswesen befindet sich dort in schwierigster Lage, denn die Schweiz ist kein Buchverbrauchsland, sondern ein Buchexportland. Gleich nach dem Kriege haben die Schweizer vor allem durch Auffüllen der Lücken, die das praktisch nicht mehr bestehende deutsche Verlagswesen hinterlassen hatte, gute Geschäfte gemacht. Jetzt wird aber der Import in vielen Ländern immer mehr gedrosselt, auch sind infolge des hohen Lebensstan-



Argentinische Pampa



Am Aconcagua

dards die Schweizer Bücher teurer in der Herstellung, sodaß es nur noch wenige Verlage gibt, die von einem Geschäft sprechen können. Außerdem war die Auswahl der Autoren spekulativ nicht immer richtig. Ein Verlag führt z. B. eine Unmenge ungarischer Bücher, meistens von obskuren Autoren, die von Deutschfeindlichkeit triefen und nur wenig von den Schattenseiten des Bolschewismus zu wissen scheinen. Die Spekulation der Verleger war falsch, denn das deutsche Publikum akzeptierte diese Bücher nicht mehr, als es wieder Besseres gab und der Lesehunger nach objektiven Darstellungen groß war. So blieben die Verleger auf Bergen derartiger Schmöker sitzen.

Ich treffe viele Schweizer Freunde in Zürich, die ausgesprochen deutschfreundlich und über die Weltlage sehr gut informiert sind. Sie ziehen die letzte englische Bereitschaftserklärung, im Falle eines Angriffs auf Europa den verschiedenen Staaten der europäischen Verteidigungsgemeinschaft zu helfen, auf ziemlich zynische Art durch den Kakao. Herr Churchill zeige für seine Jahre noch beachtliche Wanderlust. Seit er als Oppositionsführer im August 1950 eine einheitliche europäische Armee unter Teilnahme britischer Einheiten „aus ehrlichster Überzeugung" verteidigte, hat er einen weiten Weg zurückgelegt bis zu den reichlich theoretischen Garantieerklärungen des Ministerpräsidenten Churchill, auch „aus ehrlichster Überzeugung". England sieht mit Begeisterung zu, wie Europa sich gegen den Osten rüstet, hält sich aber sowohl in Europa wie im fernen Osten noch immer eine ziemlich komfortable Hintertür offen, durch die es „im heiligen Interesse des britischen Empire" zu jeder Zeit in die gesegnete Position der Neutralität oder des Züngleins an der Waage schlüpfen kann. Und der einzige der mindestens formell neutral sein sollte, das geschlagene, entkräftete Deutschland, frohlockt in Bonn weil „zum ersten Mal in der deutschen Geschichte eine derart enge Verbindung zwischen England und Deutschland geschaffen wird". Die Gebeine Waterloo-Blüchers lösen sich gleichsam in Dunst auf, gegenüber der Festigkeit der neuartigen Palaververbindungen. Denn daß es sich nur um Palaver handelt, geht alleine schon aus der Tatsache hervor, daß die sich remilitarisierende Bundesrepublik zwar Flugzeuge und schwere Waffen bekommen, aber dafür mit Dollars und Pfund Sterling bezahlen soll. Wie man's auch machen kann, und meines Erachtens besser, beweist eine kleine unauffällige Nachricht aus Japan. Dort gab das amerikanische Hauptquartier bekannt, daß die Produktion von Waffen und Flugzeugen unter japanische Kontrolle gestellt worden ist und sämtliche Einschrän-

kungen in der Waffenproduktion aufgehoben sind. Aber die Japaner zeigen auch nur selten, und dann noch meistens orientalisch versteckt, Selbstzufriedenheit.

18. April 1945.

Rollender Einsatz gegen Panzer bei Reigern und Serowitz. Die Absichten der Sowjets sind klar, sie wollen unter allen Umständen den südlichen Teil der Ostfront erledigen. Hierbei mag auch von Bedeutung sein, daß die roten Marschälle nicht Schukow allein Erfolge einheimsen lassen wollen. Die Panzerspitzen sind schwer flakgeschützt und die zweite Gruppe hat alle Hände voll Arbeit, uns bei unseren Angriffen gegen die Panzer zu schützen. Erst um zwölf Uhr konnten wir starten und die Zeit reichte gerade aus für fünf Einsätze. Jedesmal wollen die Gedanken abschweifen zu der Schlacht, die über das Schicksal Berlins entscheiden wird, und jedesmal verjage ich diese Gedanken, denn ich brauche meine ganze Denk- und Willenskraft bei den Angriffen. Beim vorletzten Panzer habe ich im entscheidenden Moment Ladehemmung und kann es nicht verhindern, daß der Zorn mir die Tränen aus den Augen preßt. Es ist auch grausam, sich durch wütendes Abwehrfeuer an das Ziel herangedrückt zu haben und sich dann die sichere Beute durch so eine blöde Hemmung entgehen zu sehen. Im Augenblick sieht es danach aus, daß die Russen den größten Teil ihrer Jagdabwehr für den Angriff auf Berlin konzentriert haben, dafür tun die Engländer und Amerikaner ihr Bestes uns an unseren Angriffen zu hindern, damit der Iwan ja weiter nach dem Westen kommt. Ich glaube, wir können unsere Illusionen, daß die Engländer oder gar die Amerikaner zur Vernunft kommen werden und sich darüber Rechenschaft ablegen, daß sie alles tun, damit der Alleinsieger in diesem Krieg die Sowjetunion wird, wohl ruhig neben vielen anderen ähnlichen Illusionen begraben. Hoffentlich werden sie aber selber die Rechnung für ihre verbrecherische Kurzsichtigkeit zahlen müssen.

18. April 1952.

Eine schöne Fahrt mit dem Arlbergexpreß nach Sankt Gallen bringt mich wieder nach Hause, zu Striede. Er ist gerade aus Paris zurück und hat begeisterte Zeitungsberichte über seine Vortragserfolge mitgebracht. Er hat haufenweise Einladungen nach U. S. A., England und dem fernen

Osten und vibriert vor neuen Plänen und Ideen. Es ist gar nicht so einfach, ihn wieder zu meinem simplen Holzfuß und damit auf den Boden der prosaischen Tatsachen zurückzubekommen. Wir passen an und er bemerkt, daß der Trichter noch garnicht sitzt, da verschwindet der „prothesische Himmelstürmer“ und es bleibt nur noch der handwerkliche Künstler, der sich in zäher Kleinstarbeit vollständig verliert. Nachher gehen wir noch eine Stunde Tennisspielen, das ist die beste Belastungsprobe für ein neues Bein. Auf dem Rückweg betrachte ich in einem Sportgeschäft die Skier ... die ich noch dieses Jahr bei den argentinischen Meisterschaften fahren werde. Wir treffen Grenz- und Zollbeamte, lauter alte Soldaten, und plaudern über Gegenwart und Zukunft. Merkwürdig, wie sich im blauen Zigarettendunst alle Grenzen verlieren! Der gemeinsam durchkämpfte und durchlittene Krieg hat viele, starke Bande hinterlassen, die von keiner politischen Theorie zu brechen sind. In diesem Krieg war nicht der Typ des preußischen Sturmsoldaten bestimmend, sondern der Typ des deutschen Soldaten überhaupt, mit landsmannschaftlichen Unterschieden und Charakteristiken. Überall ist in Österreich das starke Gemeinschaftsbewußtsein fühlbar, besonders in unseren Jahrgängen. „Die ältere Generation sieht vielleicht noch Schlagbäume, wir Jüngeren aber nicht!“ meint einer.

19. April 1945.

Ein Funkspruch ruft mich erneut ins Führerhauptquartier. Bevor ich jedoch nach Berlin fliege, mache ich noch einen Einsatz östlich Bautzen, denn die Russen haben nördlich Görlitz einen schmalen Angriffskeil bis hierher vortreiben können. Es gelingt mir, zwei Panzer zur Strecke zu bringen und am Nachmittag fliege ich mit Niermann nach Berlin. Die russische und amerikanische Front stehen praktisch auf Tuchfühlung und wir müssen uns mühsam von der Tschechei nach Berlin durchschlängeln. Nach der Ankunft gehe ich zuerst in den Zoobunker und lasse den Bein-Stumpf von kopfschüttelnden Ärzten und Schwestern behandeln. Es ist schon Abend als ich im Führerbunker ankomme. Die Engländer werfen ununterbrochen „Blockknacker“ aus ihren Mosquitos und widerlegen wohl sehr treffend die Ansicht von Göring, daß sie kein Interesse daran haben würden, die Russen in Berlin einziehen zu lassen. Die hier anwesenden hohen Militärs zeigen größte Ruhe und Zuversicht. Dabei ist es doch längst nicht mehr so, daß das

Führerhauptquartier eine von der Wirklichkeit entfernte Insel darstellt, der Krieg hat sich ja bis auf wenige Kilometer genähert.

Gegen elf Uhr stehe ich dem deutschen Reichskanzler und Oberbefehlshaber gegenüber und obwohl ich immer alles Theatralische gehaßt habe, kann ich nicht leugnen, daß mich in diesem Augenblick die Situation und der Mann auf das tiefste ergreifen. Hier steht derjenige vor mir, der in wenigen Jahren aus unserem geknechteten Volk das stärkste Europas gemacht hat. Wie die Mitwelt heute auch immer seine Gestalt beurteilen mag, die Geschichte wird ihn unter die großen dämonischen Menschen einreihen. Draußen tobt der Gefechtslärm und Gott weiß, ob nicht gerade jetzt die letzten Möglichkeiten der Verwirklichung seiner Lebensziele in Blut und Rauch untergehen. Er hat sein Leben dem Kampf gegen den Bolschewismus gewidmet und der Festigung eines starken deutschen Volkstums. Jetzt schickt sich der Bolschewismus an. die absolute ideologische Alleinherrschaft des zwanzigsten Jahrhunderts anzutreten. Der Nachbar Europas, England, und der Sohn des Abendlandes, Amerika, legen dem roten Moloch Europa vor die Füße. Und das deutsche Volkstum wird in seinen Frauen und Mädchen von Asiaten geschändet. Diesem Manne, der einst von den großen Politikern des Westens als der Garant ihres weiteren satten Daseins geschätzt wurde, weil er schon mit den Problemen des roten Ostens fertig werden würde, schlägt jetzt der Hohn des brillanten Pöbels von New York bis Paris und London entgegen. Diesem Manne, der seinen alten Kampfgefährten immer wieder die Treue bewies und sie mit Güte und Gütern überhäufte, ist keine bittere Enttäuschung erspart geblieben und jetzt, in der Stunde der Gefahr, ist die ganze Blase uniformierter Wichtigtuerei und phrasendreschender Feigheit geplatzt und er steht alleine, nur umgeben von einer kleinen Schar Getreuer, die trotz eines zwar aus vielen Anlässen erklärlichen aber immerhin verallgemeinernden, kränkenden Mißtrauens des Führers nicht von seiner Seite weichen wollen.

In der langen Unterhaltung gibt er kein einziges Mal die Führung des Gespräches aus der Hand. Im Gegenteil: obwohl seine Ermüdung offensichtlich ist, das Zittern seiner Hände stärker und ein Fieberglanz in seinen Augen liegt, sprüht die Genialität aus manchem Satz unwiderstehlich hervor. Er spricht geraume Zeit über die technische Entwicklung im allgemeinen und gibt auch auf meinem Spezialgebiet verblüffende Beweise seiner umfassenden Allgemein- und Einzelkenntnisse. Dann erklärt er, es sei sein Wunsch, daß ich nunmehr endgültig die

Aufgabe der Führung der Turbinenjägerei übernehme. Ich lehne wieder entschlossen ab. Für heute sind hundertachtzig Turbinenflugzeuge, sowohl Jäger wie Bomber als einsatzklar gemeldet. Meine Annahme, daß in der Mitte des Reiches die Alliierten sehr bald auf die russischen Armeen stoßen würden, wird von Hitler verneint, da die Heerführer ihm fest versprochen haben, im Westen die Elbe und im Osten die Oder, Neiße und die Sudeten zu halten. Noch mehrfach dringt der Führer auf mich ein, aber jedesmal lehne ich ab und zum Schluß meint er, daß die Entwicklung der nächsten Tage darüber entscheiden wird, ob ich die Führung dieser Verbände auf mich nehmen werde oder nicht. Ich schneide auch die Frage der Friedensverhandlungen an und Hitler antwortet mir, daß er schon seit geraumer Zeit darum bemüht sei, unter den Alliierten beständen jedoch nur die Russen nicht auf einer bedingungslosen Kapitulation und das eine wie das andere würde die vollkommene Ausschaltung des deutschen Volkes als politische Einheit, ja sogar als biologische Substanz bedeuten. Darum sei es seine Aufgabe den Kampf fortzusetzen, um damit den Anspruch Deutschlands auf seine Existenz eindeutig vor der Geschichte zu beweisen. Schließlich brauchten wir, rein militärisch gesehen, nur ein momentanes Abreißen der endlosen Pechsträhne, um Zeit zu gewinnen, damit „wirklich entscheidende Waffen uns trotzdem doch noch den Sieg einbringen. Und eine dieser Waffen wird von epochaler Bedeutung sein und braucht nur noch wenige Monate zu ihrer Fertigstellung. Sie wäre schon zum Einsatz gekommen, hätte deutscher Verrat und englischer Wagemut uns nicht bei einem örtlichen Unternehmen im Norden einen schweren Schlag versetzt.“ Diese letzte Bemerkung ist die Bestätigung von Gerüchten, die ich schon vor Monaten aufgefangen hatte und nach der eine vollkommen neue und revolutionierende Art Explosionskraft von deutscher Wissenschaft und Technik entdeckt worden wäre.

Es ist kurz vor ein Uhr nachts, als ich den Führer verlasse und erst angesichts der wartenden Gratulanten fällt mir sein Geburtstag ein.

19. April 1952.

Wieder Holzbeinproben bis zur Verzweiflung. Es ist garnicht schmerzlos, aber ich muß weiterprobieren, eisern und stur wie ein Panzer, sonst entsteht eben der schlechte Gang, und jede sportliche Betätigung hört auf — von einem fehlerfreien Gehen garnicht zu sprechen. Dieses Dauerproben ist auch für den „Mechaniker“ kein Spaß.

Ich habe Besuch aus Graz, wo ich 1938 meine erste Ausbildung bekam. Der Besucher, ein ehemaliger Panzerkommandant, der Oberschenkelamputierter ist, hat sich jetzt voll und ganz einer nationalen Bewegung gewidmet und versucht mich zu überreden, in Graz auf einer Großkundgebung im Zeichen des Deutschen Volkstums eine Rede zu halten. Es reizt mich schon, da ich mich diesen vaterländischen Elementen aufrichtig verbunden fühle. Aber mit Rücksicht auf die bevorstehende Deutschlandfahrt muß ich darauf verzichten.

Während ich eine Stunde lang auf dem Tennisplatz den neuen Trichter ausprobiere, läßt die Kufsteiner Orgel ihre herrlichen Klänge weit über Berg und Tal erschallen.

20. April 1945.

Beim ersten Tageslicht fliege ich zurück nach Kummer. Ganz in Bodennähe hopsen wir über Hindernisse hinweg, denn der Himmel hängt voller Russen, Amerikaner und sogar Engländer. Es wimmelt von Mustangs, Thunderbolts und endlosen Formationen von Viermotorigen. Mit Wehmut denke ich daran, wie wir in guten alten Zeiten einander, sogar über Bordfunk, zuriefen: „Seht euch nur den Himmel an, alles ist voll Immelmann!"

Gleich nach Ankunft in Kummer nehme ich mir die Panzermaschine und fliege Einsatz gegen Panzer, östlich von Bautzen und nachher nördlich von Goda, etwas später stehen die Panzer in Goda selber. Die Russen versuchen nach wie vor hartnäckig, in Richtung Dresden weiterzukommen und können jeden Augenblick in Bautzen eindringen. Nur durch unaufhörlichen Einsatz wird es möglich sein, in Zusammenarbeit mit der sich hervorragend schlagenden Erdtruppe, der es leider an genügend schweren Waffen fehlt, die russischen Absichten zu vereiteln. Wir geben das Beste her, was wir haben, und fliegen Einsatz auf Einsatz bis die Dunkelheit uns zur Landung zwingt. In letzter Zeit klappt die Verbindung mit den Fliegerleitoffizieren und Heeresverbänden wiederum in alter Güte und die laufenden Mitteilungen werden es hoffentlich ermöglichen, daß wir morgen eine entscheidende Operation durchführen können. Wir bereiten uns in jeder Hinsicht so gut wie möglich darauf vor, denn wir sind uns bewußt, daß jetzt zu jeder Stunde eine Entscheidung fallen kann, ob Deutschland und Europa asiatisch werden oder nicht. Diese Entscheidung liegt nur bei den deutschen Soldaten

und den europäischen Freiwilligen, die mit ihnen gegen den Bolschewismus im Kampf auf Leben und Tod stehen. Und deren letzter Anhalt sind die deutschen Festungen, die seit Wochen und Monaten, an allen Seiten von den Bolschewisten eingeschlossen, standhalten und sich wütend schlagen bis die letzte Patrone verschossen und der letzte Liter Wasser getrunken ist, und die Berliner Bevölkerung, die nicht auf Grund irgend eines Befehles, sondern aus innerer Entschlossenheit und tiefster Ablehnung trotz stündlichen Bombenterrors den anstürmenden Asiaten die Stirn bietet. Niemals aber können irgendwelche Konferenzen von San Franzisko bis Teheran entscheidend sein, denn mit Konferenzen hat weder Asien noch der Bolschewismus und sicherlich nicht ein bolschewistisches Asien sich je aufhalten lassen.

20. April 1952.

Da ich inzwischen in Deutschland wiederum von der Liste der „nicht gefragten Typen" gestrichen war, muß man verstehen, daß ich heute in München eintraf! Mit den alten Geschwaderkameraden Otto, Joachim und Erich besprechen wir eingehend die Notwendigkeit und die Organisation des Geschwadertreffens. Ein solches Treffen bedeutet die einzige Möglichkeit, über gefallene, gefangene oder vermißte Kameraden etwas in Erfahrung zu bringen oder auch über solche, mit denen der Kontakt verloren ging. Außerdem soll eine gegenseitige wirtschaftliche Hilfe ins Leben gerufen werden. Auch möchte nach sovielen Jahren jeder einzelne möglichst viele Kameraden wiedersehen. Auf Grund der angedeuteten Einreiseumstände ist meine Teilnahme am Geschwadertreffen nicht ganz einfach zu bewerkstelligen, aber ich bin fest entschlossen, das Treffen so oder so durchzuführen.

21. April 1945.

Nordwestlich Görlitz stoßen eigene Panzer wiederholt in feindliche Bereitstellungen hinein. Wir unterstützen sie mit Bomben und Bordwaffen. Die Sowjets melden zwar, daß sie Bautzen schon erobert haben, aber die Besatzung dieses heiß umkämpften Ortes leistet erbitterten Widerstand. Der Russe versucht jetzt in Richtung Bischofswerda und Königsbrück weiter nach Westen vorzustoßen. Aber auch bei Reichenbach gelingt es uns, mehrere Panzer abzuschießen. Es ist noch

immer das alte vertraute Bild: sind bei einer Panzeransammlung auch nur einige Panzer getroffen, so vergeht dem Iwan sichtlich wenigstens für einige Stunden die Angriffslust und manchmal genügen der Erdtruppe ein paar Stunden um ihre Verteidigung wirksam vorbereiten zu können. Wir kämpfen hier wortwörtlich um Stunden und die übrige Welt scheint angesichts dieses schaurigen Wettlaufs um die Zeit und damit um die Erhaltung des Abendlandes ihren wilden Freudentanz der bestialischen Dummheit und Verbohrtheit ununterbrochen fortzusetzen. Wenn je die Welt eine Sintflut verdient hat, dann jetzt! Aber was eine rote Sintflut bedeutet, ahnt diese „Welt“ noch immer nicht.

21. April 1952.

Mit Ottos Wagen fahren wir durch München und Umgebung. Nach den riesigen, sinnlosen Zerstörungen hat ein gewaltiger Wiederaufbau große Fortschritte gemacht. Es herrscht ein Leben und Treiben wie früher. Nur fallen viele fremde Uniformen und die Negersoldaten auf. Wir besuchen einen Bekannten und zufälligerweise sind in seiner Wohnung die Führer einer stärkeren nationalen Bewegung aus Süddeutschland vereinigt und geben nun ihre Darstellung über aktuelle Probleme, wie Generalvertrag und Beitrag zur europäischen Verteidigungsgemeinschaft. Alles was sie sagen, spricht von einem ausgesprochen konstruktiven und positiven europäischen Geist. Zur Kriegsverbrecherfrage ist ihre Stellungnahme klar und eindeutig: keine Amnestie sondern Freilassung, nur ein Schlußstrich, von beiden Seiten gezogen, kann eine neue Basis bilden für eine wirkliche europäische Zusammenarbeit.

Später fahre ich auf der Autobahn über Ulm nach Stuttgart. Eine Karawane „Mercedes 300“, der neue Luxustyp, der im Ausland sehr bewundert wird und von dem auch dem argentinischen Präsidenten ein Exemplar zum Geschenk gemacht wurde, kommt uns entgegen.

Die Fahrt ist eine helle Freude, sie führt Otto und mich bald durch bergiges Gebiet, bald durch Hochwald, den ich in Zentralargentinien so besonders vermisse. Wir besprechen unterwegs weitere Organisationsfragen unseres Treffens und unterhalten uns auch sehr intensiv über die Probleme unserer deutschen Ostjugend, deren Lage wie ein Alpdruck auf jedem denkenden Deutschen liegt. Denn letzten Endes können nicht alle jungen Menschen aus der Ostzone fliehen, wir können aber ebenso wenig auf die Dauer untätig mitansehen, wie sie gewaltsam und unter

konsequenter Brechung jedes Versuches zum Widerstand in kritiklose Roboter des bolschewistischen Systems verwandelt werden, von den Problemen einer bewaffneten West-Ost-Auseinandersetzung garnicht zu reden!

In Stuttgart besuche ich meinen ehemaligen Nachrichtenoffizier und erfahre dabei, daß mit meiner Grenzüberschreitung doch nicht alles so glatt gegangen ist. Ich werde also in Kürze zurückfahren müssen, um mich dort zu zeigen. Noch einige Besuche schließen sich an, u. a. bei einem alten Major beim Stabe, der früher ein großer Rennmeister war; seit Kriegsende hat er sich recht und schlecht durchgeschlagen bis er sich „erfangen“ konnte, indem er ein großes Wettbüro für Pferderennen aufmachte, das glänzend läuft, fast so glänzend wie die Pferde selber.

Die Mercedeswerke besuchen wir auch, und ich treffe viele Bekannte dort, zumal ich nach dem Kriege als Fuhrunternehmer verschiedene Mercedeswagen fuhr und dadurch einige Leute vom Werk kennenlernte; bei den Autorennen in Argentinien, an denen Mercedes teilnahm, traf ich auch die sympathischen Sportsleute dieses deutschen Musterbetriebes.

Im Kameradenkreis verfliegen die Stunden immer nur all zu rasch und morgen erwartet mich wieder ein ausführliches Programm.

22. April 1945.

Es war kurz vor neun Uhr heute Abend, als wir nach dem letzten Einsatz landeten. Das Kräfteverhältnis in der Luft ist augenblicklich 1 : 10, denn die Spritlage erlaubt nur, daß ich einige Panzermaschinen mitnehme, die einen Jagdschutz von höchstens einem halben Dutzend Focke-Wulff 190 bekommen können. Unsere Einsätze führten uns gegen Panzer im Raum von Weieka und um Bautzen, wo — auf kleinem Raum zusammengedrängt — die Besatzung noch jede Aufforderung zur Kapitulation abgelehnt hat. In Königsbrück und Bischofswerda konnte der Iwan eindringen, aber bei Görlitz gelang es, die entstandene Lücke wieder zu schließen: ein glänzender Erfolg sehr beschränkter eigener Panzerkräfte.

22. April 1952.

Früh bin ich bei Porsche. Der neue Porschewagen ist ein übersportlicher Typ. Auch in Argentinien verursachte das bis jetzt einzige Exemplar großes Aufsehen.

Wir beraten weiter über das Geschwadertreffen und lassen die Vorverständigung über eine baldige Durchführung anlaufen. Wir wissen aber noch immer nicht, wo wir die Veranstaltung verwirklichen werden, denn es müssen dabei die verschiedensten Faktoren berücksichtigt werden. Auch den Fliegerkameraden Wolf Hirth besuche ich. Er leitet den deutschen Segelflug und seine Organisation läuft gerade an. Die Flugbegeisterung in der deutschen Jugend ist nach wie vor sehr groß, und hat unter dem Druck der feindlichen Besatzung noch an Intensität gewonnen.

Abends erörtern wir im größeren Kreise die so brennenden Probleme der Wiedervereinigung Deutschlands. Es ist doch recht auffallend, wie die Welt es ohne weiteres akzeptiert, daß Frankreich, zur großen Unzufriedenheit Washingtons, den letzten sowjetischen Vorschlag über freie Wahlen, eine daraus hervorgehende Gesamtdeutsche Regierung, die Errichtung einer deutschen Wehrmacht „als nicht unbeachtlich ansieht“, laut Monsieur Schuman. Wagt aber ein Deutscher zu sagen, man solle doch den Sowjetvorschlag ernsthaft prüfen und wenn nötig im Interesse Deutschlands sogar als Mittel benützen, um das alliierte Lippenbekenntnis zur deutschen Einheit etwas konkreter zu machen, so wird er sofort als Sowjetagent verschrien. Allerdings hat der Towarisch Grotewohl den Kollegen im Kreml keinen großen Dienst erwiesen, als er vor einigen Tagen behauptete, daß jede Form einer Revision der Oder/Neiße-Grenze — Friedensgrenze nennen sie diesen Apparat — als nackte Kriegspropaganda bezeichnet werden müsse. Dadurch wird schlagartig klar, daß die Hoffnungen auf aktive Begünstigung der deutschen Wiedervereinigung seitens der roten Mächte eitel sind. Genosse Grotewohl war nicht sehr geschickt mit seinen Bemerkungen in derselben Woche, in der es gerade dreißig Jahre her war, daß der Vertrag von Rapallo Deutschland wirklich neue Möglichkeiten bot. Auch wenn er nur der Anfang einer zähen Werbung der Sowjets um den deutschen Menschen war. Auch wenn deutsche Techniker und die deutsche industrielle Potenz für den Aufbau der Sowjet-Union die unmittelbar größere Bedeutung hatten. Die Sowjet-Union verkörpert nun einmal, einen zwar falschen, aber darum nicht weniger wirklichen Glauben und plant in ihrem apostolischen Eifer immer auf lange Sicht. Für Genossen Grotewohl spielt anscheinend der Tageserfolg eine größere Rolle.

23. April 1945.

Es steht jetzt eindeutig fest, daß die Sowjets unter allen Umständen versuchen, zur gleichen Zeit und mit aller Wucht die Offensive gegen Berlin und Dresden vorzutragen. Wir bekämpfen feindliche Panzer bei Dresden—Radeberg und bei Bautzen. Wir kennen jetzt die Stadt und Umgebung von Bautzen so gut, daß unsere Angriffe hier eine traumwandlerische Sicherheit bekommen. Gerade durch unseren Einsatz hier wollen wir die hartbedrängte Besatzung, die auf engstem Raum mit ungebrochener Kraft weiterkämpft, moralisch in jeder Weise unterstützen. Mit unseren vielen Jahren Ostkriegerfahrung wissen wir zu gut, was es heißt, scheinbar hoffnungslos eingeschlossen doch noch ein Lebenszeichen der eigenen Truppe zu sehen. Es ist derselbe Geist wie er sich so beispiellos in einer Festung wie Breslau oder in den Stützpunkten am Atlantik beweist. Ein ganz übler Gegner, der diesen einmaligen Leistungen seinen Respekt vorenthält. Wir jedenfalls wußten den zwar viel kürzeren aber ehrfurchtgebietenden Widerstand eines Wainright auf Bataan in jeder Weise zu schätzen ... Wie ist es möglich, daß ich an diesem Tage, und unter diesen Umständen an jenen amerikanischen General auf den so weit entfernten Philippinen, in einem noch weiter entfernten Jahre dieses Krieges denke! Ob wir deutschen Michels denn immer unverbesserlich bleiben?

23. April 1952.

In aller Frühe fahren wir nach München zurück. Von der Autobahn sagen sogar die Amerikaner, daß doch nicht alles, was die Nazis gemacht haben, schlecht war. Sie wurde während des Krieges kaum beschädigt, nur die Brücken erlitten schwereren Schaden.

In München treffen wir Vertreter einer andern nationalen Gruppe. Als Außenstehender erkenne ich vielleicht oft besser, wie gleichartig die verschiedenen nationalen Gruppierungen eigentlich sind. Sie besitzen alle dieselbe Grundhaltung: aus der Vergangenheit, auch aus der verpönten jüngsten Vergangenheit, das Gute zu übenehmen und das Schlechte wegzulassen. Leider stehen der Einigung manchmal persönliche Führungsansprüche und sonstiger Kleinkram im Wege. Im Großen und Ganzen aber liegen sie schon richtig.

Wenn die Gegner sagen: Dieses oder jenes kann man nicht beibehalten, weil die Nazis es eingeführt haben, so ist das natürlich lächerlich. Alte Begriffe wie Eid, Tradition und Treue sind auch heute noch wesentlich, denn auch heute bleibt Verrat Verrat und wird nicht plötzlich zu einer Tugend. Nur besteht die Gefahr, daß unter dem gegnerischen Druck gerade gewisser Elemente der sogenannten bürgerlichen Parteien aus taktischen Gründen eine Begriffsverwirrung stillschweigend zugelassen wird, die auf die Dauer eine innere Schwächung zur Folge haben muß. Nehmen wir z. B. den Begriff Nationalismus. Es hieße Verneinung jeglichen dynamischen Fortschrittes und Erstarrung in vergangenen Werten und Begriffen, wenn wir uns in unserem Nationalismus nicht weiterentwickelten und endgültig von der Aera einer Nationalpolitik, wie sie im neunzehnten Jahrhundert begreiflicherweise entstand und auch noch einen wesentlichen Teil dieses Jahrhunderts beeinflußte, lösten. Ob unsere Gegner aus dem revolutionären roten Lager uns ihren bewußten Internationalismus entgegenhalten oder ob unsere Gegner aus dem bürgerlichen Lager der braven Gemeinschaft das Schreckgespenst einer nationalistischen Bewegung auf die biedere Hauswand malen, tut nichts zur Sache. Beide sind unsere Gegner. Daß der diabolisch dynamische Bolschewismus in einem völkischen Nationalismus seinen Hauptgegner sieht und ihm seinen zersetzenden aber totalitären Internationalismus entgegenstellt, dürfte alleine schon genügen, um den „Gutwilligen" klarzumachen, daß es das Jahr 1952 einfach nicht mehr erlaubt, einer Form des Nationalismus zu huldigen, wie sie zur Zeit Bismarcks absolut gültig war.

Die europäische Integration macht keine inneren Fortschritte, trotz allen äußeren Aufwands, weil sie in die Taufe gehoben wurde von geistigen Zeitgenossen eines Bismarck, Pitt oder Clemenceau. Was europäische Integration ist, hat unser Rußlandfeldzug bewiesen, als vom hohen Norden bis zum Schwarzen Meer Söhne aller Völker Europas nebeneinander standen, im Kämpfen wie im Sterben, weil eine nationalistische Lebenshaltung und eine nationalistische Gedankenwelt dazu den kategorischen Befehl gab, und einer Gefahr Auge in Auge gegenüberzustehen begriffen, die lachend über politische Gebilde wie Nationalstaaten hinwegfegen würde, um das Zeitalter der grauen Vermassung einzuleiten, die mit jeder Individualität des einzelnen wie der Völker aufräumen würde.

Und wenn man noch im Jahre 1941, 1942, 1943 diese Integration

störende und verzögernde Elemente akzeptieren konnte, ob sie nun Laval, Horthy, Antonescu oder sonstwie hießen, und in Deutschland in Unmengen an hohen und niedrigen Stellen zu finden waren und einen verkalkten, vollkommen unzeitgemäßen, reaktionären Imperialismus vertraten, im Jahre 1952 ist dank der alliierten Verblendung die bolschewistische Gefahr derart angewachsen, mitten in Europa, in jedem Ministerium der „freien" Welt, ist so groß und stark geworden, daß die Integration kein Objekt diplomatischer Tauzieherei mehr sein kann, sondern entscheidend über Leben oder Untergang Europas geworden ist. Diese Integration wird nationalistisch sein, das heißt also im tiefsten Sinne völkisch sein, oder sie wird nicht sein und Europa, die redenden, verhandelnden, Kompromisse suchenden, sich vor lauter diplomatischer und geschäftlicher Gerissenheit überschlagenden Völker Europas werden von dem jungen, unverbrauchten, vor Kraft strotzenden Barbaren mit dem Pferdemagen aus dem Osten allesamt über Nacht verfrühstückt.

24. April 1945.

Heute berichtete mir der I c, daß Deutschland den Vereinigten Staaten, der Sowjet-Union, England und Frankreich den Vorschlag gemacht hat, alle Kriegsgefangen auf den Vormarschstraßen der Alliierten zurückzulassen und sie nicht weiter ins Landesinnere zu transportieren, Bedingung ist nur, daß die Alliierten die Kriegsgefangenen nicht mehr im aktiven Kriegsdienst verwenden sollen. Da war mein deutscher Michel von gestern doch nur ein Milchkalb! Wenn wir diesen Krieg verlieren würden, würde so ein Geschrei über die deutsche Barbarei organisiert werden, daß eine humanitäre Haltung, wie sie in dieser Nachricht zum Ausdruck kommt, von keinem Menschen der Welt auch nur erinnert werden würde.

In pausenlosen Einsätzen haben wir russische Panzer, Pak- und Artilleriestellungen nördlich Weißenburg, südöstlich von Burg und östlich von Oberfürstchen bekämpft. Unsere Gegenangriffe auf der Erde haben wir mit so guter Wirkung unterstützen können, daß es unseren Truppen gelungen ist, bis in den Raum östlich Bautzen einzudringen. Dort schieße ich heute auch meinen sechsundzwanzigsten Panzer „mit einem Fuß" ab.

24. April 1952.

Wir haben bis morgens um 5 Uhr getagt, weil wir noch zu einigen Kameraden der Gebirgsjäger in den Bergen gefahren sind. Prachtkerle, die weder durch Berufsverbot, Diffamierung, Spruchkammer oder serienweise vorgenommene Haussuchungen und sonstige Schikanen sich auch nur im Geringsten in ihrer glühenden Passion für Deutschland beeinflussen lassen, und Verrat Verrat nennen, auch wenn sie deswegen als Feinde der Demokratie verschrieen werden, weil alle Begriffe auf den Kopf gestellt sind.

Als wir in der Frühe durch die herrlichen morgendlichen Berge in die „bewohnte“ Welt zurückkehrten, sahen wir plötzlich eine dichte Sperre deutscher Polizisten und Amerikaner. Ich wußte noch nicht, was los war, nur daß ich mich nicht recht behaglich fühlte. Ausweichen ging nicht, also mitten hinein gefahren. Es war der harmlose Start zur „Deutschlandfahrt“. Ich bin dann zwanzig Kilometer auf der Rennstrecke mit Affengeschwindigkeit durchgefahren, bis es ruhiger wurde und ich wieder von der Rennstrecke abbiegen konnte. Man tat mir nichts, vermutlich gehöre ich zum „Rennkomitee“.

Ich muß heute nach Österreich zurück, denn ich habe erfahren, daß irgendjemand, anscheinend meinetwegen, aufgeflogen sein soll. Also bequeme ich mich wieder über die Grenze. Die Österreicher sind ganz erstaunt, mich wieder zu sehen und ich soll bestraft werden, „mit Schillingen“, wegen einer Sünde gegen die Grenzbestimmung. Wenn mir diese Sünde schriftlich quittiert wird, bin ich einverstanden. Weiter ist aber nichts passiert. Ich entschließe mich wieder zu Striede zu fahren, weil ich hoffe, die Anproben voranzubringen.

25. April 1945.

Früh fliege ich einen Angriff auf Panzer bei Kleinwellka. Wütendes Abwehrfeuer, das sich auch von den Bomben der Focke Wulff-Maschinen garnicht einschüchtern läßt. Ich kann mein erstes Opfer schön aus der Sonne heraus angreifen und treibe den Galgenhumor soweit, darüber nachzusinnen, wie angriffsmäßig der russische Vormarsch jedenfalls den Vorteil hat, daß wir auch mal frühmorgens aus der Sonne, die dann bekanntlicherweise im Osten steht, angreifen können. Als ich wieder lande, liegt ein Funkspruch aus dem Führerhauptquartier vor. Aber er ist so verstümmelt, daß ich nur mit größter Mühe entziffern

kann, daß ich für irgendeine „wichtige" Aufgabe „dringendst" nach Berlin kommen soll. Der Befehlshaber des Fliegerkorps will mich nicht starten lassen: „ich weiß garnicht, wo Sie landen können in Berlin, und passiert irgendetwas oder landen Sie gar bei den Russen, schlägt man mir den Kopf ab."

Er verspricht mir, den Text des Funkspruches zu ermitteln und gleichzeitig sich nach Landemöglichkeiten zu erkundigen. Nachdem die Anruferei beendet ist, starte ich gleich wieder zum Einsatz. Die Russen haben Großenhain genommen, aber unsere eigenen Gegenangriffe bei Bautzen kommen verhältnismäßig gut vorwärts. Die Fliegerei gestaltet sich jeden Tag schwieriger. Oft hängen schon beim Start russische oder amerikanische Jäger oder Jabo's in der „Nachbarluft" und wir müssen uns alle Mühe geben, unseren Schwächemoment beim Start so schnell wie möglich zu überwinden. Im Anflug in den Einsatzraum stoßen wir auch fast jeden Tag auf feindliche Verbände. Unsere Focke Wulff dürfen ihre Bomben dann nicht abwerfen, denn erstens würden sie auf eigenes Gebiet fallen und zweitens müssen wir äußerst sparsam sein, weil wir schon nicht mehr den Krieg der armen, sondern der allerärmsten Leute führen. Die Bomben behindern natürlich die Maschinen bei ihrer eigentlichen Aufgabe des Jagdschutzes für uns. Aber auch im Einsatzgebiet wimmelt es oft von Feindmaschinen und ist ruhiges Angreifen eine Frage von eisernen Nerven. Es ist fatal, wenn man sich in solchen Umständen zu gleicher Zeit mit feindlichen Maschinen und mit dem Angriff zu beschäftigen hat. Ich muß mich völlig auf den Angriff konzentrieren und den Kampf mit feindlichen Jägern dem Begleitschutz überlassen. Zumal die Erdabwehr schon unheimliche Arbeit erfordert. In dem Bruchteil der Sekunde, gleich nach dem Angriff schenke ich meine Aufmerksamkeit wiederum den Feindmaschinen, bis ich zum neuen Sturzflug ansetze. Die feindlichen Maschinen sind im Durchschnitt 350 bis 400 km schneller, aber auch davon dürfen wir uns nicht beeindrucken lassen, denn mit Minderwertigkeitskomplexen ist überhaupt nichts mehr zu machen unter den heutigen Verhältnissen. Stur bleiben, mit dieser Sturheit haben wir jetzt Weißenburg zurückerobert.

25. April 1952.

Heute habe ich einen ungarischen General mit einigen seiner Kameraden zu Besuch. Er hat auf unserer Seite gekämpft aber am Ende das Drama des Versinkens Ungarns in den roten Sturmwellen bis zur

letzten Stunde miterlebt. Er erzählt mir erschütternde Szenen davon. Meine Gedanken gehen unwillkürlich während des Gespräches zurück zu den vielen Grabstätten ungarischer Honvedsoldaten, wie sie im ganzen Süden Rußlands verstreut lagen, denn der „good old Joe" hat selbst ihren Gebeinen keine Ruhe gegönnt.

26. April 1945.

In den Morgenstunden haben wir Einsatz geflogen gegen Panzer bei Ratibor. Gegen Mittag ist wiedermal eine Panne bei der Spritlieferung die Ursache, daß wir nicht weiter zum Einsatz kommen. Ich telefoniere herum, schreie, bettle, stöhne, fordere, alles hilft nichts. Gegen Abend fahre ich im Wagen nach Görlitz, wo ich einen großen Teil meiner Jugend verbrachte. Ich treffe Bekannte und Unbekannte an jedem Punkt der geliebten Stadt. Greise und Jungs stehen beim Volkssturm, Frauen und Mädchen buddeln Panzergräben. Überall treffe ich nur grimmige Entschlossenheit und sogar Zuversicht. Jeder Mann und jede Frau ist sich bewußt, im allereigentlichsten Sinne für das Vaterland zu kämpfen. Hier verteidigen sie eigenes Leben, das eigene Haus, das eigene Stückchen deutschen Bodens. In diesen Menschen lebt eine phrasenlose Abwehr, aus den Tiefen des Instinktes emporsteigend, gegen den Bolschewismus und seine bluttriefenden Horden. Sogar Kriegsgefangene helfen vollkommen freiwillig mit, und wo es vielleicht vorher irgendwelche Bitterkeit gab, ist jetzt ein mutiges Bekenntnis zu dem gemeinsamen europäischen Schicksalskampf an die Stelle getreten. Die Nachricht, daß die sowjetischen Truppen nordwestlich von Dresden die Elbe überschritten haben sollen, löst nicht die geringste Aufregung aus. Es ist so, als ob diese Greise, Frauen und Kinder entschlossen seien, auch dann noch den Kampf weiterzuführen, wenn über ganz Deutschland die rote Fahne wehen würde und das wirkliche Deutschland nur noch in den Mauern dieser Stadt lebte. Wäre es nur möglich, der Feindeswelt im Westen dieses Schauspiel starker Herzen, die wortwörtlich eher bereit sind zu sterben als sich dem Bolschewismus auszuliefern, zu zeigen. Wer redet da noch von Demokratie, Parlamentarismus oder Nationalsozialismus. Der Nationalsozialismus dieser Deutschen hat sich von jedem phrasenhaften Ballast befreit und ist zurückgekehrt zum Urkern, zu den wirklichen Werten, aus denen er entstanden und auf-

gestiegen ist: fanatische Liebe zur deutschen Erde, Dienst an der Gemeinschaft, Ausmerzung jeden Egoismus.

Das Erlebnis dieser Fahrt nach Görlitz bringt den Einsatzwillen fast schmerzhaft zum Bewußtsein.

26. April 1952.

Und wieder muß ich serienweise Gummi- und Filzfüße ausprobieren und mache dazu einen herrlichen Spaziergang, zusammen mit Freund Striede, durch die Bergwälder. Wenn ich in Argentinien an Heimat denke, ist es immer diese Landschaft, die vor meinen Augen aufersteht. Wir spazieren nach dem Tiersee. Eine Gruppe deutscher Filmkünstler dreht dort einen Film und wir schauen uns den Betrieb an. Eine bekannte Künstlerin zählte zu ihrem Freundeskreis den Major Kupfer, einen der hervorragendsten Kommandeure des Immelmanngeschwaders, der auf einem Flug über dem Balkan über Partisanengebiet verschollen ist.

27. April 1945.

Hartnäckig versuchen die Russen, das befreite Bautzen wieder zu nehmen, und ebenso hartnäckig wehren wir uns. Wieder sind Panzer bei Bautzen unser Angriffsziel. Es gelingt mir, drei davon abzuschießen. Ich bin hundemüde und will mich gerade schlafen legen, als der General und Chef des Fliegerkorps mich um 11 Uhr abends noch anruft. Er sagt mir, daß er erst jetzt Verbindung mit Berlin bekommen habe, bezüglich des Funkspruchs aus dem Führerhauptquartier vom 25. April morgens. Ich soll noch heute Nacht mit einer Heinkel 111 nach Berlin fliegen. Ein Flugplatz ist nicht mehr verfügbar, in der ganzen Stadt wüten heftige Straßenkämpfe. Die einzige Landemöglichkeit liegt auf der großen Verkehrsstraße der Ost-West Achse, die allerdings unter ständigem Feuer von Mörsern und Artillerie liegt. Ich muß mich beeilen, denn schon der Start wird sehr schwierig sein. Unser Platz ist klein und sehr unfrei. Die umliegendenden Höhen zwingen uns, schnell zu steigen. Aber ich will nach Berlin, denn die Führung muß aus der Stadt heraus, sonst kann der Krieg nicht fortgesetzt werden. Es ist gut möglich, daß dies meine letzte Eintragung ist: Deutschland, ewiges, herrliches Deutschland . . .

27. April 1952.

Heute setze ich mich wieder nach Westdeutschland ab und obwohl es nicht ganz ohne Hindernisse geht, gelingt es schließlich doch. In München ist unterdessen auch ein Berliner Kamerad eingetroffen, erzählt uns von den Verhältnissen dort und schildert die Gegensätze zwischen den einzelnen Zonen. Er ist im Transportgewerbe tätig, kommt so sehr viel herum und sieht die Kontraste der Zonen in ihrer schärfsten Form. Er beklagt sich über das tagelange Herumliegen bei den Grenzposten und weiß Interessantes aus der Ostzone zu berichten.

Mit Joachim, Otto und Erich erledigen wir weitere Vorbereitungen für das Geschwadertreffen, das eine Unsumme kleiner und kleinster Einzelheiten zu überlegen und zu tun aufgibt.

28. April 1945.

In stockfinsterer Nacht um ein Uhr sind wir gestartet. Einsam und verlassen unter dem endlosen Himmel, ein winziger Punkt, und unter uns die stöhnende, brennende und flammende Erde der Heimat. Wird dieser Krieg nach sovielen Jahren, nach sovielen Kämpfen nun damit enden, daß Deutschland in der Glut gieriger Flammen verkohlt? Schon bevor wir Berlin erreichen, suchen die russischen Scheinwerfer nach uns und starkes Flakfeuer empfängt uns. Es interessiert mich nicht, dieses Flakfeuer. Was macht es schon aus, wenn auch wir in den Brand Berlins hineinstürzen und auf diesem flammenden Altar Europas das bißchen Fleisch und Knochen ebenfalls opfern? Aber ich habe einen Befehl, und der muß ausgeführt werden. Durch Funk teilt uns die Bodenstelle mit, daß wir warten sollen, und dann kommt eine Nachricht von Oberst von Below, daß wir in Rechlin landen sollen. Aber Rechlin will seinen Platz nicht beleuchten und wir landen schließlich in Wittstock, etwa 30 km von Rechlin. Es wird drei Uhr morgens, bevor ich von Rechlin aus mit Berlin telefonisch in Verbindung treten kann. Oberst von Below teilt mir mit, daß Feldmarschall Greim rechtzeitig durch Funk erreicht worden sei und meinen Auftrag übernommen hat. Ich schlage dem Oberst vor, ich wolle mit einer Stuka auf der Ost-West Achse landen und die Führung aus Berlin fliegen. Nach einiger Zeit meldet er sich wieder und sagt, daß der Führer sich entschieden hat, um jeden Preis Berlin zu halten und die tapfere Stadt nicht zu verlassen. Ich solle mit meinem Geschwader die Armee Schörner unterstützen, die wie

die Armee Wenk durch einen Gegenstoß Berlin entsetzen soll. Er sei nunmehr entschlossen, noch in dieser Nacht an der Elbe den Amerikanern den Rücken zu kehren und die so freiwerdenden Truppen in die Schlacht um Berlin hineinzuwerfen, damit vor Welt und Geschichte der deutsche Schicksalskampf gegen den Bolschewismus eindeutig unter Beweis gestellt wird.

Die Ruhe, die mir die Stimme aus dem Führerbunker über das Dezimeterwellengerät vermittelt, läßt sich mit menschlichen Maßstäben bereits nicht mehr messen. Das Schicksal hat uns in eine schaurig große Zeit hineingestellt und Feiglinge wären wir, würden wir uns vor ihrer großartigen Grausamkeit in kleinere Maßstäbe flüchten.

28. April 1952.

Ganz früh bin ich abgefahren nach einem kleinen Dorf in Mittelfranken, siebzig Kilometer südwestlich von Nürnberg. Dort wohnt Mutter und dort ruht Vater in seinem Grab. Hierher zogen meine Eltern auf ihrer Flucht vor der roten Armee. Als Pfarrer war Vater schon in den Ruhestand versetzt und war hier eine Art Aushilfe, aber da der eigentliche Pfarrer noch in Gefangenschaft war und das kleine Dorf von kaum 200 Einwohnern die doppelte Zahl Flüchtlinge beherbergte, war er bis zu seinem Tode noch voll beschäftigt, weil er sein hohes Amt der Seelsorge mit einer sich selbst gegenüber außerordentlich gestrengen Genauigkeit ausübte. Bevor ich zu Mutter gehe, will ich erst sein Grab besuchen. Obwohl ich das Dorf garnicht kenne, finde ich den Friedhof sofort. Es ist fünf Uhr morgens. Über der hügeligen Landschaft liegt glitzernder Tau. Krachend geht das Eisentor auf und in genauen Reihen liegen die gutgepflegten Gräber. Vaters Grab finde ich gleich, es ist mit vielen frischen Blumen zugedeckt. Für einen Augenblick schießt mir der heiße Zorn empor, daß Fremde mich daran hindern konnten, ihm in seiner letzten Stunde beizustehen. Vater war ein strenger, rechtschaffener Mensch, der gerade durch das Leben ging. Er war ein begeisterter Humanist und verfügte über ein großes, tiefes Wissen. Aber seine Weisheit war immer warmherzig und nie weltfremd. Er scheute sich nicht davor, seine Schäflein überall dort zu suchen und ihnen zu helfen, wo sie ihn brauchten, ob bei der Arbeit, ob im Wirtshaus. Politisch oder kirchenpolitisch hatte er nie die geringsten Ambitionen und hielt sich von allem fern, was auch nur im geringsten die Einheit seiner Gemeinde

bedrohen könnte. Sein Leben gehörte ganz und gar seinem Amt und seiner Familie und er hat geschuftet, um uns Kindern eine gute Erziehung und Ausbildung mit auf den Lebensweg zu geben. Dies war nicht einfach, zumal meine ältere Schwester das Medizinstudium gewählt hatte. Aber aus seinem tiefen, festen Gottvertrauen schöpfte er die Kraft, den Wettlauf des Lebens zu bestehen. Ich sehe dich noch vor mir, Vater, jedesmal wenn ich nach einem kurzen Besuch wieder ins Feld zog und Gott dir die Ruhe gab, die mir beim Abschied zur Stärkung gedieh ... Ich sehe dich noch vor mir, Vater, wie deine Augen und deine Züge eine milde Strenge bekamen, als du mir sagtest, ich sollte die Tugend der innerlichen Demut bewahren, je höher ich auf der unsicheren Leiter des Kriegsglückes und des Kriegsruhmes stiege ... Ich sehe dich vor mir, Vater, bei jeder entscheidender Wendung in meinem Leben. Und ich will versuchen, deiner Gradheit nachzuleben ...

Mutter ist freudig überrascht, so früh am Morgen. Sie nimmt mich in ihre Arme und es tut gut, Mutter mal wieder so nahe bei sich zu haben. Sie erzählt von der kurzen Krankheit Vaters, von den heftigen Schmerzen und einer akuten Medizinalvergiftung. Ein Blick aus Mutters Fenster macht mir klar, warum sie sich nicht entschließen kann, hier wegzuziehen: das Fenster liegt genau mit Blickrichtung auf das Grab. Ich sage ihr, sie soll schnell ihre Sachen packen und die Gelegenheit benützen, auf dem Wege Bekannte und Verwandte und vor allem meine Kinder zu besuchen. Aber es wird natürlich doch elf Uhr, bevor wir losfahren in Richtung Stuttgart über Nördlingen. Wir fahren an Schwäbisch-Hall vorbei, wo soviele Kameraden zu Tode gepeinigt wurden und auch jetzt noch viele die Gerechtigkeit der besseren Welthälfte an Leib und Seele spüren. Auch dieser Kalvarienberg der deutschen Passion wird in die Geschichte eingehen.

Wir fahren schnell, Mutter nörgelt leise vor sich hin, wir fahren etwas schneller, Mutter nörgelt etwas lauter vor sich hin. Dann lachen wir beide recht herzlich.

29. April 1945.

Einsatz gegen Panzer bei Königsbrück. Mussolini ist in Mailand an den Beinen aufgehängt worden und der Pöbel hat ihn bespuckt. Panzer bei Königsbrück. Deutsche Heerführer sollen an verschiedenen Stellen eine selbständige Kapitulation durchführen wollen. Panzer bei

Königsbrück. In Wien haben russische Offiziere einen Kranz am Beethovenmonument niedergelegt. Panzer bei Königsbrück. Der Russe steht auf dem Potsdamer Platz. Panzer bei Königsbrück. Wo ist mein Kind? Panzer bei Königsbrück. Nur nicht denken, den Propfen in der Kehle nicht spüren. Panzer bei Königsbrück. Durchhalten, hart bleiben, weitermachen: Königsbrück haben wir wiedergenommen!

29. April 1952

Kurz vor Heidelberg biegen wir von der Autobahn ab, weil ich unbedingt einen ehemaligen Offizier meines Bodenpersonals besuchen will, der gerade aus russischer Gefangenschaft zurückgekehrt ist. Er ging bei der Kapitulation in der Tschechei verloren mit der Bodenkolonne, die unter der Führung unseres geliebten „Fridolin“, des Major Becker, von den Tschechen auf hinterhältigste Weise abgeschlachtet wurde. Wir versuchen die Geschehnisse zu rekonstruieren und auszumachen, wieviele vermißte Kameraden unserer Bodenkolonne wahrscheinlich umgekommen sind. Dieser Offizier war eine Zeit lang gefangen mit Otto Kinader, dem Staffelkapitän meiner zweiten Gruppe und hervorragendem Begleitschutzflieger für uns Panzerknacker. In dem Gefangenenlager bei Leningrad gehörte das Hungerödem zur politischen Umerziehung, wie sie unentwegt durch die Antifa-Professoren betrieben wurde.

Dort in der Nähe kommt auch noch ein Erfinder angerauscht, der ein Hubschrauberprojekt auseinandersetzt. Wir machen ab, daß wir uns schriftlich über die Geschichte unterhalten werden, denn ein Gespräch zwischen Tür und Angel auf der Autobahn kann kaum endgültig sein. In Frankfurt treffe ich den Kameraden Korol, den Panzerstaffelkapitän meines Geschwaders und einen der erfolgreichsten Panzerjäger mit an hundert Abschüssen. Ich nehme ihn mit Richtung Kassel. Auf der Durchfahrt entschließen wir uns in Ziegenhain auszusteigen, sehen uns alles ziemlich genau an und treffen den Entschluß, hier das Geschwadertreffen zu veranstalten. Erleichtert fahren wir weiter durchs Siegerland und durch's Bergische Land nach Köln. Bergauf, bergab über herrliche Straßen und schnell wie der Blitz. Für Mutter ist etwas nachteilig, daß ich so schnell fahren muß, weil sie bald nach links, dann wieder nach rechts fliegt. Aber sie ist ja früher mit mir so viel Motorrad gefahren und war die furchtloseste Amazone, die je hinter meinem Rücken gesessen hat.

Sie lacht auch nur höhnisch, wenn ich sie frage, ob ich langsamer fahren soll.

Von Köln aus gleich durch nach Düsseldorf, wo ich versuche, noch einige Kameraden zu erreichen. Vergeblich, es ist schon zu spät. Dann ein frohes Wiedersehen mit den Kindern, nach langen, langen Monaten. Beide Jungs sind gewaltig gewachsen. Der jüngere hat noch immer Schwierigkeiten mit seiner Gesundheit: die Nachkriegszeit hat ihn erst mit einer Lungentuberkulose bedacht und nachher mangelnder Kalkbildung. Er hat jetzt auch eine Art Prothese, aber meint: „ich werde meine mal los werden, aber du wirst bestimmt noch hundert verschleißen!“ In der Schule ist der Große ein Licht, im Gegensatz zum Vater, aber der Junge von sechs gleicht es wieder aus, denn er hält nicht soviel davon, ist dafür ein Fußballfanatiker. Und so schließt sich wieder der Ring. Zumal sie mit der Fliegerei beide schwerstens erblich belastet sind. Sogar die späte Stunde hindert sie keineswegs daran, mich immer wieder ins Kreuzverhör zu nehmen. Beide sprechen sie schon stark rheinischen Dialekt. Auch für mich eilt die Zeit unmerkbar dahin, aber die Stunden sind zu schön, als daß ich sie kürzen möchte.

30. April 1945.

Eben ist ein langes Gespräch mit Kameraden beendet. Das Thema konnte kein anderes sein als das, um das unsere Gedanken fieberhaft kreisen: irgendwie eine Lösung zu finden aus der Lage, die mit jeder Stunde aussichtsloser scheint. Keiner hat es offen zugeben wollen, aber jeder hat im innersten Herzen gehofft, daß der deutsche Befehl, durch den der Kampf gegen die Amerikaner an der Elbe beendet wurde, bei den westlichen Alliierten eine Reaktion auslösen würde, die mindestens das weitere Vordringen der Russen in Europa verhindert. Jetzt allerdings ist es offensichtlich: die Engländer und Amerikaner *wollen* Berlin an Asien verschenken. Aber andererseits haben wir schon gestern festgestellt, daß die amerikanischen Jäger uns nicht angreifen, sobald sie bemerken, daß wir gegen die Russen fliegen oder im Luftkampf mit den Roten stehen. Sollte das eine tiefere Bedeutung haben? Wir wagen es nicht, diese Frage zu beantworten, nicht weil uns der Mut dazu fehlen würde, unser persönliches Schicksal ins Auge zu fassen, sondern weil wir nicht daran denken mögen, welche Folgen es für unsere Heimat, für das Abendland, ja für die ganze Welt haben wird, wenn der verbre-

cherische Hurentanz des Westens mit dem Kreml trotz allem weitergeht. Amerikaner und Engländer scheinen vor der Welt auszuposaunen: nach uns die Sintflut! Aber diese Sintflut des siegreichen Bolschewismus wird vor ihren Grenzen und Schwellen nicht Halt machen, denn für Ideen bestehen keine Weltmeere. Der zersetzende Bolschewismus wird sich durch ihre Panzertüre hindurchfressen, in ihre Konferenzsäle schleichen und sich in die Köpfe und Herzen ihrer eigenen Völker hineinschlängeln. Warten sie jetzt zu lange, so wird ihnen auch das lauteste Stöhnen und Klagen nachher nichts mehr nützen.

30. April 1952.

In Düsseldorf treffe ich viele Geschwaderkameraden, um mit ihnen die Organisation in Westdeutschland für unser Treffen zu besprechen. Mittags besuche ich weitere Kameraden in Wuppertal. Abends treffen wir uns mit mehreren Freunden und Bekannten bei Hans Fritsche in Köln, der uns interessante Einzelheiten aus seinem Aufenthalt in Moskau erzählte, wo die Sowjets ihn aus taktischen Erwägungen sogar etwas ins Vertrauen zogen. So verneinten die Sowjets heftig, daß sie uns im Jahre 1941 angreifen wollten, fügten aber hinzu, es im Jahre 1942 sicher getan zu haben; ihre Angriffspläne wurden dann über den Haufen geworfen durch unseren eigenen Angriff. Fritsche erzählt sehr lebendig und es wird ein Uhr nachts bevor wir aufbrechen.

1945 — MAI — 1952

1. Mai 1945.

Solange ich lebe, werde ich diese feuchte, trübe Morgendämmerung nicht vergessen! —

So gut wir können, schlagen wir immer wieder die wütenden Angriffe der Russen auf Bautzen und Königsbrück ab. Zwischendurch tanken, Munition ergänzen, schnell etwas essen, wie immer. —

Aber da hat einer den Lautsprecher eingeschaltet und plötzlich spricht eine Stimme langsam und klar, jede Silbe deutlich akzentuierend, diese unfaßbare Meldung:

Der Führer gefallen! — —

Wie lange ist es her, daß ich das letzte Mal Angst, ganz bewußt Angst empfunden habe? Aber jetzt, bei dieser Meldung überfällt sie mich, würgt mich, schnürt mir den Hals zu. Es ist mir, als versänke ich in einem Abgrund von grauer Trostlosigkeit, und das ganze Gebäude von erkannter Notwendigkeit und bewußter Entschlossenheit, das ich mir in den letzten Monaten aufgebaut hatte, droht jäh zusammenzubrechen.

Was sind, gemessen an diesem Augenblick, die Momente der höchsten Gefahr während des ganzen Krieges? Da ahnte ich doch immer, wenn es jetzt auch gleich mit mir aus sein würde, wenn ich ausfiele, so ginge doch der große Kampf, den ich geführt habe, weiter. Aber jetzt?

Ist das nun das Ende dieses jahrelangen Weges durch Krieg, Opfer, Kampf und Tod?

Der Führer tot. Eine gähnende Leere, das absolute Nichts tut sich auf, und plötzlich begreife ich, was dieser Mann in Wahrheit bedeutete. Er war das Zentrum, auf das wir unbewußt all unsere Hoffnung setzten. Solange er lebte, war uns der Krieg nicht verloren, solange er lebte, war kein Mißstand unheilbar, solange er lebte, war die Idee immer noch stärker als alle menschliche Unzulänglichkeit. Solange er lebte, konnten wir nicht verzweifeln. Er war der große Willensmotor der Nation, hielt alles zusammen und alles in Bewegung. Er machte die Deutschen zu einem Volk in dem Sinne, in dem sie es noch nicht gewesen waren. — Und nun ist er nicht mehr. — —

Die Kameraden haben alle die Meldung gehört. Keiner spricht ein Wort. Wir wagen kaum, uns flüchtig anzusehen. Uns allen ist eine Welt zusammengebrochen. Jetzt fühlen wir erst, wie stark wir alle noch gehofft hatten, trotz allem!

Mit brüchiger Stimme gebe ich meine Befehle. Wir starten und fliegen unseren Einsatz, greifen bei Bautzen und Königsbrück Panzer an und vernichten sie. Was sollen wir auch anderes tun? Russenpanzer sind genug da, überall, mehr als genug. Wien ist russisch, Berlin ist russisch, der Rhein ist amerikanisch, Norddeutschland englisch, aber Bautzen und Königsbrück sind wieder deutsch. Lächerlich, diese Bilanz, aber unsere Pflicht, unsere Soldatenpflicht heißt jetzt Bautzen und Königsbrück, nichts weiter.

Nach der Rückkehr vom letzten Einsatz des Tages sitzen wir noch eine Weile herum. Zusammen kann man das wirklich nicht nennen. Jeder ist zu sehr mit sich selber beschäftigt. Was soll nun werden?

1. Mai 1952.

In Bonn unterhalte ich mich mit verschiedenen Leuten, die vielleicht in einem „kommenden" Luftfahrtministerium vertreten sein werden. Ihre Ansicht ist sehr aufschlußreich. Meine Argumente: erst müssen sämtliche „Kriegsverbrecher" entlassen werden, dies ist das wenigste, denn an und für sich haben wir das Recht, auch die Freiheit jener Hunderttausende von Kameraden zu fordern, die von den westlichen Alliierten zurück in die Sowjetlinien gezwungen wurden; oder wenn ich zweifelnd frage, ob die zehn geplanten Divisionen ausreichend sein werden gegenüber der gewaltigen Sowjetmacht, so erfüllt mich die Kurzsichtigkeit der Antwort mit staunendem Schrecken. Sie beschränkt sich darauf: wir müssen überhaupt erst Waffen in der Hand haben, dann werden wir mal weiter sehen! Erquickender ist das Gespräch, das ich mittags in Köln habe mit Kameraden der Panzerwaffe, die das Universitätsstudium aufgenommen, nachdem sie in den ersten Nachkriegsjahren und anschließend an ihre Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft sich die Mittel zum Studium durch Arbeit erwarben. Sie haben sich nationalen Gruppen angeschlossen und sind nun dem entsprechenden freundlich lächelnden Terror ausgesetzt, in Form von Redeverbot, Studienverbot, Verurteilungen und Schikanen, der Unmöglichkeit eine Referendarstellung zu bekommen und Behinderung in der Berufsausübung. Dies alles nur, weil

sie ihr Fähnchen nicht nach dem Winde hängen, und das demokratische Recht zur Meinungsfreiheit in Anspruch zu nehmen versuchen. Und weil diese ihre Meinung alte deutsche Ehrbegriffe hoch hält, ist sie undemokratisch und infolgedessen strafbar.

Vom ersten Mai habe ich überhaupt nichts bemerkt, wahrscheinlich übt die neuerdings wiederum rein marxistische Version dieses Tages keine Anziehungskraft mehr auf die Massen aus.

Am späten Nachmittag fahre ich zur Familie in Düsseldorf zurück und begrüße hier auch den Kameraden Niermann, der kaum vierzehn Tage verheiratet, in der sonnigsten aller Stimmungen seine Deutschlandfahrt macht. Weil er schon vor mir aus Argentinien abgefahren ist, kann ich ihm die letzten Neuigkeiten von drüben erzählen.

Mutter bleibt jetzt vorläufig in Düsseldorf.

2. Mai 1945.

Eine furchtbare Nacht!

Die Gedanken wühlen und wühlen. Sie kreisen um die Reste der stolzen Reichskanzlei, die noch vor wenigen Jahren die äußere Bestätigung unseres Aufstieges war. Dort, eingeschlossen von einem Ring aus Feuer und Stahl, hat nun der Mann seinen Tod gefunden, der mich so oft mit seiner Anerkennung und mit seinem Vertrauen ausgezeichnet hat, und es tut mir bitter weh, daß ich ihm dieses Vertrauen so oft nur mit einem „Nein!“ lohnen konnte. —

Um für Deutschland, für Europa, für die Welt ein für alle mal mit dem Bolschewismus ein Ende zu machen, drang er in die Sowjet-Union ein, kämpfte noch siegreich unter den Mauern Moskaus, am Kaukasus und an der Wolga und wurde schließlich von dieser teuflischen Kombination der barbarisch-ursprünglichen Kraft Mütterchen Rußlands mit dem kühl rechnenden, weltrevolutionären Bolschewismus zurückgedrängt auf ein paar Quadratmeter Berliner Erde, über denen jetzt bestimmt auch schon Hammer und Sichel wehen.

Gewiß, mein Verstand hat mir einen solchen Ausgang seit langem vorausgesagt und es war dann fast wie ein Trost, daß dieses Ende in seiner Größe an die antiken Sagen und Tragödien gemahnt. Aber der Glaube an irgendeine andere Wendung im letzten Augenblick war doch immer wieder so wild und so blind, nicht nur bei mir, daß dann die Meldung gestern uns allen den Boden unter den Füßen weggerissen hat.

O, ich ahne, was jetzt kommt. Die Ratten und das Gesindel werden allenthalben aus ihren Löchern schlüpfen, werden frecher und frecher ihr Haupt erheben, werden ihre Stunde gekommen glauben und werden nur allzubald die Unsicheren zu sich herabziehen und die Aufrechten jagen. Sie werden nicht nur die Gestalt des Führers begeifern, sondern auch sein Werk, sein Lebensziel. Sie werden alles Große mit ihren entsetzlich kleinen Maßstäben messen und damit in ihre schmutzige Atmosphäre herabziehen. Ich habe als Junge einmal ein Buch von Emil Ludwig über Friedrich den Großen gelesen. Ich spüre den Ekel noch jetzt auf der Zunge. Das alles wird nun wiederkommen. —

Aber noch bin ich nicht allein! Da endlich der Morgen kommt, erhebe ich mich mit einem Gefühl des Trostes im Herzen: noch habe ich mein Geschwader, diese wunderbare Gemeinschaft von Männern! Ich muß es ihnen sagen!

Ich lasse antreten und spreche zu ihnen. Sage, daß wir jetzt ganz auf uns gestellt sind, daß wir nur noch uns haben, sie mich und ich sie, und daß unser Kampf weitergeht, natürlich weitergeht! Wie könnte er jemals zu Ende sein? Nun müsse sich zeigen, daß Adolf Hitler mehr als nur eine flüchtige Tageserscheinung gewesen sei. Der echte Soldat tut seine Pflicht auch jetzt, bindet sie nicht an das leibliche Dasein einer Person. Wie einst seine Ahnen, so ist er nun selber Schutz und Schild für das Abendland gegen den immer wieder vorstürmenden Osten. Wie unbedeutend ist gegenüber der einmaligen Größe dieser geschichtlichen Aufgabe die Verständnislosigkeit der Welt, ja, die verbohrte Verblendung der europäischen Völker selber ...

Und während ich spreche, wird in mir selber alles wieder klar und ruhig. Wir fliegen und kämpfen weiter. Alles weist darauf hin, daß der Kampf einem bitteren Ende entgegengeht, aber wir verschließen Augen und Ohren vor diesem Ende. Denn wir wollen weiterkämpfen, unbeschwert von Ahnen oder Wissen, unbelastet von Berechnungen und Feigheit, weiterkämpfen, wie so mancher „verlorene Haufen" in der Heldengeschichte germanischer Völker.

Und dann starten wir, und der Tag geht herum wie alle Tage der letzten Monate. Starten, fliegen, stürzen, schießen und zurück, und von neuem, immer wieder. Soll man noch Abschüsse zählen in diesen Tagen? Tropfen? Tröpfchen?

2. Mai 1952.

Ganz früh geht es über die Autobahn durchs Ruhrgebiet nach Bad Nenndorf, vor Hannover. Ich treffe dort einige Kameraden, die ihrer Meinung über die fadenscheinige Wohlfahrtspolitik von heute unverblümt Ausdruck geben. Sie sind der Ansicht, daß eine gesunde Wirtschaftspolitik nur im gesamtdeutschen Rahmen möglich ist, und nur von dem Augenblick an, da alle die Wirtschaft beeinflussenden Faktoren ausschließlich in deutscher Hand liegen und deshalb von einer wirklichen Souveränität gesprochen werden kann. Wir fahren weiter nach Hannover, zur technischen Messe. Das Bild ist wahrhaftig eindrucksvoll und es gibt Mut und Vertrauen festzustellen, wie trotz der größten Schwierigkeiten die deutsche Wirtschaft wieder Format und Kraft bekommen hat. Daß dies weniger investierten Dollars oder Wirtschafts-Theorien, sondern an erster Stelle dem deutschen Fleiß, dem deutschen Mut und dem deutschen Können zu verdanken ist, darüber kann auch eine Flut von Parlamentsdebatten und Statistiken nicht hinwegtäuschen. Gefährlich ist allerdings das falsche Bild vom deutschen Wohlstand, das hier leicht entsteht. Das Deutschland, dem es „so" gut geht, ist nicht das wahre Deutschland. Das wahre Deutschland, das in Flüchtlingsbaracken ein trauriges Dasein führt, das Deutschland, das in Gefängnissen und Lagern gefesselt liegt und wartet, das Deutschland, das in Folge gemeinsten Terrors auf der Suche nach Arbeit und Brot die Straßen bevölkert, diesem wahren echten Deutschland geht es schlecht, sehr schlecht. Es kommt nicht zu Wort in den Parlamenten und Nachrichtenagenturen. Es ist mundtot gemacht und bekommt erst eine Scheinbedeutung im Munde vieler Redner, wenn wieder Wahlen in Aussicht sind. Und mit der Verzweiflung dieses Deutschlands wird spekuliert, ob solche Spekulationen nun Remilitarisierung oder Spruchkammer, Minister-Ambitionen oder Koalitionspolitik heißen.

Abends fahre ich in die Nähe von Peine, zum Jugendherbergsvater aller Schlesier aus dem Kammhaus „Rübezahl" im Riesengebirge. Er, der uns allen ein wirklicher väterlicher Freund war, wurde von Tschechen und Polen in die Flucht geschlagen und fand hier wie ein gehetztes Tier Unterschlupf als Arbeitsloser, er, der immer die Geschäftigkeit und Energie selber war. Bis früh morgens erzählt er von den Leiden meiner engeren Heimat und die schauderhaften Bilder kommen und gehen wie in einem gespenstischen Film.

3. Mai 1945.

Bei zwei Nachbareinheiten haben sich Offiziere erschossen. Ich höre es mit Erstaunen. Der Gedanke an eine solche Konsequenz ist mir wirklich nicht einen Augenblick gekommen. Genügt es denn nicht, daß wir kämpfen, daß wir seit fünf Jahren Tag für Tag kämpfen? Und ist unser Kampf denn nicht heute genau so notwendig wie am ersten Tage? Nein, ich kann diese Kameraden, die Hand an sich legten, nicht verstehen. Sie konnten sich auch nicht auf Adolf Hitler berufen bei ihrem Entschluß. Denn Hitler wollte durch seinen Tod den Weg frei machen für Verhandlungen mit dem Westen, dem seine Person unannehmbar war. Auch durfte er niemals lebend in Feindes Hand fallen. Das ist eine Selbstverständlichkeit, die man entweder begreift oder nicht begreift, über die sich jedenfalls nicht diskutieren läßt. Aber wir Soldaten haben den Kampf weiterzuführen, um dessentwillen auch dieses Opfer gebracht wurde, wie Millionen andere.

Es ist ein Fernschreiben gekommen mit der Meldung, daß Jungbunzlau, ein Ort in der Slowakei, kaum 30 Kilometer von uns entfernt, von tschechischen Partisanen genommen sein soll. Es klingt unglaublich, obwohl wir in den letzten Tagen schon mehrfach starke Tätigkeit tschechischer Partisanen festgestellt haben, die es vor allen Dingen auf allein gehende Soldaten abgesehen haben. Der Löwe blutet aus vielen Wunden und jetzt kriecht aus allen Ecken das Ungeziefer. Ich beauftrage Hauptmann Busse, mit einem Zug des Unteroffizierlehrgangs auszukundschaften, was an den Berichten wahr ist. Niermann soll mit Feldwebel Trisch hinfliegen und mit der Bodenkolonne Fühlung behalten. Nach etwa einer Stunde kommt er zurück: die Kolonne wäre in den Ort hineingefahren, hätte alles ruhig gefunden und nach etwa 45 Minuten Kreisen eine grüne Leuchtkugel abgeschossen zum Zeichen, daß alles in Ordnung war. Kurz nach Mittag meldet ein völlig wildgewordener Feldwebel dieser Bodenkolonne, daß der ganze Unteroffizierslehrgang entwaffnet und gefangen ist, mehrere erschossen seien und die Ueberlebenden in einer Ziegelei eingesperrt. Der Feldwebel hatte einen Lastwagen gefahren und bekam von den Tschechen den Befehl, in die Ziegelei zu fahren. Auf dem Trittbrett zwei Tschechen mit gezogenen Pistolen. Er sollte rückwärts in die Ziegelei fahren. Die Tschechen sprangen herunter und da erinnerte sich der Fahrer, der auch mein Fahrer war, an meinen alten Spruch: „Nicht unter hundert“. Mit Vollgas schoß er davon.

Ich befehle das ganze Geschwader zur Befreiung der Kameraden und unterstelle mir auch die 30 Flakgeschütze des Flugplatzes. Im Nu ist der ganze Spuk vorbei, unsere Kameraden sowie an die hundert des Heeres befreit. Die Tschechen verteidigten sich kaum und blitzschnell wurden überall die schon lustig flatternden Fahnen des Herrn Benesch eingeholt.

Die Angelegenheit ist für uns eine deutliche Demonstration der ernsten Situation. Wenn es noch eines Beweises bedurfte, daß wir mit dem Rücken gegen die Wand kämpfen und jede Schlaffheit gerade jetzt selbstmörderisch ist, so haben wir ihn bekommen. Auf keinen Fall werden wir uns von hinterhältigen und meuchelmordenden Tschechen das Gesetz des Handelns vorschreiben lassen. Sie brauchen auch nur andeutungsweise zu spüren, daß wir zwar geschlagen aber nicht gebrochen sind, um sich wieder schnellstens mit ihrem Patriotismus und Franc-Tireur-Getue in ihre Küchen zu verziehen. Wer sich mit ihnen auf Verhandlungen einläßt, ist verloren, denn abgesehen von ihrer angeborenen Heimtücke steht der Rote Kommissar hinter ihnen, im Geiste oder leiblich.

3. Mai 1952.

Zurück nach Hannover. Besprechung mit Kameraden aus einer studentischen Verbindung. Diskutiert wird die Möglichkeit einer Nationalen Renaissance. Was kann in der Kriegsverbrecherfrage unternommen werden? Wir besprechen auch wirtschaftliche Dinge, um Kameraden zu helfen und um sie so aus ihrer verständlichen Apathie herauszubringen.

Weiter nordwestlich erwartet mich ein Freund, der gerade aus dem Ausland gekommen ist und interessantes Informationsmaterial mitgebracht hat, das ein eigenartiges Licht auf den „Patriotismus" verschiedener „führender Persönlichkeiten" des Augenblicks wirft. Diese scheinen eine sehr freie Auffassung von ihren nationalen Pflichten in Kriegszeiten und von moralischen und ethischen Normen überhaupt gehabt zu haben in Zeiten, da das Leben und die Freiheit unseres Volkes auf dem Spiele stand. Die Geschicke der Heimat erneut in solche Hände zu legen ist gefährlich, solange es noch überhaupt Möglichkeiten einer bewaffneten Auseinandersetzung der Völker gibt. Denn man kann unmöglich wissen, zu wem ihre Liebe dann neigen wird, weil sie schon immer sehr variabel und unstet war und das eigene Interesse, die eigene Lust und die eigenen Ambitionen ihr stärkstes Motiv waren.

In der Nacht fahre ich bei Regen und Wind quer durch die Lüneburger Heide. Mitten im Wald erscheinen plötzlich Schranken und Schilder „Verboten“ und rufen mich wieder in die Wirklichkeit zurück. Ein britischer Schießplatz dient auch dazu, sich den Status eines besetzten Landes zu vergegenwärtigen.

4. Mai 1945.

Abgesehen von den deutschen Truppen in Italien haben nun auch die der Festung Holland, Dänemark und Norwegen vor Montgomery kapituliert, oder wenigstens einen Waffenstillstand geschlossen. Großadmiral Dönitz hat einen besonderen Beweis seiner männlichen Größe und seiner unverbrüchlichen Treue zu Deutschland gegeben, indem er in so schwerer Stunde so große Verantwortung übernommen hat. Es stehen ihm doch fast gar keine Machtmittel mehr zur Verfügung. Seine Absichten sind klar: versuchen, soviel wie möglich deutsche Menschen, ob Soldaten oder Zivilisten, vor dem Zugriff der Roten zu schützen. Darum ist es wichtig und lebensnotwendig, daß wir unsere Front gegenüber den Roten fest in der Hand behalten, denn ein Durchbruch würde sich gerade unter den jetzigen Umständen katastrophal auswirken. Von „oben“ ist keinerlei Andeutung oder Instruktion in diesem Sinne gekommen. Aber jeder Offizier, jeder Soldat spürt instinktiv, daß die dramatische Entwicklung der letzten Zeit unsere Verantwortung noch größer gemacht hat.

In der Luft verhalten sich jetzt Nordamerikaner und Engländer vollkommen passiv, sobald ihnen klar ist, daß wir rote Ziele angreifen oder mit roten Jägern in Kampf verwickelt sind. Ob bei den westlichen Alliierten doch noch die Vernunft siegen wird und sie einsehen werden, daß sie nicht nur Deutschland, sondern ganz Europa und auch sich selber nur bleibenden Schaden zufügen, wenn sie tatenlos zusehen, wie der Bolschewismus immer deutlicher zum alleinigen Sieger dieses Krieges wird? Soll es wirklich „Ehrfurcht“ vor einem Stalin sein, die sie zurückhält? Wenn es so ist, werden sie selber und die ganze Welt in den kommenden Jahren diesen Irrtum teuer bezahlen müssen ...

4. Mai 1952.

In Hamburg komme ich mit ehemaligen Soldaten zusammen, die fast zerspringen vor Ungeduld „irgend etwas zu machen“, und eine vaterländische Bewegung ins Leben zu rufen. Weil ich von „draußen“

komme, glaube ich nüchterner und objektiver urteilen zu können, wie diejenigen, die im Hexenkessel mitten drin sitzen, unvermeidlich manchmal von den Ereignissen an die Wand oder gar in eine Zwangsposition gedrückt werden und die Ereignisse unüberwindlich und riesengroß vor sich sehen. „Draußen“ bleibt das Auge für reale Chancen und reale Möglichkeiten und reale Notwendigkeiten offener, weil es nicht dem fortgesetzten Druck einer raffiniert geführten Meinungsbildung, die vor keinem Mittel halt macht, unterliegt. „Irgend etwas zu machen“ nur, um irgend etwas zu machen hat keinen Sinn und ist Energieverschwendung. Jede Zeit hat ihre eigenen Möglichkeiten, Mittel und Wege und es wäre grundfalsch zu glauben, daß was in den Jahren 1918 bis 1925, oder 1929 bis 1939 möglich, notwendig und gut war bei einer bloßen Wiederholung möglich, notwendig oder gut bleibt. Der Geist kann im Prinzip derselbe bleiben, die Mittel und Wege, die Methoden und Ziele sind verschieden, weil kein Zeitalter sich der Vergangenheit gleichschalten kann. Es hieße auch unser geistiges Wachstum und die Entfaltung unserer Ideen verneinen, wollten wir einfach „wiederholen“ was schon mit großem Erfolg über die Bühne rollte. Keineswegs verleugnen, was in nächster und entfernterer Vergangenheit gut und richtig war, aber um Himmelswillen keine Restaurationsgelüste. Restaurationen haben noch nie wahren Erfolg gehabt in der Geschichte der Völker. Wir müssen die Sprache dieser Zeit sprechen, Antwort geben auf Probleme, Lösungen finden für Schwierigkeiten dieser Zeit, ihren inneren Notwendigkeiten entsprechend, und jeglichen „Starrkrampf“ vermeiden, der durch das dauernde Rückwärtsblicken entsteht. Denn dieses Rückwärtsblicken kann unter Umständen unseren eigenen Gefühlen schmeicheln — ob nun denen der eigenen Person oder des eigenen Volkes — es hat keinen aufbauenden Wert.

Abends besuchen wir mit den Geschwaderkameraden Ziehlke und Biermann unseren früheren Staffelkapitän Stahl. Er verkauft heute Autos und der Sprung in ein beschauliches Leben ist ihm gelungen. Anschließend besuchen wir Freund Gadermann, meinen jahrelangen Geschwaderarzt und Bordschützen der Panzermaschine.

5. Mai 1945.

Auf dem Wege zum Feldmarschall Schörner ist mir ein wahrscheinlich einmaliges Unglück passiert. Als ich auf dem kleinen Hof eines Schlosses, in dem das Fliegerkorps untergebracht war, wieder starten

wollte, war die Anlaufbahn zu klein und ich landete mit dem Storch im ... Wipfel einer der riesen Kiefern, die den Hof umgaben. Die Flügel waren angeknickt, Schwanzteile kollerten der Erde zu ... und ich saß mit der Kabine in einer Astgabel eingeklemmt. Ich wagte mich kaum zu rühren, da jede Bewegung die Kabine mehr als zehn Meter tief herunterstürzen würde. Die Situation war brenzlich und der gute Stabsmajor Fridolin, der mich begleitete, fragte laut und deutlich im rauschenden Baume: „Was ist los?" Die Einfalt dieser Frage fiel mir erst später auf. Endlich wurden wir von unten angerufen und nach einer weiteren ungemütlichen halben Stunde kam die Feuerwehr von Niemes, mit einer langen ausfahrbahren Leiter. Mit großer Vorsicht wurde das Ding aufgestellt und erleichtert sahen wir das Ende der Leiter sich uns nähern. Obwohl es nicht leicht war, mit dem übel blutenden Stumpf herunterzuklettern, war ich doch ziemlich schnell wieder auf Mutter Erde gelandet. Und bedankte mich bei der Feuerwehr. Da hat man sich nun bemüht, ein anständiger Kriegsflieger zu sein, damit man das erleben muß! Vanitas vanitatum et omne vanitas!

5. Mai 1952.

Frau Dönitz besuchte ich auch. Trotz ihres hohen Alters zwingen sie die Umstände als Krankenschwester zu arbeiten. Sie trägt ihr Los auf eine Weise, die sie für immer unter jene geschichtlichen deutschen Frauenfiguren einreihen wird, die ein hartes Geschick mit Würde, Stolz und preußischer Überlegenheit zu tragen wußten. Während die Interessengemeinschaft von Rumpfdeutschland sich in der amerikanischen Sonne wärmt, sitzt das Oberhaupt der legalen Reichsregierung im Spandauer Gefängnis und seine Frau kann aus wirtschaftlichen Gründen nicht einmal regelmäßig von den spärlichen Besuchsgelegenheiten Gebrauch machen.

Mit Generaloberst Student habe ich dann eine sehr herzliche Unterredung, die den Eindruck vollkommener Übereinstimmung in der Stellungnahme zu den aktuellen Problemen hinterläßt.

Es ist schade, daß die von bestimmter Seite gezüchteten Reibereien zwischen Fallschirmjägern und SS-Kreisen eine bessere Zusammenarbeit erschweren. Der lachende Dritte bei solchen Zuständen ist immer der Feind.

Auch mit einigen Bekannten, die der „Bruderschaft“ angehören, komme ich zusammen. Sie haben größere organisatorische Schwierigkeiten zu überwinden und schwer zu kämpfen. Der Anlauf jeder wirklich deutschen Bewegung ist überhaupt schwierig. Viele wahre Idealisten sind arbeitslos. Es fehlen Mittel. Eine freie öffentliche Meinung besteht nicht, nur eine gelenkte. Es bestehen aber kleinere und größere Igelstellungen, die zusammengenommen eine große „Gemeinschaft der Anständigen“ bilden.

6. Mai 1945.

Die Armee Schörner steht nach wie vor eisern und ist nicht nur im Stande, die wütenden Angriffe der Roten Armee abzuschlagen, sondern sogar mit Erfolg und wiederholt offensiv zu werden. Dieser Mann und seine Armee muß den Russen wohl ein Dorn im Auge sein und ihren Siegesrausch, der nach der Eroberung Berlins einsetzte, empfindlich stören. Sie versuchen jetzt, durch Umgehung von Dresden vom Norden her über das Erzgebirge in die Tschechoslowakei zu dringen und somit Schörner abzuschneiden. Im Raum Freiberg haben sie gewaltige Kräfte für diese Operation konzentriert. Unsere Angriffe gelten dieser Konzentration. Trotz großer Flakansammlungen und starker feindlicher Jägerverbände führen wir Angriff auf Angriff durch. Hunderttausende von Menschenleben sind davon abhängig, ob wir jetzt den Kopf hängen lassen oder ohne Rücksicht auf uns selber diesen bitteren Krieg fortsetzen, auch wenn wir wissen, daß wir an seinem Ausgang nichts mehr ändern können. Wir fliegen, der Schweiß steht uns bei jedem Einsatz auf der Stirn ... wir fliegen. Gute Kameraden fallen in diesen ungewöhnlich harten Kämpfen, sogar einige der wenigen, die schon früh zum Geschwader gehörten und bis jetzt ihren Einsatz noch nicht mit dem Leben zu bezahlen brauchten ... wir fliegen. Überall um uns, in uns ist die drückende Ahnung kommender Katastrophen und in unseren Seelen und Köpfen will immer wieder dumpfe Verzweiflung sich erheben ... wir fliegen. Wir wissen daß es richtig ist, was wir tun, und der letzte, schaurige Einsatz dieses schweren Tages gibt uns eine gespensterhafte Bestätigung: südlich Diepoldiswalde zieht ein endloser Treck von Flüchtlingen auf die schützenden Sudetenberge zu. Eine lange, gewundene Kolonne von Karren, Kinder, Frauen und Greise. Und in diese Kolonne hinein — es ist, als ob wir in unseren Maschinen das gellende Schreien hörten —

malmen Sowjetpanzer ihren erbarmungslosen Weg. Sie mahlen die Menschenleiber unter ihren Ketten und schießen mit Kanonen und Maschinengewehren auf die wehrlosen Flüchtlinge. Das Bild ist nicht neu und das Grauen unserer Gefährten seit vielen Monaten, aber animalisch-urwüchsig ist der Zorn, der uns Tränen in die Augen treibt. Ich weiß gar nicht mehr, daß ich in einem Flugzeug sitze, ich weiß gar nicht mehr, daß ich ein Mensch bin oder irgend etwas mit meinem Steuerknüppel oder mit dem Abschußknopf der Kanonen tun muß: ich spüre nur noch die Tränen auf meinen Wangen brennen und daß mir die Kehle ganz trocken wird. Wir fliegen Anflug auf Anflug, bis sämtliche Panzer vernichtet sind. Dankbare Gesichter starren uns entgegen: ich sehe sie aber weiß nicht, daß ich sie sehe. Diesen Menschen haben wir noch helfen, ja sie retten können. Jetzt noch, aber morgen, oder übermorgen? Wenn unsere ganze Heimat, unser ganzes Volk eine endlose Flüchtlingskolonne sein wird, ein großer Treck nach dem Tränental der Niederlage und der Schmach, und dann von allen Seiten die erbarmungslosen Feinde in ihren Panzern der Rache und der Gier, des Hasses und des Siegesrausches in diese wehrlosen Frauen, Kinder, Greise und Männer, die nur noch das nackte Leben und ein bißchen ihrer menschlichen und deutschen Ehre retten wollen, hineinfahren werden, alles unter sich zermalmend, werden wir uns dann noch auf sie stürzen können . . . waffenlos, besitzlos, ideenlos, führungslos . . . nur mit nackten Fäusten?

Bei Gott, ja, nur mit nackten Fäusten, wenn es not tut!

6. Mai 1952.

In Bremen bekomme ich Unterlagen in die Hand über Zustände in den KZ's der „christlichen Kreuzzügler". Vae victis! Dann geht es nach Oldenburg, wo ich Remer treffe. Ich kann diesem Soldaten meinen Respekt vor seiner großen Zivilcourage nicht versagen. Seine Haltung dem Bolschewismus gegenüber ist dieselbe wie früher. Trotz aller Verleumdung besteht gar kein Zweifel, daß seine militärische Karriere glänzend gewesen ist. General Manteuffel, der das bestimmt besser beurteilen kann als mancher Dreckschleuderer, bestätigte mir, daß Remer einer seiner besten Offiziere war. Daß er jetzt für seine Überzeugung ins Gefängnis wandern muß, ist ein Zeichen unserer besseren Zeit. Bei allen Meinungsverschiedenheiten bezüglich Technik, Taktik,

Fern- und Nahziel, politischer oder unpolitischer Methode, sehe ich in Remer den wertvollen und aufrichtigen Kameraden.

In Oldenburg übernimmt ein Kamerad aus meinem Geschwader die Organisation im Nordwesten für das Geschwadertreffen, das nun endgültig am 10. Mai stattfinden wird.

In der Nähe von Oldenburg besuche ich die Prinzessin Schaumburg-Lippe die sich auch in den Dienst der Ärmsten der Armen gestellt hat. Sie war einmal im Roten Kreuz in Süd-Amerika tätig und entfaltet eine große persönliche Aktivität. Und weiter geht die Fahrt nach Leer in Ostfriesland. Durch das schöne ostfriesische Land, parallel zur holländischen Grenze fahre ich wohl etwas zu schnell, denn das Auslaßventil verbrennt mir. Über Meppen, Lingen und Coesfeld, wo ich noch Bekannte aus meiner Fuhrgeschäftszeit treffe, kehre ich in der Nacht nach Düsseldorf zurück.

7. Mai 1945.

Heute früh wurden alle Verbandsführer der Luftwaffe im Bereich der Armee Schörner versammelt. Es wurde der Plan besprochen, kämpfend uns allmählich nach dem Westen abzusetzen und so die Höhe der Front der westlichen Alliierten zu erreichen. Schon seit einigen Tagen erwarteten wir ein ähnliches Manöver. Noch einmal flammt in vielen die Hoffnung auf, daß eine Verständigung mit dem Westen doch noch möglich ist, angesichts der immer weiter nach dem Westen vordringenden roten Armeen. Die Zyniker, es sind nur wenige, glauben, daß es vielmehr darum geht, der sowjetischen Gefangenschaft zu entrinnen, um in angloamerikanischen Gewahrsam zu geraten. Einer sagt sogar: „Die Westmächte glauben, daß sie mit Stalin schon fertig werden können, sie sind politisch noch dümmer und phantasieloser als wir es je waren!! . . .“ Es entsteht ein eisiges Schweigen, der Himmel gäbe, daß der Mann sich irrt. Nicht unseretwegen, denn uns selber ist unser Schicksal nicht mehr wichtig.

Es ist besser, Einsatz zu fliegen, als zu grübeln, und südwestlich Dresden warten größere Ansammlungen Sowjetpanzer geradezu auf uns. Meine Maschine liegt ruhig, es ist, als ob auch sie spürt, daß wir in diesen letzten Tagen der Verzweiflung noch mehr ineinander hineingewachsen sind als je zuvor. Wenn ich zum Sturzflug ansetze, zieht ein kaum bemerkbares Zittern durch den stählernen Leib wie bei einem fein-

nervigen Rennpferd vor dem großen Wettlauf. Trotz des täglich stärker werdenden Aufgebots der russischen Jäger fliege ich fast ausschließlich die Ju 87. In mir ist so etwas wie eine dunkle Ahnung und ein hartnäckiges Wollen, die mir sagen, daß ich nicht mehr lange fliegen werde. Angst vor dem Tode? Nein, etwas anderes, nur weiß ich nicht genau was. Darum will ich jetzt wieder ausschließlich meine Ju 87. Wenn ich fallen soll, will ich mit ihr in den Tod. Sie trug mich durch ein kurzes hell strahlendes Fliegerleben. Von Sieg zu Sieg, und oft zerrte sie mich aus dem kalten Hauch des Todes zurück in das Leben. Sie ist jetzt alt, hoffnungslos alt, die gute Ju 87, und vielleicht dauert es nur einige wenige Jahre oder gar weniger und sie ist ein Museumsstück ... Kann sein, aber sie war eine Glorie, sie ist es noch und sie verdient es, daß ich ohne zu überlegen sage: sie wird es immer sein, solange wir beieinander sind. Darin liegt keine Überheblichkeit meinerseits, höchstens Kurzsichtigkeit ihrerseits. Und Kurzsichtigkeit ist ein Schönheitsfehler des hohen Alters. Du warst immer gut zu mir, liebe Ju 87, und ich hoffe auch gut zu dir gewesen zu sein. Und die da sagen, du seiest nur eine Maschine, ein totes Ding, verstehen nichts von dem jugendlichen wagemutigen Brausen, das um deine geknickten Flügel rauscht, und auch nichts von der erfindungsreichen Gerissenheit und weisen Vielseitigkeit, die deine Eigenschaften par excellence sind. Laß sie reden, Ju 87, laß sie reden und erst mal einen Panzer aus der Luft abschießen, und dann den zehnten, und dann den hundertsten, dann werden wir wieder weiter mit diesen Greenhorns reden ...

7. Mai 1952.

Frühmorgens fahren Mutter und ich aus Düsseldorf ab und über Frankfurt—Stuttgart gehts in Richtung München. Überall muß ich anhalten, um den Termin für das Geschwadertreffen durchzugeben, denn aus verschiedenen Gründen ist es schon richtig, daß keine zu lange Vorankündigungszeit gewählt wird. Auf der Autobahn nehme ich einen „Anhalter" in den Wagen hinein, der sich als ein Student aus Leipzig vorstellt, der einige Zeit in der Westzone bleiben will. Er erzählt vom vergangenen großen Treffen der Ostjugend in Berlin. Der Aufmarsch der Jugend dort war keineswegs nur Mache, sondern eine durchaus echte Demonstration, denn die deutsche Jugend hinter dem Eisernen Vorhang kennt ja nichts anderes mehr.

In Augsburg steigt meine Mutter aus, sie ist recht müde von der laufenden Kilometerraserei und ihrer Sekretärinnenarbeit im Wagen, sie fährt wieder mit dem Zug nach Hause. In München regeln wir für's Geschwadertreffen die Fragen der Verkehrsmittel, Unterbringung, wer-nimmt-wen-mit, und ähnliches mehr.

8. Mai 1945.

Heute morgen habe ich keine Panzer gefunden, oder doch? Ich weiß es nicht mehr. Es hat auch keinen Sinn mehr: braust nur voran, ihr T 34 und Stalin, mahlt euren Weg hinein ins Herz Europas, nichts hält euch mehr auf, nur noch Verträge ...

Es ist aus, Hans Ulrich Rudel, aus, wir kapitulieren, ja auch im Osten. Du wolltest noch in der Hastigkeit der letzten Minuten deinem „Immelmann"-Geschwader irgend ein Denkmal der Heldenhaftigkeit setzen durch irgend einen geschlossenen Selbstmordangriff auf irgend ein feindliches Hauptquartier ... Auf welches wohl? ... Sei ehrlich! Aber beim Korps wollte man nichts davon wissen, die haben sicherlich gedacht, daß du zuviel Sophocles oder Tacitus gelesen hast ... Dabei hast du sie bestimmt eher zu wenig als zuviel studiert ... Es ist aus ... und was du heute morgen deinen Kameraden vom Geschwader gesagt hast ... vom ‚unverständlichen Schicksal" und „heldenhaften, unvergleichlichen Kampf der Front und der Heimat" gehört alles schon zur Vergangenheit.

Eine neue Epoche bricht an ... wirf alle, a l l e alten Werte über Bord, das wird von dir verlangt. Es ist jetzt vier Uhr in der Nacht ... und du bist amerikanischer Gefangener. Das erste, was du von America-Victor sahst, war ein langer Negerarm, der nach der Landung auf dem amerikanischen Flugplatz nach deinem goldenen Eichenlaub griff. Er hat es nicht bekommen ... noch nicht. Dafür hast du eben festgestellt, daß vier Stunden Schlaf schon genügten, um dir dein Flugbuch, in dem jeder deiner 2530 Flüge mit allen Einzelheiten beschrieben steht, zu stehlen. Sowie Auszeichnungen, was tust du auch mit Auszeichnungen, mit Brillanten und so, wozu? Und um diesen Fetzen Tagebuch zu behalten, wirst du noch wahre Kunststücke aufführen müssen. Tricks, wie sie Berufsverbrecher kennen, um etwas dem spähenden Auge der Bewacher zu entziehen.

Soweit ist es nun gekommen, Hans Ulrich Rudel, sogenannter Volksheld Nr. 1 ... haha ... Tricks mußt du lernen. Du glaubst doch nicht

etwa, ein ehrbarer Soldat zu sein, der für sein Volk und sein Land gekämpft hat in einem Schicksalskrieg, der das Los von ganz Europa bestimmte? Nein, du bist ein Verbrecher, wie jeder Deutsche, der seine Pflicht tat. Frag nicht, wofür du gekämpft hast, du meinst für Deutschland? Irrtum! Das sagen dir doch, die da jetzt Deutschland verkörpern wollen ... Du hast dafür gekämpft und deine Kameraden sind dafür gefallen, daß sie ihr Unwesen treiben können ... Nein ... nicht pathetisch werden ... ist vergebliche Mühe ...

8. Mai 1952.

Frühmorgens fahre ich ab nach Österreich. Bei Striede wird wieder stundenlang probiert.

In Korea hat der UNO-Oberbefehlshaber, General Ridgeway versucht zu erklären, warum nach neun Monaten Verhandlungen noch kein Waffenstillstand zustande gekommen ist. Hauptgrund scheint wohl zu sein, daß die Vereinten Nationen nicht bereit sind, ungefähr 50 % der in ihrem Gewahrsam befindlichen Kriegsgefangenen in der Form einer Repatriierung den Kommunisten auszuliefern, weil sie sich jeder Repatriierung gewaltsam widersetzen würden. Sogar Herr Truman hat sich aufgerafft zu erklären: „einer gewaltsamen Repatriierung von Kriegsgefangenen zuzustimmen, wäre undenkbar und im Widerspruch zur grundsätzlichen Moral und den humanitären Prinzipien. Eine gewaltsame Auslieferung dieser Kriegsgefangenen würde Verzweiflung und Blutvergießen zur ewigen Unehre der Vereinigten Staaten und der Vereinten Nationen zur Folge haben. Wir werden nicht einen Waffenstillstand durch die Auslieferung menschlicher Wesen an die Schlachtbank oder an die Sklaverei erkaufen. Dadurch, daß die Kommunisten auf einer gewaltsamen Auslieferung von Personen bestehen, die außerhalb ihrer Kontrolle zu verbleiben wünschen, enthüllen sie in erstaunlicher Weise vor der ganzen Welt das Wirken ihres Systems".

Aber Herr Truman, haben Sie ein so kurzes Gedächtnis? Die Serben, die Kroaten, die Ungarn, die Slowaken, die Ukrainer, die Don-Kosaken, die Kalmüken, die Georgier, die Weiß-Russen, die Esten, Letten und Litauer, die zu Hunderttausenden auf unserer Seite sich dem Kommunismus widersetzen wollten und zu größeren Teilen tatsächlich zum Fronteinsatz kamen, wollten nicht nur zu fünfzig Prozent außer-

halb der roten Tatze bleiben. Und trotzdem wurden sie den sowjetischen Henkern übergeben, von Ihren Generälen. Die „ewige Entehrung“ und den „Widerspruch zur grundsätzlichen Moral und zu den humanitären Prinzipien“ haben Sie sich also schon längst erworben. Oder sind Sie in Ihrer Reue etwa der Meinung, daß Ihr damaliges Benehmen vor ein neues Gericht von Nürnberg gehört? Und wie steht es mit Herrn Eisenhauer, der deutsche Armeen zwang, im Bereich des Ostens zu bleiben, als sie bei Kriegsschluß versuchten, westliches Gebiet zu erreichen?

9. Mai 1945.

Nachts ist unserem Gepäck nochmals von der bewachenden Militärpolizei ein Besuch abgestattet worden und aus diesem Grunde bleiben ein deutsches Kreuz in Gold, ein EK und ein Ledermantel verschwunden. Noch in den Morgenstunden werden wir in einem Jeep nach Erlangen verfrachtet. Die vielen Straßenkreuzungen veranlassen die Fahrer zum Anhalten, um sich nach dem richtigen Weg zu erkundigen. Denn wir wissen natürlich überhaupt keinen Bescheid. Während wir uns „pro forma“ mit deutschen Zivilisten über die Reiseroute unterhalten, bitten wir sie, unsere Angehörigen zu verständigen, daß wir noch leben. Diese Zivilisten sind unser erster Kontakt mit den Menschen, die in der Heimat fast sechs Jahre lang in beispielloser Weise die Last des Krieges trugen, die der der Front nur wenig nachstand dank der unmenschlichen Kriegführung unserer Feinde. Es werden diese selben Menschen sein, die zusammen mit den deutschen heimgekehrten Soldaten die Heimat einst wieder aus den Ruinen emporheben werden, trotz Haß und Gier, Versklavung und Ausplünderung. Denn wenn man Deutschland vernichten will, muß man letzten Endes so gut wie jeden deutschen Mann, jede deutsche Frau, jedes deutsche Kind vernichten! Wie eng die Verbindung unsres Volkes zu uns Soldaten noch ist, sehen wir an den aufleuchtenden Augen, als wir die Namen unserer Angehörigen erwähnen.

In Erlangen werden wir in der Gossenfabrik abgeliefert und in einen rückwärtig gelegenen Raum des Portierhäuschen geführt, wo ein amerikanischer MP-Offizier uns mit einem Englisch empfängt, das von einem kräftigen Berliner Akzent überwuchert wird. Irgendwie scheinen wir ihm zu imponieren, denn als wir sagen, wir hätten Hunger, kommt er mit acht Konservendosen für jeden angewetzt. Auch unserer Aufforderung, die Dosen heiß zu machen, kommt er buchstäblich nach und liefert uns sechzehn glühende Dosen ab. Wir essen eine Dose und fangen

schon an, richtige Gefangenenmentalität zu entwickeln, denn den Rest verstauen wir in unserem Gepäck. Nach zwei Stunden werden wir in einen Vorraum geführt, wo drei Generalstabsoffiziere und ein Dolmetscher uns vernehmen sollen. Der Dolmetscher war notwendig, weil wir natürlich kein Englisch verstanden, wir unterbrachen ihn aber des öfteren, weil er die größten Fehler beging. Zuerst wurden uns reihenweise KZ-Geschichten aufgetischt, die von zahlreichen fotografischen Aufnahmen begleitet waren. Als wir unsere Ansicht äußerten, daß die Aufnahmen wahrscheinlich von den Terrorangriffen auf Dresden und andere Städte herstammten, wurden die Herren ziemlich böse und nachdem ich hinzufügte: „es hat wirklich keinen Sinn, daß wir uns jetzt schon zanken, denn über kurz oder lang werden Sie sich mit den Russen in die Haare geraten!“, da wurde die Vernehmung schnellstens abgebrochen. Darauf mußte ich zum Arzt, der gleichfalls einen starken daitschen Akzent aufwies und sich als ein recht übler Bursche herausstellte.

Mein Beinstumpf war noch offen und bedurfte einer einigermaßen anständigen Versorgung. Aber dieser Diener der leidenden Menschheit meinte: „Wer mit einem Bein für die Nazis geflogen ist, kann nicht erwarten, daß wir etwas für seinen Fuß tun!“ Sprachs und zerrte etwas am Stumpf herum. Ich hatte dann Gelegenheit, die interessante Reihenfolge der Gottesdienste in diesem Teil der amerikanischen Armee zu beobachten: 1) jüdisch, 2) katholisch, 3) evangelisch. Nachmittags um vier Uhr wurden wir zum General Wyland und seinem Ic Capt. Ross geführt. Beide waren erfreuliche Erscheinungen und der General begrüßte uns mit Handschlag, wie ein anständiger Soldat es mit einem anständigen Soldaten tut. Die Unterhaltung drehte sich hauptsächlich um Rußland und ich gab ihm zu verstehen, daß wir unaufhörlich festgestellt hatten, wie die russische Front zwar noch stark sei, aber nur einmal durchbrochen den Aufbau von kampfkräftigen Reserven, geschweige einer tiefgestaffelten Verteidigung, nicht mehr zuließe. Würde man die jetzige Gelegenheit, die Sowjetunion rasch und endgültig niederzuwerfen, vorbeigehen lassen, würde es eine langwierige und kostspielige Geschichte werden, nicht nur für Amerika, sondern auch für Deutschland, Europa und die ganze Welt, die dann die Folgen eines ebenso irrigen wie anrüchigen Glaubens an die Aufrichtigkeit und Friedensabsichten der jetzt so salonfähigen Kommunisten früh oder spät bitter zahlen würden. Wyland und auch Ross machten den Eindruck, einen ziemlich klaren Blick für die wirkliche Lage zu haben, aber schienen

andererseits aus einer begreiflichen Reserve nur schwer herauskommen zu können. Wir meldeten dem General ebenfalls, welche Gegenstände uns gestohlen worden waren. Wyland geriet in große Aufregung und bat um eine genaue Aufstellung: wir würden alles zurückbekommen. Wir wurden in unsere neue Unterkunft geführt, eine kleine Villa, die einem Studienrat gehörte und in einer halben Stunde von ihren Bewohnern hatte geräumt werden müssen. Es befand sich dort zu unserem großen Glück eine schöne Bibliothek. Gegen Abend wurde unser Posten von zwei Kollegen abgelöst, die ihre Bewachungsaufgabe sehr genau nahmen ... wie wir leider feststellten.

9. Mai 1952.

Zu Fuß gehts durch die Berge. Auf der anderen Seite erwartet mich ein Wagen und bringt mich in schneller Fahrt nach München. Mit einigen Wirtschaftlern besprechen wir Ex- und Importfragen im Bezug auf Argentinien. Aber die Realisierung aller solcher Pläne ist auf Grund der augenblicklichen Lage in Argentinien schwierig und gelingt nur zum Teil.

10. Mai 1945.

Während des bescheidenen Frühstücks halte ich Lagebesprechung mit Niermann. Mein offener Stumpf macht einen Fluchtversuch mehr als fragwürdig und ich stelle es deswegen meinem Kameraden anheim, bei erstbester Gelegenheit das Weite zu suchen. Niermann's einzige Reaktion ist: „Nee, ich bleibe bei Ihnen, darüber brauchen wir weiter kein Wort zu verlieren. Mit gegangen, mit gefangen!"

Erlangen ist eine kleine Stadt und unsere Anwesenheit hat sich anscheinend schnell herumgesprochen, denn wir haben zahlreichen Zaunbesuch. Niermann versuchte mit allen Mitteln sein Gedächtnis auf Hochtouren zu bringen, um den Namen einer „lieben" Bekannten aus Erlangen, die er vom Skilaufen auf Sankt Anton her kannte, wieder zu ermitteln. Er brachte es nur soweit, daß sie „Erna" hieß und irgendetwas mit Bier zu tun hatte. Wir fragten die zahlreichen Jungens am Zaun und ein kleiner Knirps von sechs Jahren sagte: „Oh ... die ... die wohnt dahinten". Nach zehn Minuten war er zurück. „Sie sind aus der Wohnung gesetzt, da sind jetzt Amerikaner drin." Als wir ihm sagten: „Was? ... Du willst ein deutscher Bursch sein ... und dazu noch Flieger

werden ...? da such sie mal, und beweise was Du kannst", da stand keine zwanzig Minuten später das Mädel mit seinem Fahrrad vor dem Hause. Eine nette Begrüßung über den Zaun. Sie wollte uns laufend mit Bier versorgen. Die Posten waren meistens gute Kerls, die immer eifrigst betonten: „Ick nix sehn!" Wir unterhalten uns mit den Zivilisten über die Situation und aus den spärlichen Andeutungen, die bis jetzt die alliierte Politik umreißen, geht doch schon klar hervor, welches Leiden unserem Volke noch bevorsteht. Vor Tagen soll der letzte Wehrmachtbericht bekanntgegeben worden sein und besonders den Heldenkampf der deutschen Truppen in Kurland, Breslau und in den Atlantikstützpunkten hervorgehoben haben. In der Tschechei wütet anscheinend ein wilder Partisanenkampf gegen die entwaffneten deutschen Truppen. Wenn wir nur wüßten, was mit unsren Bodentruppen und dem Troß unseres Geschwaders geschehen ist. Ob sie heil durchgekommen sind? Es dauert lange, bis ich einschlafe, denn meine Gedanken befassen sich unentwegt mit Fridolin und seinen Männern und dieselbe dunkle Ahnung, die mich beim Abschied von ihm und dem Bodenpersonal überfiel, lastet jetzt wieder auf mir. Aber vielleicht ist es doch nur die Folge des eigenen Gefangenseins, daß mich so trübe Gedanken beschäftigen.

10. Mai 1952.

Im strömenden Regen nach Nürnberg. Alle Geschwaderleute fahren strahlenförmig nach Ziegenhain, wo das Treffen für sieben Uhr abends angesetzt ist. In Nürnberg lade ich Götz, den guten alten Spieß der ersten Staffel, die ich geführt habe, auf und zusammen fahren wir in Richtung Kassel. Das Segelfluggelände der Rhön, dicht an der russischen Zonengrenze, ruft Erinnerungen an glücklichere Tage wach. Nachmittags bezeugt in Ziegenhain ein dauernd wachsender Wagenpark, daß die Zicklein ihren Hain schon gefunden haben. Verschiedene „Emils" beschäftigen sich damit, an ungebetenen Gästen ihren Spürsinn zu demonstrieren. Viele Kameraden sehe ich seit Kriegsende zum ersten Mal wieder und besonders freue ich mich über die Geschwadermänner, die meistens per Anhalter aus der Ostzone ihren weiten, schwierigen Weg gekommen sind. Auch Major Lau ist da, der im August 1944 die dritte Gruppe meines Geschwaders übernommen hatte. Im Januar 1945 wurde er während eines Tiefangriffs bei Großwartenberg in Schlesien durch Erdbeschuß heruntergeholt. Schon umkreisten wir ihn,

und überlegten, ob es eine Landemöglichkeit gäbe um ihn herauszuholen, als von allen Seiten schon die Iwans herbeiliefen und ihn in Empfang nahmen. Nun erzählt Lau, wie er viele Lager durchwandert hat, bis Sibirien, und was er alles erlebte. Um möglichen, unvorhergesehenen Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen, spreche ich vorsichtshalber meine Rede auf Band; was auch eintreten möge, man wird mir so nicht die Möglichkeit nehmen können, zu den Geschwaderkameraden zu sprechen.

Im Gegensatz zu anderen Soldatentreffen, wo es ohne hochtrabende Ergebenheitstelegramme anscheinend nicht geht und wo meistens irgend ein Gefreiter „aufgefordert" wird, seine positive Haltung zum Parlamentarismus kundzutun, haben wir beschlossen, es mehr „wie einst im Mai" zu halten, nach alten bewährten Grundsätzen. Der Saal ist voll, als der Kamerad Kinader, ehemals Oberleutnant und Staffelkapitän, unser Treffen eröffnet und über den Sinn der Zusammenkunft spricht. Er setzt auseinander, wie unsere Vermißtensuche gleichzeitig bezweckt, im Maße des Möglichen die Betreuung der Angehörigen vorzunehmen, auch durch die Mithilfe des südamerikanischen Kameradenwerks. Außerdem bespricht er die Möglichkeiten des Aufbaus einer Wirtschaftshilfe, um durch gegenseitige Unterstützung auf diesem Gebiet zu einer effektiven Selbsthilfe zu gelangen. Dann entwickelt er das Programm des Abends, und weist darauf hin, daß sich natürlich jeder zu Wort melden kann. Geschwaderkamerad Joachim Grothe bespricht ausführlicher die gegenseitige Wirtschaftshilfe, Stellenangebote und Nachfragen. Auch weckt er Interesse für unser Geschwadermitteilungsblatt, das zwar eine sehr bescheidene Form hat, aber dafür auch unabhängig ist. Dann begrüße ich mein Geschwader. Es ist ein unbeschreibliches Gefühl, nun wieder vor die Männer zu treten, vor denen ich das letzte Mal damals im Mai 1945 sprach, um ihnen, den stolzen unbesiegten Fliegern und tapferen Kameraden des Bodenpersonals, die Kapitulation der deutschen Wehrmacht mitzuteilen. Sieben Jahre sind seither vergangen, aber an keinem Tage dieser sieben, langen, schwierigen dunklen Jahre habe ich sie je vergessen. Darum muß ich meine innere Rührung überwinden um ihnen das Folgende zu sagen:

„Liebe Kameraden!"

Welche Welt liegt in diesem Wort beschlossen, eine Welt von Kämpfen und von Siegen, von Sterben und von Leiden, von Niederlage und Gehetztsein. Am liebsten möchte ich garnicht weitersprechen und

meinen Gedanken und Gefühlen für mich selber freien Lauf lassen. Dann sehe ich die vertrauten Gesichter der Getreuen und spreche weiter:

„Es ist für mich, als letzten Kommodore des Geschwaders „Immelmann“ eine unendliche Freude, heute in Ihrem Kreise weilen zu können, und ich danke Ihnen, daß Sie keine Mühe scheuten, zu unserem Immelmann-Treffen zu kommen.

Ich kenne die wirtschaftlichen Nöte jedes einzelnen und weiß, welches Opfer es zum Teil bedeutet, wenn Sie hier sind. Es beweist mir aber, wie sehr Sie sich zu dem alten Kameradenkreis hingezogen fühlen, der ja uns in den härtesten Jahren alles bedeutete und die Familie ersetzte, die wir damals während des Krieges entbehrten. Wer von uns hat nicht in unserem Geschwader sein Zuhause gesehen, und gerade dieser Tatsache haben wir es zu verdanken, daß unsere Gemeinschaft die schwersten Zeiten und Stürme überdauert hat und allen Anforderungen gewachsen war. Viele gute Kameraden wurden in dieser Zeit durch ein unerbittliches Schicksal aus unserer Mitte gerissen. In diesem Zusammenhang sei auch des Kameraden Hauptmann Steinkamp gedacht, der erst vor wenigen Wochen in Südamerika den Fliegertod fand, nachdem er den Krieg hindurch alle Fährnisse gut überstanden hatte. Alle diese unsere Kameraden sind uns unvergessen und ich bitte Sie, sich zu ihrem besonderen Gedenken von Ihren Plätzen zu erheben.“

„Wir begrüßen auch die Kameraden in und fern der Heimat, die heute aus mannigfaltigen Gründen, hauptsächlich aus wirtschaftlichen Sorgen, nicht bei uns sein können. Ich bin aber davon überzeugt, daß diese Kameraden alles daran setzen werden, bei unserem nächsten Treffen mit dabei zu sein.

Wie Ihnen Kamerad Kinader schon sagte, verfolgt unser Zusammensein keinerlei politischen Zweck. Da jedoch meine Person gerade in letzter Zeit in der Presse häufig genannt wurde, bin ich überzeugt, daß Sie von mir eine Stellungnahme dazu erwarten, denn Sie selbst wissen ja am besten, man muß beide Seiten hören, um sich ein Urteil bilden zu können.

Wie Sie wissen, verließ ich zu einer längeren Reise Deutschland Mitte 1948. Es würde zu weit führen, wollte ich Ihnen alle Gründe genau aufführen, die mich zu diesem Schritt veranlaßten.

Sie wissen ja alle selbst, wie man alte Soldaten, die nichts als ihre Pflicht getan haben, diffamierte und ihnen das Leben erschwerte. Bei mir war es nicht anders — vielleicht noch etwas konzentrierter in Bezug

auf Überwachung. Als ich mich zur Reise entschloß, die mir wirtschaftliche Vorteile und überhaupt eine Existenzmöglichkeit bot, kam der Gedanke hinzu, durch Auslandsaufenthalt Erfahrung und Kenntnisse zu sammeln, die für eine spätere Arbeit in der Heimat von großem Nutzen sein könnten. Von einer Flucht aus Deutschland kann wohl kaum die Rede sein, sofern man nicht das schwarze Hinausgehen als solche bezeichnen will. Ich glaube, Sie teilen meine Ansicht, wenn ich Ihnen sage, daß ein Verharren in wirtschaftlicher und allgemeiner Notlage zwar sehr ehrenhaft sein kann, aber letzlich kein Positivum, sondern ein absolut falsches Heldentum wäre. Nur unsere wirtschaftliche Unabhängigkeit wird es uns ermöglichen, erstens Kameraden zu helfen, denen es wirtschaftlich schlechter geht und zweitens die Gelegenheit geben, uns Aufgaben zu widmen, die außerhalb des Kampfes um das tägliche Brot liegen, die aber von ungeheurer Wichtigkeit sind und von unserer Generation gelöst werden müssen.

Daher liegt es mir fern, wie ich Ihnen, meine Kameraden, schon sagte, auf die parteipolitische Bühne zu treten, auch wenn mir das in gewissen Presseorganen so häufig nachgesagt wurde, besonders bei meinem jeweiligen Verweilen hier in der Heimat, was nebenbei gesagt häufiger und länger stattfand, als die meisten von Ihnen wissen. Und ich betone noch einmal ausdrücklich, daß ich mich weder für eine Partei einsetze, noch Schutzpatron einer politischen Organisation bin und sein will. Daran möchten Sie bitte denken! Vielleicht gibt es Menschen, die mich gerne auf der politischen Ebene sehen möchten, in der Hoffnung, unsere kameradschaftliche Gemeinschaft würde daran Schaden nehmen, doch ich kann nur sagen, ich werde von mir aus alles tun, um das zu vermeiden.

Ich habe mir im Luftkampf meine Position auch nicht vom Gegner vorschreiben lassen, sondern ich habe sie mir, den jeweiligen Verhältnissen angepaßt, selbst gewählt. Und dieser Weg war einer der Faktoren, der es mir ermöglicht hat, heute unter Ihnen sein zu können. Ich denke, ich habe mich Ihnen gegenüber, meine Kameraden, nicht verändert und so wird es für Sie nicht verwunderlich sein, wenn ich heute zu Problemen, die uns Soldaten betreffen, Stellung nehme in einer Form, wie ich sie mit meinem Gewissen vereinbaren kann. Ich habe aus meinem Herzen nie eine Mördergrube gemacht und so schwer auch unser innerer und äußerer Zusammenbruch nach dem verlorenen Krieg war, bin ich, wo auch immer, für meine Vergangenheit eingestanden und habe

mich zu ihr bekannt bis auf den heutigen Tag. Auch in den traurigen Tagen des Zusammenbruches hinter dem Stacheldraht gehörte ich nicht zu denen, die nach Erlöschen der militärischen Gehorsamspflicht die nationale Würde mit Füßen traten, die sich oft, trotz höchster Dienststellung, gehen ließen und die sich nicht genug tun konnten, ihre Unterwürfigkeit in wenig ehrenhafter Form anzuzeigen. Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß es sich dabei meistens um Personen handelte, die in besseren Zeiten nicht laut genug Ja und Heil schreien konnten. Ich weiß, Kameraden, Ihr habt Euch über die Haltung dieser Menschen in Uniform, — es waren für uns keine Soldaten — genau so geschämt wie ich. Wie viele Angehörige unseres Volkes aber waren Soldaten auf Grund ihrer Haltung, obwohl sie keine Uniform trugen, — das wollen wir nicht unerwähnt lassen.

Den Standpunkt des Soldaten, der für das einsteht, was er getan hat, habe ich beibehalten und so nehme ich auch zu den heutigen Problemen, die uns Soldaten betreffen, in einer Form Stellung, wie ich sie mit meinem Gewissen vereinbaren kann, ganz gleich, wie man es auch immer in den verschiedensten Kreisen aufnehmen mag.

Darum bitte ich Sie, sich stets eine eigene Meinung zu bilden, die nicht so sehr auf Druckerschwärze beruht, nicht auf dem geduldigen Papier und nicht auf dem Rundfunk, sondern sie sollte vielmehr auf Ihrem gesunden Menschenverstand und Ihrer Kenntnis der Kameraden basieren, die zu Ihnen in den höchsten Notzeiten, da es täglich um Leben und Tod ging, als treue Kameraden standen. Und wenn ich deshalb als einer der Ihren Stellung nehme zu Fragen, die für uns ehemalige Soldaten von Wichtigkeit sind, so nicht nur deshalb, weil ich der Ansicht bin, daß wir als gute Staatsbürger und Patrioten verpflichtet sind, aktiv im Zeitgeschehen zu stehen. Gerade weil wir keine Landsknechte und nur Befehlsempfänger darstellen wollen, sondern weil wir auch das Recht dazu haben, mit erhobenem Haupt der Welt zu sagen, daß wir gehört werden möchten, wenn es erneut um uns geht. Letztlich haben wir uns ja schon einmal für unser Vaterland aus Überzeugung eingesetzt und bis zur letzten Konsequenz gegen den Bolschewismus gekämpft. Darüber hinaus sehe ich in der Frage der Wiederaufrüstung nicht nur die politische Note sondern eine solche, die uns Soldaten betrifft, denn letztlich wird nicht der Politiker seine Knochen hinhalten müssen, sondern wir. Darum allein schon dürfen wir nicht schweigen! Und ich muß Ihnen wohl nicht betonen, daß nicht durch unsere Schuld

die rote Macht heute an der Elbe steht und wir nur deshalb nicht diese Gefahr bannen konnten, weil man unsere Kraft lähmte, indem nämlich die ganze Welt gegen uns und damit für die Sowjets kämpfte. Selbst am 8. Mai 1945, wo wir alle freiwillig unter Hintanstellung der Ressentiments mit dem Westen gegen den Osten gekämpft hätten, erkannte man die große Gefahr des Bolschewismus noch nicht und im Gegenteil, im absoluten Verkennen der Lage überließ man dem roten Osten deutsche Menschen und Kameraden, indem ihnen die Möglichkeit verwehrt wurde, in die Westgebiete einzutreten. Unendliche Tragödien spielten sich ab, unsagbarer Kummer für unser Volk war die Folge. Aber alles das, meine Kameraden, kennen Sie und wir wollen es der Geschichte überlassen, zurückzublicken: wir wollen jetzt der Zukunft leben. Trotz aller Diffamierungen und trüben Erfahrungen sind wir zu jeder Zeit bereit, am friedlichen Aufbau unserer Heimat mitzuhelfen, doch muß man uns Ostfrontkämpfern auch hier und da Gehör schenken und versuchen, uns zu verstehen. — Noch vor kurzer Zeit waren wir Verbrecher und unerwünschte Elemente, weil wir einem auch vom Ausland anerkannten Staat — es muß sich also wohl um einen legalen gehandelt haben — unsere Dienste nicht verweigerten und auf seinen Befehl ins Feld zogen. Heute, nachdem wir äußerlich und innerlich restlos „entmilitarisiert und umgeschult“ wurden, tritt man erneut an uns Soldaten heran. Ist es uns zu verübeln, wenn wir bitten, daß wir nach diesem moralischen Zusammenbruch erst wieder geistig einmal aufgerüstet werden? Hieße es nicht das Pferd am Schwanz aufzäumen, wenn wir Waffen in die Hand nehmen, ohne daß wir die inneren Werte wieder erlangt haben, die unbedingt erforderlich sind, wenn wir wieder Waffenträger werden wollen, die einen gewissen Wert darstellen? — Wie kann man uns verübeln, wenn wir fordern, „gebt uns erst die Kameraden frei!“ die heute noch in den Kerkern schmachten. Sie mögen Kesselring, sie mögen Peiper oder sonstwie heißen. Ist es nicht genug, daß schon viele Kameraden der grüne Rasen deckt, die nichts anderes taten, wie z. B. heute die Soldaten in Korea, von denen wir nicht wissen, daß sie in Kriegsverbrecherlagern sitzen, sondern nur hören, daß sie befördert werden und Auszeichnungen erhalten? Wir wollen keine kriminellen Verbrecher schützen, die sich gegen das deutsche Recht vergangen haben, aber es geht nicht an, daß heute noch das sogenannte Siegerrecht auf uns angewandt wird.

Man verlange von uns auch zu keiner Zeit, daß wir gegen unsere

Brüder im Osten kämpfen sollen, für uns beginnt Asien nicht an der Elbe. Ein Bürgerkrieg nach koreanischem Muster wäre das Ende Deutschlands. Unser Ziel, die Vereinigung mit unseren Brüdern und Schwestern im Osten, muß erreicht werden und ist dringendste Notwendigkeit, das Hauptziel überhaupt. Wenn ich Ihnen sage, daß meine Einstellung zum Bolschewismus unverändert geblieben ist, so glaube ich, wird niemand von Ihnen mir probolschewistische Tendenz unterschieben können.

Zu unserer weiteren geistigen Aufrüstung gehört die absolut deutsche Souveränität ohne jede Einschränkung innerhalb der europäischen Völkerfamilie, mit der wir unter dieser Voraussetzung gern zusammenarbeiten wollen. Fehlt aber diese Voraussetzung, so werden wir den Gedanken nicht los werden, daß es bei einer möglichen Auseinandersetzung nicht um uns geht, sondern um die Verteidigung anderer Interessen. Wenn das aber der Fall ist, wird unsere Schlagkraft nicht ausreichen, um dem eventuellen Gegner, den wir mit unserer Osterfahrung, in der uns niemand überlegen ist, kennen, erfolgreich Widerstand zu leisten. Nur unter totaler Ausnutzung aller deutschen Möglichkeiten wird eine erfolgreiche Verteidigung möglich sein. Der Erfolg ist entscheidend und daher müssen wir diesen Weg gehen. Wir stellen alle Ressentiments zurück, im Hinblick auf die Verteidigung des freien Europas und der freien Welt, die aber auch die Verteidigung eines freien Deutschlands sein muß. Ein Atombombentrichterfeld, das nach koreanischer Art vielleicht zum Schluß wieder in westlicher Hand ist, wäre für uns keine Endlösung. Man stelle also auch auf der anderen Seite die Ressentiments zurück und mit dieser Zusammenarbeit nur könnte das gemeinsame Ziel erreicht werden.

In diesem Zusammenhang erlaube man mir auch, die Frage zu erheben, wer garantiert uns unsere deutschen Ostgebiete, z. B. meine Heimat Schlesien? Die Zusicherung, daß noch einmal darüber gesprochen wird, ist für uns nicht ausreichend. Polen wird für uns nie an der Neiße beginnen. Als letzten Punkt muß ich erwähnen, daß eine deutsche Aufrüstung, wenn sie kein ausgesprochenes Vabanquespiel sein soll, erfordern würde, daß stärkste alliierte Kräfte in dieser Zeit in Europa, nicht nur in Asien, stationiert werden müssen, die in dieser kritischen Zeit die Sicherung auch für unser Land übernehmen würden, doch bemerkt sei, Deutschland fängt nicht am Rhein an.

Auf die Begriffe der absoluten Pflichterfüllung und des Eidhaltens wird die neue Wehrmacht nicht verzichten können. Verrat muß Verrat

bleiben und durch Aufsetzen einer Brille darf diese Schande nicht plötzlich zur Heldentat erhoben werden, sonst werden wir aus chaotischen Zuständen nicht mehr herauskommen.

Für uns alte Rußlandkämpfer ist es auch klar, daß es ohne harte Ausbildung nicht gehen wird, mit Salonsoldaten oder leicht sportlich trainierten Männern schlägt man keinen überzeugten Gegner. Mit dem Befehl: „meine Herren, wollen Sie bitte heute die Höhe 365 nehmen", wird es kaum gehen. Auch nicht mit der Auffassung „der Vorgesetzte, der mir diesen oder jenen Befehl gibt, ist für mich ein undiskutabler Mann und ich kann es daher mit meinem Gewissen nicht vereinbaren, diesen Befehl auszuführen."

Ich betone Ihnen gegenüber nochmals, ich verfolge keine parteipolitischen Ziele, sondern ich fühle mich als Ihr alter Kamerad verpflichtet, zu diesen Problemen Stellung zu nehmen, zu Dingen, die von einigen heute als sogenanntes „heißes Eisen" nicht angefaßt werden und man begründet es dann mit dem Wort „Klugheit' oder „Diplomatie". — Kameraden, wir sind Soldaten in unserem Innern, dazu muß man keine Uniform haben, die uns als Korsettstange dienen müßte, und wir wollen das Wort Diplomatie und Klugheit nicht an Stelle des alten deutschen Wortes Feigheit setzen.

Hüten Sie sich vor den Wölfen im Schafspelz, die ihre Aufgabe darin sehen, uns Kameraden, die wir dem Bolschewismus schon einmal getrotzt haben, zu trennen, indem sie durch Flüsterpropaganda und mit allen Propagandamöglichkeiten überhaupt, einschließlich Verleumdung, versuchen, dieses Ziel zu erreichen. Seien Sie überzeugt, ich werde stets einer der Ihren sein, und ich werde zu gegebener Zeit wieder bei Ihnen sein. Wenn ich es für richtig hielt, in letzter Zeit viel im Ausland zu sein, wo ich es als eine meiner Hauptaufgaben ansah, eine Hilfsorganisation für unsere Kameraden in Landsberg, Werl und wie die Gefängnisse alle heißen, sowie für Rußlandheimkehrer aufzurichten, so überlasse ich es Ihnen darüber zu urteilen, ob diese charitative Kameradenhilfe, die in dieser Form von hier aus nie möglich gewesen wäre, nicht wichtiger ist, als ein eventuelles unproduktives Politisieren hier.

Wir werden uns keine Taktik aufzwingen lassen, sondern frei handeln, wenn es uns paßt. Ich bin absolut kein Staatsgegner, sondern stehe zu jeder Regierung, die die Meinung des gesamten deutschen Volkes repräsentiert. Man möge uns daher die freie Meinungsäußerung nicht übelnehmen, und ich persönlich bin sehr verwundert, daß es z. B. mir

als altem Rußlandkämpfer noch nicht vergönnt ist, unbehelligt in die Heimat zu kommen; sondern daß ich mich wie ein Dieb in der Nacht in meine Heimat schleichen muß. Obwohl mir die Regierung der Bundesrepublik einen deutschen Paß ausstellte, mit dem ich theoretisch als deutscher Staatsbürger frei in meine Heimat ein- und ausreisen können müßte, sind alle Grenzen für mich gesperrt, indem dort der Befehl liegt, mir beim Uebertritt den Paß wegzunehmen und mein Eintreffen den Alliierten zu melden.

Nun mögen Sie, meine Kameraden, erkennen, daß mich auch Hindernisse nicht abhalten, zu Ihnen zu kommen. Welchen Weg ich auch gehen muß, ich werde stets für Sie da sein und immer der bleiben, der ich für Sie war ..."

Nach dem offiziellen Teil bleiben wir bis in die frühen Morgenstunden zusammen. Lange wird gesprochen über den Todesmarsch der Bodenteile unseres Geschwaders am 8. Mai 1945 und das von den Tschechen angerichtete Blutbad. Ich spreche länger über Argentinien und seine Möglichkeiten, über wirtschaftliche und sonstige Probleme, weil ich weiß, daß ich sonst dasselbe in zahllosen Einzelsitzungen erzählen muß. Mit allen Kameraden, speziell mit denen aus dem deutschen Osten, habe ich mich unterhalten: Nicht „vom verlorenen Krieg, Panik, Demokratie", sondern über die Tugend der Kameradschaft und unsere feste Zuversicht in die Zukunft unseres Volkes.

11. Mai 1945.

Heute ist aus dem großen Speisesaal der Fabrik der riesige Hoheitsadler dann doch verschwunden, gestern war er noch unser ganzer Stolz. Wir müssen uns das Essen selber holen, aber eine Ordonnanz mit Maschinenpistole ist uns zugesagt. Mit weit aufgerissenen Augen werden wir Zeugen, wie ein Posten mit beiden Füßen auf dem Tisch, Stahlhelm in den Nacken geschoben, Zigarette im Mund, einem General Rede ... sitzt!

Daß eine gewisse Lockerung der Dienstverhältnisse in der amerikanischen Armee bestand, wußten wir schon, aber nicht, daß kurzweg schlechte Manieren geduldet werden. Wartet mal, Brüder, wenn es mal heiß zugeht, da werdet ihr schon gute Manieren lernen und der Idee des „gelockerten Verhältnisses" rasch ein Ende setzen.

Die Soldaten wundern sich darüber, daß wir, wie sie sagen, „mehr Auszeichnungen als Eisenhower haben“ und es ist ihnen rätselhaft, daß wir unsere Auszeichnungen für persönlichen Einsatz bekommen haben. Vielleicht hängt dieses Unverständnis doch irgendwie mit den so lockeren Umgangsformen zusammen.

11. Mai 1952.

Früh bin ich wiederum unterwegs von Ziegenhain nach Kassel. In Göttingen besuchte ich schlesische Bekannte, ehemalige Großgrundbesitzer, die nun als Flüchtlinge arbeitslos und mit ihren Kindern und Kleinkindern auf engstem Raum wohnen und ein schweres Dasein führen. In Holzminden spreche ich mit einigen Leuten, die im Rahmen des Hilfswerkes mit mir korrespondierten, auch mit der Frau von einem der letzten sieben Todeskandidaten von Landsberg, die mit mehreren kleinen Kindern in großen Schwierigkeiten lebt. In Holzminden finde ich auch eine kleine, aber starke Gemeinschaft von ehemaligen Soldaten vor, die unermüdlich für den Wiederaufstieg Deutschlands arbeiten. In Detmold versuche ich Oberst von Below zu treffen, der jahrelang Adjutant der Luftwaffe beim Oberbefehlshaber war. Er ist leider nicht zuhause und sehr beschäftigt in seinem neuen Beruf. Abends bin ich in einem größeren Kreis mit ehemaligen Soldaten und Ofizieren der Luftwaffe zusammen, unter ihnen der Kreta-Fallschirmjäger General Sturm. In allen wesentlichen Punkten sind wir derselben Ansicht und diese Männer hinterlassen einen ausgezeichneten Eindruck. Weil es spät geworden ist, bleibe ich die Nacht in Detmold.

12. Mai 1945.

Weil uns soviel Wäsche gestohlen wurde, bleibt uns gar nichts anderes übrig, als oft und eisern Wäschetage abzuhalten, und weil andererseits der General Wyland erklärt hat, daß wir solange dableiben werden, bis wir unsere Sachen zurückhaben und er sogar dem amerikanischen Kommandanten in Kitzingen auf energische Weise mit Kriegsgericht gedroht hat, halten wir es für möglich, daß es wohl noch einige Zeit dauern wird, bevor wir den Standort wechseln. So gut wie es geht versuchen wir uns auf längere Sicht einzurichten. Bis jetzt haben wir in Erfahrung bringen können, daß die übrigen Kameraden des Geschwaders keiner

Spezialhaft unterworfen sind, sondern nur wir diese fragwürdige Ehre haben, um so besser für sie, denn das ist ein sicheres Zeichen dafür, daß sie über kurz oder lang nach Hause zurückkehren können. Und jetzt, wo es sogar uns als Gefangenen deutlich wird, wie die Herrschaft der Lumpen sich tagtäglich mehr ausbreitet, ist es wichtig, daß wenigstens ein paar anständige Kerls nach Hause kommen, um den feilen Nutznießern der Leiden unseres Volkes das schmutzige Handwerk nicht allzu leicht zu machen. Ein amerikanischer Offizier sagte uns heute, daß allem Anschein nach der Konflikt mit Sowjet-Rußland nicht lange ausbleiben wird, denn schon haben die Sowjets britischen Vertretern in Polen die Einreise verweigert und auch mit Tito bahnt sich wegen Triest eine Auseinandersetzung an. Dieser Offizier glaubt, daß man wahrscheinlich dem Admiral Dönitz die praktische Regierungsgewalt belassen wird, weil man der sowjetischen Invasion durch militärisches Eingreifen zusammen mit unseren rußlandbewährten Truppen ein Ende setzen will.

Ob das Wunschträume der einsichtigeren Alliierten sind, wissen wir natürlich nicht. Es ist jedoch notwendig festzuhalten, daß die Einsicht vorhanden war, wenn auch nur in kleinem Umfang, sodaß die Alliierten später nie behaupten können, sie seien in ihrem guten Glauben von der Sowjetunion getäuscht worden und hätten nicht gewußt was los wäre. Greifen sie jetzt nicht ein, so ist die ganze Entwicklung in Europa, die zusehends die Gestalt einer roten prärevolutionären Machtausbreitung annimmt, einzig und alleine auf das alliierte Konto zu schreiben. Je größer die Einsicht, je größer die Schuld an Europa und dem Weltfrieden.

12. Mai 1952.

In Münster traf ich heute mit Amputierten zusammen und so entsteht spontan ein Kommentar über die Unterstützung, die die Bundesrepublik den Invaliden gibt. Es ist sehr interessant, sie mit der Italiens zu vergleichen. Nach den Bestimmungen der Bundesrepublik bin ich selber z. B. zu 60 % erwerbsunfähig. Einer der Amputierten bemerkt bitter: „Um fünfundsiebzig Prozent erwerbsunfähig zu sein, muß der Kopf vom Rumpf säuberlich getrennt sein". Als Rente bekommt man monatlich 30.— DM, wenn man nicht nachweisen kann, daß man nicht nebenbei verdient. In Italien bekommt ein Amputierter, dem nur der Unterschenkel fehlt, also weit unter „bundesrepublikanischer 60 prozentiger

Erwerbsunfähigkeit", täglich 1000 Lira oder etwa 6 Mark. Das sind rund 180 DM im Monat.

Mittags fahren wir zurück nach Düsseldorf, zu meiner Familie. Später treffen wir dort einige Intellektuelle. Das Gespräch geht um den Begriff Freiheit, in Verbindung mit dem Eidbegriff, das Vorrecht des Gemeinschaftlichen vor dem Individuum und dem Kollektiv beruflicher oder sonstiger Klasseninteressen, die angeborene Neigung des Menschen zum Gehorsam, und die ethischen, sozialen und wirtschaftlichen Folgerungen der vaterländischen Idee.

13. Mai 1945.

Capt. Ross besucht uns oft und spricht vor allen Dingen gerne über seine Studentenzeit in Heidelberg. Er ist ganz frei von irgendwelcher Gehässigkeit und spricht z. B. seine Bewunderung für das deutsche Universitätswesen offen aus. Er kennt Deutschland gut und liebt es, aber an einen nächsten Krieg glaubt er persönlich nicht. Er meint, gerade wir sollten doch die Nase voll haben vom Krieg, denn was vom deutschen Soldaten seit 1939 ununterbrochen und in zunehmendem Maße geleistet worden sei, fände nirgendwo in der Geschichte seine Paralelle. Ich versuchte ihm klarzumachen, daß wir den Krieg schon satt hatten, bevor wir ihn überhaupt anfingen, uns aber kein anderer Ausweg blieb, denn letzten Endes erklärten England und Frankreich uns den Krieg, nicht umgekehrt. Und wenn wir jetzt nach sechs harten, leidensvollen Jahren noch über eine Auseinandersetzung mit der Sowjet-Union sprächen, so hätte das seinen Grund darin, daß unsere anti-bolschewistische Einstellung keine tagespolitische Frage, kein Zweckmäßigkeitsmoment sei, sondern Instinktsache, denn wir hätten im langen Rußlandfeldzug in das unverhüllte Gesicht des Bolschewismus geschaut und wüßten deshalb, hier gäbe es weder Ruhe noch Waffenstillstand, sondern nur Krieg auf Leben und Tod. Daß ein so großer Teil Deutschlands und sogar Berlins der roten Armee von den Alliierten überlassen wurde und damit ein Großteil unseres Volkes und vor allen Dingen seiner Jugend unter bolschewistische Herrschaft geraten sei, genüge schon an sich, um uns jedwede Kriegsmüdigkeit vergessen zu lassen. Capt. Ross solle sich doch einmal vorstellen, was er tun würde, wie er denken würde, wenn z. B. das ganze Mississippigebiet unter roter Herrschaft stehen würde. Ich stritt nicht ab, daß wir Deutsche in politischen Dingen manchmal

recht schwerfällig sein können, aber die Aggressivität, die den Wesenskern des russischen Bolschewismus ausmacht, haben wir jedenfalls klar erkannt. Trotz manchmal entgegengesetzter Meinungen sind die Unterhaltungen mit Capt. Ross recht anregend.

Zur ärztlichen Behandlung geht Niermann immer stur mit. Der Arzt ist jetzt zugänglicher und bittet fast bescheiden darum, sich die höchste deutsche Tapferkeitsauszeichnung etwas näher ansehen zu dürfen. Niermann traut dem Burschen garnicht und stellt sich wie eine wachsame Bulldogge neben ihm auf. Unser Zusammensein ist in jeder Beziehung eine große Erleichterung, denn allein schon die Anwesenheit des einen hilft dem andern. Noch vor wenigen Tagen haben wir Rücken an Rücken in der Kabine der Panzermaschine gesessen. Da konnten wir uns nicht sehen und nur über Funksprech mit einander reden. Das gemeinsame Schicksal war der immer lauernde Tod, der uns von oben wie von unten anfallen konnte. Jetzt ist das gemeinsame Schicksal das Gefangensein, die Hilf- und Machtlosigkeit gegenüber den Geschehnissen, die über die Heimat und über uns selber unaufhaltsam hinwegrollen. Und in jedem oberflächlichen Gespräch, trotz allen Galgenhumors, ist das nagende Wissen um das Schicksal Deutschlands immer als bitterer Unterton zu vernehmen und kommt uns in den langen Minuten des Stillschweigens zum Bewußtsein. Ich versuche zu lesen ... die Gedanken schweifen ab; wir sprechen über Geschwaderkameraden, und gleich steht das Bild der Bodenkolonne vor unseren Augen und die bange Ungewißheit erwürgt sehr schnell den frohen Ton, den gemeinsame Erinnerungen für einen Augenblick aufkommen ließen. Ob die Panzer, die wir morgens bei unserer Aufklärung stehen sahen, auch wirklich durchgestoßen sind? An und für sich hatte die Marschgruppe ziemlich viel Flak bei sich und hat sich gegen schwächere Kräfte bestimmt halten können. Ungünstig war es, daß die Kolonne erst abends marschbereit stand, sonst hätten wir ausreichenden Begleitschutz fliegen können. Am nächsten Tag war das sowieso schon unmöglich, weil der Krieg vorbei war. Könnten wir bloß etwas Sicheres in Erfahrung bringen über die Bodenkolonne ...

13. Mai 1952.

Wir fahren nach Ketwig, wo meine Frau Schulunterricht gibt. Mit einem Journalisten unterhalte ich mich längere Zeit über den laufenden Schaden, der durch die bösartige Berichterstattung über den Präsi-

denten Argentiniens, seine Frau und Argentinien überhaupt entsteht. So werden nicht nur die freundschaftlichen Beziehungen, sondern auch wirtschaftliche Interessen der Deutschen, sowohl innerhalb wie außerhalb Argentiniens schwer geschädigt. Darauf zu antworten, wie der erste Abgesandte, Herr Spieker aus Bonn, daß nun einmal die „Pressefreiheit“ in Westdeutschland herrsche und die Bonner Regierung keine eigenen Zeitungen habe, ist eine schlechte Ausflucht. Wenn — wie so oft — frechweg gelogen wird, bestehen viele Mittel und Wege, diesen Schaden zu beheben; alles andere ist eine falsche, anarchistische Interpretation der demokratischen Freiheit.

Mit den Jungs fahre ich an den Rhein, ihr Spaß ist besonders groß, wenn Gloster Düsenjäger herüberbrausen.

14. Mai 1945.

Frühmorgens teilt uns Capt. Ross mit, daß wir unser Gepäck fertigmachen müssen, weil wir abgeflogen werden. Unsere Sachen, die in Kitzingen gestohlen wurden, sollen nachgeschickt werden. Kurz hinterher erscheint General von Rhoden, Chef der kriegswissenschaftlichen Abteilung der Luftwaffe. Wir erfahren, daß er sehr wertvolle Unterlagen hat retten können, die er in absehbarer Zeit, „wenn sich der Sturm etwas gelegt hat“ publizistisch auswerten will. Der General erzählt seine Flucht aus dem Böhmerwald mit kriegswissenschaftlicher Genauigkeit. Auch dieser Herr soll mitfliegen, und weil es sich nur um eine kleine einmotorige Kuriermaschine handelt, müssen wir unser Gepäck zum Teil hier lassen. Als ich zu Capt. Ross bemerke, daß die ersten Diebstähle unserer Sachen uns schon genügt haben, erklärt er, daß wenn er sagt wir bekämen unsere Sachen, wir uns darauf verlassen könnten. Aber Ross wußte noch nicht, ob wir nun nach London oder nach New York kommen würden, wir würden aber jedenfalls „am Freitag“ unser „noch-nicht-geklautes Gepäck“ erhalten. In Wiesbaden müssen wir aussteigen und uns den amerikanischen, laut herum schwirrenden Fotografen und Wochenschauleuten stellen. Daraufhin werden wir in die Hindenburgstraße Nr. 10 gebracht. Dort finden wir bereits in der Wohnung eines Rechtanwaltes die Generäle Bodenschatz, dessen Hände noch vom 20. Juli her verbunden sind, Galland und noch vier oder fünf andere Generäle. Auch sind etliche Atomfachleute aus Norwegen anwesend. Wir werden in mehreren Räumen untergebracht und unterhalten uns

sehr angeregt mit den deutschen Atomfachleuten. Ihrer Ansicht nach werden die Alliierten wohl in kürzester Zeit eine Atombombe herausbringen. Die deutsche Atomforschung hätte sich in weitvorgeschrittenem Stadium befunden, aber wäre durch englisch-norwegische Sabotagetruppen, die auf vorzügliche Weise von deutscher Spionagehilfe unterstützt wurden, zurückgeworfen worden durch Sprengung eines Schwerwasserwerkes usw. Sobald einer den Raum verläßt, entfaltet sich ein enormes Postenaufgebot. Das ganze Haus ist von allen Seiten umstellt und auch in den Räumen selber sind zahlreiche Posten anwesend.

14. Mai 1952.

General Ramcke und ich betreten den Düsseldorfer Landtag. Gleich am Eingang fällt uns ein Apparat auf, der vielleicht die Skulptur eines Grammophons, bezw. eines Hundes im Liebeskummer darstellen könnte. Ramcke fragt den Wächter, was das bedeuten soll. Tiefernst betont der Mann mit Grabesstimme: „Das ist ein Vogel!" — „So halte ich auch von der Vogelei heutzutage nichts mehr!" antwortet Ramcke mit genau so ernster Miene. Wir sind gekommen, um uns mit Doktor Achenbach über allgemeine Fragen zu unterhalten, insbesondere über die Freilassung der sogenannten Kriegsverbrecher und die Generalamnestie, wobei sowohl General Ramcke wie auch ich selber besonders betonen, daß wir keine Amnestie wollen, sondern Freilassung; von uns ist keiner schuldiger als irgend ein Soldat in Korea, und dort gibt es Auszeichnungen und Beförderungen. General Ramcke ist eine sehr erfreuliche Erscheinung unter den Generälen und trägt seinen Dienstrang auf Grund seines Einsatzes und mit Recht, besonders auch im Hinblick auf Kriegsende, Niederlage und Gefangenschaft. In so gut wie allen Punkten stimmen wir, ohne viel Worte zu machen, überein.

15. Mai 1945.

Wir werden von einem amerikanischen Obersten und einem Oberstleutnant vernommen. Sehr bald und nach einigen ungeschickten einleitenden Bemerkungen stellt sich heraus, daß ihr Hauptinteresse dahin geht, in Erfahrung zu bringen, ob wir bereit wären . . . gegen Japan zu fliegen. Ziemlich trocken mache ich den Herren klar, daß wir nicht die geringste Lust haben, irgendwelche Badoglio-Wege einzuschlagen. Japan

ist unser Verbündeter und wird es bleiben und wir werden nie die Waffen gegen einen Verbündeten erheben. Nicht ohne Spitzfindigkeit bemerkt der Oberst, daß falls Japan von der Mandschurei aus die Sowjet-Union angegriffen hätte, das Schicksal der deutschen Wehrmacht in Rußland bestimmt anders ausgesehen hätte und daß es jetzt einwandfrei feststehe, daß die deutsche Reichsregierung durch Aufrechterhaltung eines nichtkriegerischen Status zwischen Japan und der Sowjet-Union nicht nur enttäuscht, sondern sogar betrogen wurde. Darauf kann ich nur antworten, daß wir uns in dieser Angelegenheit in den heutigen Verhältnissen keine eigene Meinung bilden können und wir deshalb bei dem konservativen deutschen Standpunkt bleiben, daß auch das geringste Ehrgefühl verbietet, gegen einen ehemaligen Verbündeten, der sich anständig benommen hat, die Waffen aufzunehmen. Der Oberstleutnant meint, sie würden die japanische Insel so oder so in kurzer Zeit ganz in die Luft sprengen können, da sieht ihn der Oberst bedeutungsvoll an und tippt sich vielsagend mit dem Zeigefinger auf den Mund. Als wir alleine sind, sage ich Niermann, daß der Oberstleutnant wohl die Atombombe meinte, als er den Mund so voll nahm, und daß sie die natürlich gerne durch einen von uns hätten abwerfen lassen.

15. Mai 1952.

Den ganzen Vormittag verbringe ich auf Dienststellen im ständigen Kampf mit einem unwilligen Amtsschimmel, und mein Versuch, einige Kameraden im alliierten Kriegsverbrechergefängnis Werl zu besuchen, scheitert schließlich doch. Am Nachmittag fahre ich nach Köln und treffe mich mit Männern aus dem nationalen Lager. Sie klagen über den Terror, dem sie durch die laufenden Gerichtsverfahren ausgesetzt sind. Kommt einer gerade aus dem Gefängnis heraus, läuft schon ein neues Verfahren und er fliegt wieder rein. Gerade haben wir unsere Besprechung angefangen, kommt ein Geschwaderkamerad ins Zimmer gestürzt und teilt mit, daß ein „verdächtiger Zivilist" vor der Tür steht und gefragt hat, ob „Rudel da gerade ins Haus ging". Er hätte viele und präzise Fragen gestellt und noch präzisere und zahlreichere Fragen genauestens beantwortet. Ich sagte, er sollte ihn hereinlassen. Und schon erscheint im Türrahmen: Dahlmann, mein langjähriger Bursche, der mal bei einem Bombenangriff auf einem Flugplatz in Ungarn einen Fensterrahmen um Kopf und Schulter geschleudert bekam und mit diesem

feierlichen Kragen todernst die Hacken zusammenklappte und meldete: „feindlicher Bombenangriff!“ — —

Nachts fahre ich linksrheinisch über Boppart und Mainz nach Darmstadt.

16. Mai 1945.

Wir starten in einer DC 3 von Wiesbaden. Nach allem, was wir von dieser Douglas-Maschine schon gehört hatten, ist die Wirklichkeit ziemlich enttäuschend. Es ist ein normaler Frachtkahn, der 60 km schneller fliegt, als unsre Ju 52. Wir sind allerdings gespannt auf den Kurs; der immer findige Niermann beruhigt mich sehr schnell: er hat es irgendwie fertig gekriegt, noch einen Kompaß bei sich zu behalten. So stellen wir fest, daß wir Kurs auf England nehmen. Am Rhein sehen wir die mörderischen Kriegszerstörungen im Westen. Über die Brüsseler Flugplätze, die Niermann gut kennt und vermouthaltige Erinnerungen in ihm wachzurufen scheinen, haben wir bald das Meer erreicht. Wir landen auf dem Flugplatz Bavington, und kaum haben wir englischen Boden unter den Füßen, werden schon die „Atommänner“ von den Militärs getrennt; diese Wissenschaftler waren sich selber längst darüber im klaren, daß es zur Fortschrittlichkeit unserer Zeit gehört, in ihnen eine Beute zu sehen, die nunmehr ihr Wissen uneingeschränkt dem Sieger zur Verfügung zu stellen hat. Das Wissen wird gezwungen, sich in den Dienst der Freiheit zu stellen. Rücksichtslos gezwungen. Wegen der Freiheit.

Wir kommen in das Vernehmungslager. Trotz dreifachen Stacheldrahts machen die Holzbaracken einen primitiven und improvisierten Eindruck. Wie schon jedesmal vorher, wird auch hier wieder versucht, Niermann und mich zu trennen. Aber wir haben den Dreh schon raus und stellen auch hier gleich fest, daß ich wegen der frischen Wunde, mit der immer etwas passieren kann, ständig jemanden bei mir brauche. Nach einigem hin und her bleibt es denn auch dabei und wir sammeln eifrig Eindrücke über unsere neue Umgebung. Heute sitzen wir also hinter Stacheldraht ... für wie lange? Wir denken an die vielen Millionen, die sich die gleiche Frage stellen, ohne auch nur einen Funken der Hoffnung, da sie weit weg sind, in der grausamen Unendlichkeit Rußlands, im eisigen Sibirien. Was sind unsere Nöte verglichen mit denen jener Männer und sogar Frauen, die in vielen Fällen durch schuldige Nachlässigkeit oder noch schuldigeres direktes Eingreifen der westlichen Alliierten in

bolschewistische Gefangenschaft gerieten? Unsere ganze Heimat ist von Stacheldraht umgeben, unser ganzes Volk sitzt hinter Stacheldraht ... Wie klein sind da unsere Sorgen um uns selbst.

16. Mai 1952.

Aus Darmstadt nehme ich morgens früh einen Kameraden mit, der mich weiter nach Stuttgart begleitet. Er war Jäger und hat jetzt eine Beschäftigung als Journalist. Er ist ein ganz lustiger Knabe, der mit viel Ironie die Schwierigkeiten beschreibt, die Journalisten zu überwinden haben, wenn sie schreiben wollen wie es ihr Gewissen ihnen diktiert. Sie werden einfach gezwungen, mehr Dichtung als Wahrheit zu schreiben, weil sie sonst als „nicht zeitgemäß“ betrachtet werden. Ich drehe den Rundfunk im Wagen an und höre, daß mir die Einreisegenehmigung gegeben ist. — „Das ist nur eine Falle!“ meint mein Reisegefährte. Obwohl die Genehmigung etwas spät kommt, freue ich mich doch. Mit Freund Rudolf legen wir einen Abend fest, um uns in einem größeren Kameradenkreis zu unterhalten. Dann auf nach München, wo ich mit Leuten aus einer Vertriebenen-Organisation zusammen komme. Sie beschweren sich darüber, daß auslandshörige Elemente sich an die Spitze ihrer Organisation gestellt haben, um auf diese Weise den „gefährlichen Radikalismus“ der Entwurzelten aufzufangen und ins Nichts zu führen. Sudetendeutsche berichten über ihre Leiden bei der Vertreibung. Wenn es je Kriegsverbrechen gegeben hat, so ist die Vertreibung der Sudetendeutschen, Schlesier und Ostdeutschen an erster Stelle zu nennen, und solange die Schuldigen dafür nicht zur Rechenschaft gezogen sind, soll man uns nie mehr von deutschen Kriegsverbrechen sprechen. In meiner Jugend fuhr ich oft durchs Sudetenland und kenne Land und Leute dort gut. Der Gedanke an meine Machtlosigkeit, in größerem Rahmen etwas für diese Menschen tun zu können, ist bitter genug.

17. Mai 1945.

Wir haben bald gemerkt, daß sich überall Abhörgeräte befinden. So sind wir mit unseren Gesprächen äußerst vorsichtig, denn jeder Laut wird registriert. Ob die Magnetophonbänder schon deutsche Beute sind? Das Lager steht unter englischer Verwaltung, aber es arbeitet hier auch eine nordamerikanische Vernehmungskommission. Nach vorhandenen Aus-

künften werden wir abwechselnd von Engländern und Amerikanern vernommen. Wir werden, solange irgend möglich, versuchen, daß wir zusammen vernommen werden. Das hat seine bestimmten Vorteile. Schon am Nachmittag geht es los. Colonel King ist der englische Wortführer. Die erste Vernehmung bringt eine ziemlich einseitige Fragerei der Engländer. Da unsere Reaktionen äußerst karg sind, wird bald das allgemeine Thema des vergangenen Krieges aufgegriffen. In großen Bogen reden wir um den heißen Brei herum und der Colonel zeigt eine wirklich beispielhafte Ruhe und Gelassenheit gegenüber unseren elastischen Absetzbewegungen. Er macht keinen unsympathischen Eindruck und säßen wir hier nicht als Gefangene, könnte er bestimmt eine gewisse freundschaftliche Atmosphäre ausstrahlen.

17. Mai 1952.

Zurück nach Österreich. Die Bergpfade sind nicht gerade günstig für meine neuen Schuhe. So trifft mich unverhofft ein Grenzer mit den Schuhen in der Hand an und findet dies anscheinend so befremdend, daß ich mit zum Posten soll. Auf dem Wege dorthin unterhalten wir uns sehr freundlich über Berge, Skifahren, Rauchen oder Nichtrauchen und dann meint er, daß ich doch eigentlich wohl eine ganz vernünftige Person zu sein scheine, ob ich nicht doch irgendein Papier hätte? Darauf zeige ich ihm meinen Kriegsversehrtenausweis, er betrachtet ihn genauestens und schlägt plötzlich die Hacken zusammen und sagt: „Hätten's dös doch gleich gsogt: I war ja auch dabei!"

Seit langer Zeit komme ich im Hause Striede wieder mal zu einem normalen Schlaf von acht Stunden.

18. Mai 1945.

Die Vernehmung drehte sich heute hauptsächlich um die Taktik und Technik des Panzerabschießens. Wir hatten uns aber vorher darüber geeinigt, keine Angaben zu machen und uns darauf zu beschränken, die Vernehmenden aufzufordern, es selber mal zu versuchen. „Wenn Sie mal einen Panzer abgeschossen haben und leben noch, so können Sie selber Erfahrungswerte sammeln, denn die empirische Methode empfiehlt sich besonders in diesen Angelegenheiten!" Da es auf diese Art nicht geht,

versucht man jetzt uns mit dem Thema: Kanonen gegen Panzer oder Rakete gegen Panzer auf Touren zu bringen. Die alliierten Offiziere erklären, es erschiene ihnen unwahrscheinlich und ein unrentabler Selbstmordversuch, mit so langsamen Flugzeugen wie den Stukas auf Panzer zu schießen; Raketen aus schnellen Jagdflugzeugen abgeschossen wären weitaus besser. Da wir bei jeder Gruppe eine Raketenstaffel hatten, kannten wir die Raketen und wußten um deren geringere Treffsicherheit. Wir fanden aber gar keine Veranlassung mehr, auf das Thema einzugehen, und grinsten uns möglichst freundlich überlegen zu. Das war aber einem der Vernehmer doch zu viel und er sagte, wir würden in Zukunft nur noch einzeln verhört werden.

Wir befinden uns jetzt in richtiggehenden Zellen, mit je zwei Betten. Wenn wir mal müssen, klingeln wir. Das soll wahrscheinlich eine der Maßnahmen sein, um unseren Stolz zu brechen. Nach mehr oder weniger heftigem Klingeln schaut einer durchs Guckloch und begleitet uns wachsam.

18. Mai 1952.

Den ganzen Tag Prothesen probiert. Das tötet nicht nur meine Nerven, sondern auch die des guten Technikers und wir müssen beide allerhand Zähigkeit aufbringen, um stur weiterzumachen.

Aus einer Schweizer Zeitung entnehme ich, daß man über die Remilitarisierung Westdeutschlands im englischen Unterhaus manchmal klarer redet als bei uns. Die Labour-Party, jetzt Oppositionspartei, forderte, daß in der Bundesrepublik allgemeine Wahlen abgehalten werden sollen, bevor Bonn die Verpflichtung zu einer Beitragsleistung an die Europäische Verteidigungsgemeinschaft übernimmt. Die Labourparty meint, daß die Zustimmung des deutschen Volkes möglichst deutlich zum Ausdruck kommen soll und eine Meinungsäußerung der Masse des deutschen Volkes unbedingt notwendig sei. Stärke wäre nur zu erreichen, wenn man das ganze Gewicht des deutschen Volkes hinter sich habe. Der Minister Eden betonte aber, daß durch solche Wahlen eine Verzögerung von einem Jahr eintreten würde und daß eine solche Verzögerung das endgültige und sichere Scheitern der Bemühungen zur Herstellung einer europäischen Einheit zur Folge haben würde. Ich bin äußerst neugierig, ob man nicht sowieso ein Jahr verlieren wird und folglich ruhig eine Wahl hätte abhalten können. Aber die Wege der höheren Politik sind sonderbar.

19. Mai 1945.

Gerade haben wir uns darüber geeinigt, daß unser Gepäck doch wohl nie mehr kommen wird, und daß wahrscheinlich nicht Ross uns hereingelegt hat, sondern er hereingelegt worden ist! Mit einem Seufzer nehmen wir unser Schicksal hin. Da wird auf einmal die Tür aufgerissen und — wahrhaftig, das Gepäck hereingeworfen. Wir stellen bald fest, daß eine der zahlreichen alliierten Kontrollkommissionen uns von sämtlichen Dingen befreit hat, die direkt oder indirekt — manchmal wohl sehr indirekt — zur Flucht verhelfen könnten. Aber unsere Freude ist groß darüber, daß Capt. Ross sogar mit genauestem Termin sein Versprechen gehalten hat. Er war eine so erfreuliche Erscheinung inmitten einer Unzahl der unerfreulichsten Zeitgenossen, daß unsere Enttäuschung über das Nichteinhalten seines Versprechens mindestens so groß gewesen wäre, wie die Bitterkeit um den Verlust unserer letzten Habseligkeiten. Jetzt ist es so, als ob Ross sich in unserer Zelle zu uns gesetzt hat und wir in unserem heutigen trostlosen Dasein irgend einen Freund gewonnen haben. Und dieses Gefühl füllt die Zelle mit Sonnenschein. Ob Capt. Ross sich wohl bewußt gewesen ist, daß das Einhalten eines einfachen Versprechens für zwei Zelleninsassen solch eine Bedeutung hat? Jedenfalls sind wir für heute wieder einmal weitgehend mit der Menschheit versöhnt und sehen in diesem kleinen Ereignis irgendwie die Bestätigung einer immerwährenden Gerechtigkeit, die uns jetzt dafür belohnt, daß wir uns gegenüber Gefangenen immer korrekt und anständig betragen haben bei den wenigen Gelegenheiten, wo wir mit ihnen in Berührung kamen. Schon allein aus einer gewissen Selbstachtung heraus.

19. Mai 1952.

Zwei österreichische Journalisten, beide alte Soldaten, machen mir an Hand von verschiedenen Beispielen deutlich, daß die Haltung Österreichs gegenüber den früheren Soldaten sich sehr zu ihren Gunsten mit der Westdeutschlands vergleichen läßt. Auch die Presse verhält sich durchweg positiv in solchen Fällen. Sie erzählen mir auch von der Aufregung, die in ganz Europa durch einen sogenannten Geheimbericht des amerikanischen Chefs der Flottenoperationen, Admiral Fechtler entstanden ist. Über die Echtheit bestehen angeblich noch Zweifel, aber einige der Feststellungen sind höchst interessant und zeugen von einem nüchternen militärischen Realismus. So wird gesagt, daß eine europäische Armee von 52 Divisio-

In der Sierra de Córdoba

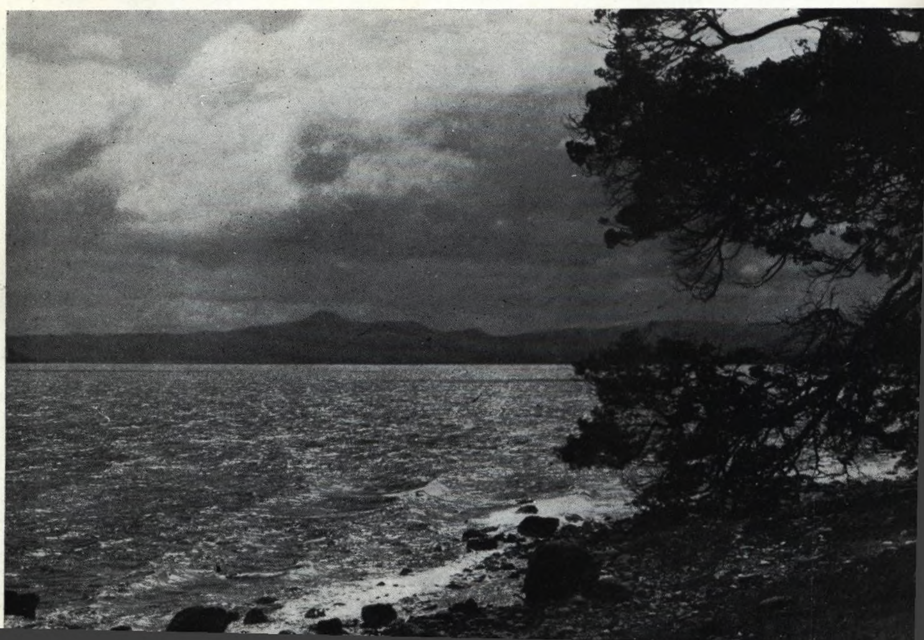
Die Plaza von Córdoba mit dem Denkmal des Befreiers San Martín





Der Tronador bei Bariloche

Der Nahuel Huapí



nen höchstens drei Tage den mehr als hundert russischen Divisionen standhalten könne. Die politischen Führer Europas werden als unfähig, die wirtschaftlichen als geistig müde und die militärischen als kampfunlustig charakterisiert. Es wird eindringlich auf die riesige rote „Fünfte Kolonne“ in Europa hingewiesen. Die russische Luftwaffe sei ohne weiteres imstande, innerhalb vier Tagen die holländischen, norwegischen, dänischen, belgischen und französischen Flugplätze zu besetzen, während sogar nach Meinung des alliierten Hauptquartiers vom Oktober 1951 zehn russische Fallschirmdivisionen schlagartig Schottland besetzen und von England abtrennen könnten. Außerdem wird den USA dringendst geraten, unter allen Umständen die Freundschaft der Araber zu erwerben und den arabischen Nationalismus weitgehend zu unterstützen.

Hoffentlich lernen unsere Politiker etwas aus solchen Dokumenten! Es hat eine untergeordnete Bedeutung, ob sie formell echt sind, denn sie vermitteln jedenfalls einen klaren Überblick über die augenblickliche Lage. So z. B. brauchen wir uns nicht erst die Freundschaft der Araber zu erwerben, wir haben sie schon. Nur sollten wir zusehen, daß wir sie nicht verlieren durch irgendwelche Dummheiten unserer derzeitigen „Staatsmänner“.

20. Mai 1945.

Heute Nachmittag um 4 Uhr wurde Niermann alleine vernommen. Das Verhör war ausgesprochen kurz. Es drehte sich wieder um die Technik des Panzerabschießens. Nachdem man ihm einige Fragen vorgelegt hatte und er nicht die geringste Lust zum Antworten zeigte, wurde ihm gesagt, ich hätte es bereits erklärt. Darauf meinte Niermann: „dann brauchen Sie mich doch nicht mehr so dumm zu fragen“. Da wurde er kurzerhand rausgeschmissen. Um zwölf Uhr nachts wurde er dann wieder herausgeholt. Nachdem er sich umständlich rasiert hatte, begab er sich nach drei viertel Stunden auf den Weg. Ihn erwarteten Whisky und Zigaretten in Hülle und Fülle. Niermann lehnte höflichst ab, dann kam das Gespräch auf seine Afrikazeit. Zu seinem großen Erstaunen stellte Niermann fest, daß die Engländer genaue Daten über die Verlegung, Angriffe, Personalbesetzung usw. seiner Einheit besaßen. „Wir wußten immer genau Bescheid, meistens 24 Stunden vorher, nur ab und zu 24 Stunden nachher“, bemerkte der Engländer lakonisch. Dann kam das Gespräch auf die englische Flak in Tobruk, und waren die Engländer an der Reihe erstaunt zu

sein, als Niermann sagte: „Lieber zehnmal nach Tobruk fliegen als einmal in die russische Weiberflak!“ (In Beketowka südl. Stalingrad schoß eine mörderische Flak, die Gefangenen aus diesem Raum sagten übereinstimmend aus, daß die Geschützbedienungen vornehmlich durch Frauen gestellt wurden). Dann wurde ich hinzu geholt und haben wir uns mit Colonel King bis vier Uhr morgens angeregt unterhalten. Gesprächsthema waren: „Nazis“, Politik, Krieg, Rußland usw. Man bekam den Eindruck, daß sogar die höheren Offiziere sehr wenig politischen Einblick hatten. Wenn wir von einem Konflikt zwischen Ost und West sprachen und der fast unabwendbaren Zwangsläufigkeit einer kriegerischen Auseinandersetzung, sagte King: „Wieso Krieg mit Rußland? Die Sowjetrussen sind ja unsere besten Freunde und alles wird am grünen Tisch geregelt — so sagt man uns wenigstens.“

King sieht aber sonst die Lage nicht unklar und nimmt oft seine Zuflucht zu einem beißenden Sarkasmus, um dem Zwang einer grundsätzlichen These aus dem Wege zu gehen. Über Rußland haben wir uns sehr lange unterhalten. Einer der Offiziere meinte, daß Rußland unter keinen Umständen zu einem neuen Krieg imstande wäre, und brachte zum Ausdruck, daß es mindestens zehn Jahre dauern würde, bevor es sich einigermaßen von dem letzten Krieg erholt haben würde. Als wir darauf hinwiesen, wie rasend schnell Rußland sich von den schweren Schlägen erholt hätte, die es im Sommer und Herbst 1941 bekommen hatte, und wir unsere Ansicht äußerten, daß die Sowjet-Union vielleicht unbesiegbar sei, wenn man ihr auch nur drei oder vier Jahre Zeit ließe, glaubte keiner der Offiziere daran. Es war ihnen anscheinend bequemer zu glauben, die Sowjet-Union hätte überhaupt nur standhalten können auf Grund der alliierten Hilfsleistungen. Als ich ihnen sagte, daß der russische Panzer den alliierten weit überlegen sei, und wir immer gerne die Shermans angriffen, weil sie gleich in die Luft flogen, während der T-34 oder gar der Stalinpanzer oft mehrmalige Anflüge und zähes „Draufrumhacken“ erforderte, waren die Herren sehr verwundert. Ich machte ihnen klar, daß die Vorzüge des russischen T-34 so vielseitig waren, daß man ihn vielleicht nicht mit Unrecht als den besten Panzer des zweiten Weltkrieges betrachten kann. Er hatte nicht die großartige Panzerung unseres Tigers, aber sein Motor war dafür weit unempfindlicher als der des Tigers. Seine Form hatte eine ideale Linienführung. In der Herstellung war er zweifelsohne der billigste aller Panzertypen, und dies war entscheidend für die Schnelligkeit der Massenherstellung. Ich erzählte die Geschichte des

T-34 wie wir sie gehört haben. Sie soll die Konstruktion eines weiß-russischen Offiziers, der als Emigrant in Paris lebte, sein. Er bot seine Konstruktion dem französischen Oberkommando an, sie wurde als lächerlich abgelehnt. Daraufhin soll das OKW das Angebot bekommen haben. Nach eingehendem Studium wurde der Panzer 1938 vom OKW abgelehnt als zu schwer. Auf dem Umweg über Finnland soll dann die rote Armee im Laufe des Jahres 1939 das Projekt bekommen und auf Betreiben von Schukow den sofortigen Bau einer Probeserie veranlaßt haben. Ich fragte King, ob er die Richtigkeit dieser Version bestätigen könnte, er sagte, er habe nie etwas davon gehört.

20. Mai 1952.

Tagsüber spielen wir etwas Tennis und gehen dann in die Berge. Am Abend fahre ich nach München, wo ich eine Verabredung mit der Prinzessin Isenburg, der unermüdlichen Aktivistin für das Wohl unserer Gefangenen habe.

21. Mai 1945.

Wir werden jeden Tag genau fünfzehn Minuten „gelüftet". In einem hühnerkäfigähnlichen Drahtverhau laufen wir wie die Hähne herum. Sowohl an den Seiten wie über uns ist mit verschwenderischer Hand Stacheldraht gespannt, und zahlreiche Posten mit Maschinenpistolen erinnern uns daran, daß wir wohl eine ganz besondere Klasse von Kriegsgefangenen darstellen. Ein Grund für diese gegen die Genfer Konvention verstoßende Behandlungsmethode ist uns nie angegeben worden. Die andern sind ja die Sieger. Der Chef dieser Strafanstalt ist ein Patentanwalt aus London. Er macht jeden Morgen einen Rundgang und stellt manchmal recht gehässige Fragen. Als er uns das zweite Mal fragte: „Well, sind Sie schon mißhandelt worden?" antwortete Niermann mit höflichem aber reichlich süßen Ausdruck: „Oh, no ... solange Ihr noch ... Gentleman seid!" Der Patentanwalt hat dann diese Frage nie mehr gestellt. Fragt man ihn nach irgendetwas, so sagt er nie ja oder nein, nur „I'll see what I can do for you!" Aber manchmal kommt schon nach fünf Minuten ein Posten und bringt die gewünschten Sachen.

Mit den anderen Häftlingen haben wir überhaupt keine Verbindung. Nur ab und zu ein flüchtiger Blick und Gruß auf dem leeren Korridor,

denn auch unsere Spaziergänge müssen wir alleine machen. Jedesmal wenn Bitterkeit und Empörung in uns hochzukommen droht, genügt der Gedanke an das Schicksal unserer Kameraden in Rußland und dem jetzt roten Balkan, um wieder Ruhe in uns einkehren zu lassen. Außerdem wollen wir um jeden Preis dem Feind gegenüber — er ist ja noch Feind, denn er benimmt sich so — Haltung bewahren, damit er bloß nicht glaubt, er erreiche bei uns etwas mit seinen Methoden.

21. Mai 1952.

In München warten wieder die vertrauten Kameraden,. Abends vereinigen wir uns im größeren Kreis mit den Gebirgsjägern, die trotz zahlreicher Schwierigkeiten und Diffamierungen ihren tapferen Kampf um nationale Würde und Anständigkeit weiterführen. Eines Tages werden sie sich doch noch den Respekt der Gegner und die Dankbarkeit der Heimat erwerben.

22. Mai 1945.

Heute hat man mich gefragt wie es kommt, daß ich noch die ganzen Parteiabzeichen (gemeint, das deutsche Kreuz in Gold usw.) habe und mein früherer Waffengeneral, der auch hier sei, garnichts mehr. Ich konnte darauf nur antworten: „er hat früher genau soviel gehabt, aber das ist jetzt wahrscheinlich ... vom Winde verweht!“

Allmählich machen sich bei uns die ersten Symptome des berühmten Lagerkollers bemerkbar, aber noch in gemütlicher Form. So beschließen wir, nach Schluß der Gefangenschaft eine Art Luftzirkus aufzumachen. Die Hauptattraktion würde im Abschießen eines Panzers bestehen. Natürlich muß unten einer sitzen, der auch bei Nichttreffen den Panzer hochgehen läßt! Außerdem würde es eine große Attraktion sein, wenn einer unten am Boden eine halbe Quadratmeterscheibe hochhalten würde und wir dann mit den Bordkanonen darauf schießen. Solche und ähnliche Hirngespinste entstehen eben aus der Lagerpsychose.

Niermann wundert sich darüber, daß er bis jetzt noch nicht über das Spitzbergenunternehmen vernommen wurde. Niermann ist während des Krieges ziemlich viel herum gekommen und war auf allen Kriegsschauplätzen für längere oder kürzere Zeit. Und weil ich bis jetzt nur sehr Vages über das Unternehmen gehört habe, und Niermann gut erzählen

kann, verabreden wir, daß er die Geschichte ausführlich erzählen wird. Aber der Leckerbissen soll nicht auf einmal verspeist werden, sondern wie ein Zeitungsroman mit Fortsetzungen:

Auf dem nördlichsten Flugplatz der Welt, Banak, der äußersten Nordspitze Norwegens, war schon seit April 1940 eine Wetterstaffel der Luftwaffe tätig. Sie flog Wettererkundung im nördlichen Eismeerraum, über Nowaja-Semlja, Grönland, Island, Jan Mayen und weit über die Bäreninsel hinaus bis nach Spitzbergen. Leutnant Meinecke, uralter Einflieger der Junkerswerke, hatte die Leitung dieser Wettererkundungsstaffel, aber auch das übrige fliegende Personal war das beste und erfahrenste der deutschen Luftwaffe. Hierzu zählte Leutnant Schütze, der als erster Wetterflieger mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet wurde. Bis zum Sommer 1941 blieb Spitzbergen außerhalb der Kriegszone. 1000 km vom Nordkap entfernt ging das Leben relativ friedlich weiter, die Kohlen wurden nach Norwegen transportiert und Lebensmittel von Norwegen nach Spitzbergen. Im Sommer 1941 war der Engländer überraschend auf Spitzbergen gelandet und hinterließ ein Kommando, das den gesamten Funkverkehr überwachte und die Kohlen statt nach dem verbündeten Norwegen nach dem bedürftigen England schickte. Mitte August lief dann plötzlich der große Truppentransporter „Empress of Canada“ ein und transportierte gewaltsam in wenigen Stunden die gesamte Bevölkerung ab. Die Wetterstaffel stellte außerdem fest, daß die Russen bereits einige Tage vorher ihre Siedlung Barendsburg geräumt hatten und die Bevölkerung nach Archangelsk verfrachteten. Dies war die Lage, als der Plan aufkam, auf Spitzbergen eine Wetterstelle einzurichten und sie mit allen meteorologischen Instrumenten und Funkanlagen auszurüsten. Wettermeldungen von Spitzbergen hatten eine große Bedeutung für den gesamten nördlichen Raum und besonders für die Überwachung des nördlichen Eismeeres. In jener Zeit fuhren die Alliierten mit steigender Intensität die nördliche Route mit Geleitzügen, deren Ziel Archangelsk und Murmansk war. Die ständige Tätigkeit der Luftwaffe veranlaßte die Geleitzüge, nördlich der Bäreninsel an der südlichen Packeisgrenze entlang zu fahren. In dieser Zone waren die Angriffe der JU 88-Verbände und Stuka-Gruppen von Banak und Kirkenes aus wegen häufiger schlechter Wetterverhältnisse besonders erschwert. Da jegliche Beobachtungen aus dem Polarbereich fehlten, war eine genaue Wettervorhersage in dieser Zone überhaupt nicht möglich. Diese Aufgabe nun sollte eine Wetterwarte auf Spitzbergen erfüllen.

Im Frühjahr 1941 hatte ein großer Kohlengrubenbrand auf der Insel gewütet. Und damals war Leutnant Schütze bereits mit einer Heinkel 111 auf dem Eise in der Adventsbay bei Longyearbeyn gelandet, um Löschgeräte zu überbringen. Wir wußten also schon, daß Landungen durchaus möglich waren.

Leutnant Meinecke erkundete das ganze Gebiet nach Landemöglichkeiten und fand sie vor allem in der Verlängerung der Adventsbay auf einer Moräne. Erst nachdem Meinecke melden konnte, daß er dort bereits mit einer JU 88 einen Rollversuch unternommen habe, nahm der Oberbefehlshaber der Luftflotte 5, General Stumpf, seine Meinung, daß eine Landung auf Spitzbergen unmöglich wäre, zurück und es konnte mit den Vorbereitungen begonnen werden. Eine Transportmaschine vom Typ JU 52 wurde mit Langstreckentank und Spezialfunkgerät ausgerüstet. Die meteorologischen Vorbereitungen wurden übernommen vom Meteorologen, Dr. Etienne, der in Oxford studiert und bereits an zwei Grönlandexpeditionen mit Ueberwinterung und allem drum und dran teilgenommen hatte.

Mitte September 1941 waren die Vorbereitungen abgeschlossen und gegen sechs Uhr in der Frühe verläßt bei völliger Dunkelheit die JU Banak. Es folgt eine glatte Landung auf der Moräne bei Longyearbeyn und damit ist die erste mehrmotorige Maschine auf Spitzbergen gelandet.

22. Mai 1952.

Einen großen Teil des Tages verliere ich mit einer erfolglosen Suche nach Kolbenheyer. Es entstehen Irrtümer durch Ortsnamenverwechslungen, und zum Schluß soll er nach den erhaltenen Auskünften sich gleichzeitig in drei verschiedenen, weit von einander entfernten Dörfern befinden. Die Zeit reicht leider nicht aus, um sie alle drei abzusuchen. — Aber beim nächsten Besuch muß ich es unbedingt möglich machen, diesen größten der lebenden wahrhaft deutschen Dichter zu treffen.

Auf der Rückfahrt von einem dieser Dörfer mache ich einen Abstecher nach Feilenbach, wo der ehemalige Trainer der Luftwaffen-Skimannschaft jetzt Sportartikelfirmen vertritt. In Feilenbach war ich nach dem Kriege schon oft. Abends sitzen wir wieder im größeren Kreis in München zusammen und es werden im Rahmen der Erörterungen allgemeiner Wirtschaftsprobleme wilde Geldtheorien aufgestellt. Das klingt lustig, zeitigt aber schließlich doch eine klare und ernste Folgerung, daß

nämlich der Diktatur des Geldes und ihren verheerenden Folgen nur beizukommen ist durch strenge staatliche Kontrolle und Lenkung der Funktion des Geldes zum Wohle der Allgemeinheit. Es genügt nicht, daß der Staat alleiniger Hersteller des Geldes bleibt, er muß auch die Wirksamkeit aller Arten von Geld fest in der Hand behalten, sowohl die des gedruckten als auch die des Bank- bzw. Kreditgeldes. Vorausgesetzt natürlich, daß die Staatsführung selbst in den Händen von Männern liegt, die ausschließlich das Wohl des in dem betreffenden Staat lebenden Volkes im Auge haben und nicht etwa Angehörige jener Verschwörung gegen die Freiheit der Völker sind, die auf einen „Weltstaat" hinzielt. Denn d a n n wäre die Geldkontrolle in den Händen eines Privat-Bankiers aus dem Volke selbst immer noch besser aufgehoben, als bei solchen volksfremden Elementen in der jeweiligen Staatsführung.

23. Mai 1945.

Die englische Küche soll, vielleicht mit Ausnahme des Frühstücks, in der ganzen Welt einen schlechten Namen haben. Was wir in dieser Beziehung erfahren, verdient überhaupt keinen Namen. Wir beschließen denn auch nach dem kargen Mittagsmahl, daß der Nachtisch aus der Fortsetzung der Niermannschen Spitzbergengeschichte bestehen soll:

Nachdem die erste Landung auf Spitzbergen glatt verlaufen war, unternahm Niermann mit einigen anderen Kameraden einen Erkundungsmarsch in den Ort, der etwa 10 km vom improvisierten Landeplatz entfernt lag. Gleich beim Eingang trafen sie einen Norweger, der sich vor dem englischen Abtransport versteckt hatte und nun der einzige Überlebende war. Er führte die Flieger durch die kleine Stadt und erzählte, was sich alles in den letzten Wochen und Monaten ereignet hatte. Die Stadt bot ein trostloses Bild. Die Engländer hatten alle Tiere aus den Ställen getrieben, um dann eine wilde Schießerei zu veranstalten. Zwischen den Häusern, auf den Straßen lagen die Kadaver und wildernde Hunde nährten sich davon. Viele Tiere hatten sich mit schweren Schußwunden noch einige hundert Meter weitergeschleppt, um dann elend zu verrecken. Die gewaltigen Kohlenhalden am Kai waren in Brand gesetzt und über 150 000 To. Kohlen glühten über ein Jahr lang. In den Wohnungen zeigten sich überall die Spuren des schnellen Abtransportes, Kisten und Koffer standen halb gepackt, Kleider und Wäsche lagen herum, die Tische waren gedeckt und auf Tellern und in Töpfen stand noch das

Essen. In sämtlichen Wohnungen ein fürchterliches Durcheinander, denn der Norweger erzählt, daß die englischen und kanadischen Soldaten sogar in den Arbeiterwohnungen die Schränke und Kisten wieder aufgerissen und durchwühlt hätten. Selten war eine Tür noch heil. Die großen Alkoholvorräte hätten die Soldaten noch wilder gemacht. Das war auch der Grund, warum überall Tommyhelme, Waffen- und Uniformteile herumlagen. Der Direktor der Kohlengruben hätte auf den Knieen darum gebeten, die in fünfundzwanzig Jahren mühsam aufgebauten Förderanlagen — sein Lebenswerk — nicht zu sprengen und die eventuelle Inbetriebnahme durch die Deutschen zu verhindern durch den Ausbau bestimmter Teile. Das Bitten war vergebens, die Masten wurden gesprengt und der Brand in die Kohle geschleudert.

Bei der Rückkehr auf den Landeplatz lag ein Funkspruch vor, der einen kleinen englischen Flottenverband in der Nähe von Spitzbergen und auf Nordkurs meldete. Trotzdem wurde beschlossen, zum mindesten noch den nächsten Tag abzuwarten. Skizzen für die Wetterstelle wurden angefertigt und Berechnungen angestellt über alles erforderliche Material.

Am nächsten Tag Rückflug nach Banak. Der Norweger benützte die Gelegenheit mitzufliegen. Die Luftflotte Nord genehmigte den Plan einer Wetterwarte auf Spitzbergen und die Vorbereitungen wurden gleich begonnen. Eine zweite JU 52 wurde umgebaut, die meteorologischen Geräte besorgt, Sonderbekleidung, vitaminhaltige Nahrung, Holz, Nägel, Benzinfässer usw. und auf Grund dieser Vorbereitungen wurde das Luftlandeunternehmen erst Anfang Oktober 1941 durchgeführt. Mit zwei JU 52 und einer Heinkel 111, alle schwerstens beladen, wurde in die Dämmerung hinein gestartet. Ohne jeden Zwischenfall landeten alle Maschinen glatt bei Langyearbeyn. Sofort wird der Ausbau der Wetterwarte in Angriff genommen, es darf keine Zeit verloren gehen, denn in der Arktis zählen die Tage nur wenige Stunden. Während das Arbeitskommando die Vergrößerung einer in der Nähe des Landeplatzes liegenden Jagdhütte vornimmt, starten die fliegenden Besatzungen erneut, um in Banak Material und Geräte zu holen. Bei einem Flug fällt über den Bäreninseln bei einer JU 52 ein Motor aus, aber obwohl wir sehr schwer geladen haben, entschließen wir uns doch, den Flug nach Spitzbergen fortzusetzen. Das Wetter ist nicht günstig und wir fliegen in etwa 200 Meter Höhe an der Wolkenuntergrenze, als plötzlich unter uns ein starker amerikanischer Flottenverband auftacht. Nur mit zwei Motoren steigt die alte Tante JU

bei dieser Beladung kaum. Wir versuchen in die Wolken zu ziehen und kurven, um der Flakabwehr zu entgehen, aber jedesmal, wenn wir wieder durch ein Wolkenloch Sicht nach unten bekommen, liegt unter uns ein dicker Amerikaner. Wir zählen über 50 Einheiten in diesem Geleitzug und geben die Meldung sofort nach Banak durch, aber die Kampfverbände können den Geleitzug nicht erreichen, da er sich langsam mit der Schlechtwetterfront nach Osten treiben läßt. Er verliert dadurch zwar einige Tage Zeit, aber entzieht sich dem Angriff der Kampf- und Stukaverbände. Die JU keucht, seufzt, stöhnt, aber wie so oft läßt sie uns auch dieses Mal nicht im Stich.

23. Mai 1952.

Nach meinen trüben Erfahrungen in Werl weiß ich, daß ich auch in Landsberg keine Gelegenheit haben werde, Gefangene zu besuchen. Ich unterhalte mich längere Zeit mit einem Herrn, der in engem Kontakt mit dem Gefängnis steht, und bekomme auch neue Listen von zu versorgenden Gefangenen, denn mit Ausnahme der Ostspionageverdächtigen erstreckt sich die Betreuung des Kameradenwerks auf alle Gefangenen. Dieser Herr hat auch die freundlichen, christlichen Gestalten wie Pearl und Genossen kennengelernt, die wohl das Verächtlichste vom Verächtlichen repräsentieren und der Sache ihrer neuen „Heimat" wie dem Namen der amerikanischen Justiz schweren Schaden zugefügt haben. Während die ganze Welt schreit: Kampf dem Bolschewismus, sitzen die tapfersten Männer, die bereits im Krieg ihre antibolschewistische Einstellung durch die Tat bewiesen haben, hinter Gittern. Peiper ist sehr krank und trotzdem müssen wir uns an die sich immer wieder ändernden Vorschriften halten, über das, was im Augenblick geschickt werden darf.

Ich fahre weiter durchs Allgäu und habe in einem der kleinen winkligen Dörfer um ein Haar einen Zusammenstoß mit einem amerikanischen Jeep. Das wäre kein Vergnügen gewesen, so in unmittelbarer Nähe von Landsberg, ohne Papiere und fern dem Amtsgericht.

24. Mai 1945.

Niermann ist heute besser denn je zum Erzählen aufgelegt, vielleicht weil die Sonne draußen so schön war. Ich bin froh über seine Geschichte, denn sie bietet eine willkommene Ablenkung vom grauen Alltag.

Er erzählt, wie das kleine Spitzbergenkommando unter der Führung des Norwegers, der wieder mit zurückgeflogen ist, die ganze Insel besichtigt. Der Norweger schildert, wie die kleine Holzkirche bei dem Gottesdienst vor dem Abtransport nicht alle fassen konnte und wie bis weit auf die Straße hinaus die Leute gestanden seien, um den Segen des Himmels über ihre unsichere Zukunft zu erflehen. Im kleinen Hospital waren alle Instrumente und Medikamente zerschlagen und zerstört, und natürlich wurde auch das Verpflegungs- und Materiallager, das für 1800 Mann die gesamte Winterverpflegung enthielt, besucht. Die Kohlenkompanie sorgte gut für ihre Arbeiter und Angestellten. Die besten französischen Kognaks, klassische englische Whiskys, feinste Fleisch- und Gemüsekonserven, ausgezeichnete Winterbekleidung war in Hülle und Fülle vorhanden. Die Kompanie gab eigene Banknoten als Zahlungsmittel heraus und war ein lebendiger Beweis dafür, daß soziale Fürsorge und Wirtschaftlichkeit an sich keine gegensätzlichen Begriffe sind. Während der Besichtigung schießt plötzlich die tägliche Einsatzmaschine mehrmals rot, das verabredete Zeichen für Gefahr. Wir wollten gerade in die russische Siedlung fahren und nehmen deshalb an, daß die Maschine einen Defekt hat.

Da kommt schon jemand auf uns zugestürzt und schreit: „Die Tommys kommen!" Da schon mit dieser Möglichkeit gerechnet worden war, bestand ein Befehl, daß in solchem Falle nichts im Ort bleiben durfte, was auf einen deutschen Soldaten hinwies. Wir begeben uns schnellstens ins Haus und suchen unsere sieben Sachen zusammen. Es ist trotzdem noch ein ansehnlicher Berg an Ausrüstungsgegenständen, der mitgenommen werden muß, jedenfalls zuviel, um es tragen zu können. Alles wird auf einen großen Schlitten gepackt und wir wollen warten, bis der Jonny mit dem Raupenschlepper kommt. Im selben Augenblick stellt Niermann fest, daß da oben, lustig im Winde, die Reichskriegsflagge noch flattert.

Er holt sie herunter, begibt sich wieder zum Schlitten und sieht, wie zwei englische Zerstörer mit großer Fahrt in die Bucht einlaufen. Sie biegen gerade um die brennenden Kohlenhalden. Jetzt setzt der Wettlauf mit den Zerstörern ein und nun fliegen die ersten Ausrüstungsgegenstände nur so durch die Luft. Die Zerstörer fahren in 200 Meter Abstand vorbei, drehen auf Breitseite, und bald werden dicke Brocken fliegen. Man kann deutlich erkennen, wie die Matrosen an die Geschütze gehen, aber es fällt kein Schuß. Ein Wettlauf um das Leben zu den Flugzeugen.

Sie stehen genau in der Verlängerung der Bucht, aber ein einsetzender Sandsturm, wie wir ihn so oft verfluchten, entzieht unsere Vögel

der Sicht der Schiffe und gibt auch uns Schutz. Bald erreichen wir die Maschinen. Eine Ju 52 mit unklarem Funkgerät ist bereits gestartet um noch vor Dunkelheit Banak zu erreichen. Die anderen Ju's stehen schon beladen und warten nur noch auf verschiedene meteorologische Geräte und vor allem auf die Funkanlage, die bereits abgebaut ist. Nach kurzer Besprechung entschließen wir uns sofort mit der Heinkel 111 zu starten, um eine eventuelle Landung der Engländer durch Beschießung zu stören und so den Start der Ju 52 zu decken. Kaum lassen wir die Motoren an, da eröffnet der Tommy das Feuer aus allen Rohren. Die Einschläge liegen zuerst an beiden Seiten des Tales, sie können sich sicher nicht vorstellen, daß wir in der Verlängerung der Bucht starten und landen. Da wir beim Starten nicht in wenigen Metern über die Zerstörer fliegen können, müssen wir mit Wind starten, aber dafür wiederum ziemlich weit an den Rand der Bucht rollen. Durch den Sandsturm können die Tommys die Rollstrecke nicht einsehen, aber das Aufheulen der Motoren ist ein gefährlicher Richtungsweiser, sodaß die Einschläge immer näher kommen. Es gelingt uns aber, ohne Treffer aus der Gefahrenzone herauszukommen. In einem Seitental schrauben wir uns hoch, überfliegen in 2500 Meter die Adventsbay und drücken die beiden Schiffe an.

Wir feuern aus den Bordkanonen und allen Maschinengewehren, um die Aufmerksamkeit auf uns zu lenken. Schon beobachten wir ein kleines Boot, das ein Kommando an Land bringen soll und wir geben der Ju-52-Besatzung durch Leuchtsignal zu verstehen, daß sie sich mit dem Start beeilen sollen. Immer wieder kommen wir hinter einem Berg hervor und greifen die Zerstörer an. Schade, daß wir keine Bomben haben, denn in der schmalen Bucht gibt es nichts zu zickzacken und die Schiffe könnten eine sichere Beute werden. Bei der Ju 52 wollte der Start nicht klappen, da bei der Kälte die Motoren nicht ansprangen. Zuerst fing der rechte Motor an zu brennen, dann auch noch der Mittelmotor. Es gelang das Feuer zu löschen und die Motore waren immerhin angewärmt und sprangen an. Aber das Motorengeräusch zog sofort wieder die feindlichen Rohre auf sich und die Granaten schlugen schon bedenklich nahe ein, als die Maschine startklar war. Die Ju 52 verzog sich in ein Quertal und wir feuern mit den Bordwaffen wieder auf die Zerstörer. Nachdem die Ju auf sicherem Kurs liegt, kehren auch wir um und sehen noch am Eingang des Isfjordes einen schweren Kreuzer liegen, der sicherlich das Unternehmen decken soll. Alle Flugzeuge landen glatt in Banak, wo große Aufregung herrschte.

Am nächsten Morgen flogen wir wiederum einen Wettererkundungsflug, der uns natürlich über Spitzbergen führte. Die Insel war ausgestorben und wir konnten nichts Verdächtiges feststellen. Wir beschlossen nun am nächsten Tag wieder eine Landung auf Spitzbergen durchzuführen. Wir konnten aber unser Vorhaben nicht zustande bringen, da uns die Propellerverstellung einen Strich durch die Rechnung machte, als wir zur Landung ansetzen wollten. Aber von Engländern war nichts zu sehen, obwohl wir fast alle Buchten genau absuchten, bis weit hinauf nach Norden. — Als Niermann an dieser Stelle zu erzählen aufhört, versuche ich ihn zum Weitermachen zu bewegen. Aber er bleibt auch hierin stur: „Abgemacht ist abgemacht, wir haben gesagt mit Ratenzahlung, also bleiben wir schon dabei."

24. Mai 1952.

Besuch bei Frau Heß. Sie ist gerade bei der Zusammenstellung der Briefe ihres Mannes und zeigt mir einige davon. Beim Lesen entsteht das Bild jenes stillen, in sich gekehrten Menschen, der in diesen Tagen das zwölfte Jahr seiner Gefangenschaft beginnt. Die tiefe Ergebenheit in sein Schicksal entsteht aus einer zu jedem Leiden bereiten Liebe zu Deutschland. Seine Korrespondenz zeigt auch einen ausgeprägten Sinn für alles, was die Familie und deren Zukunft betrifft, und wie ein sorgender Vater beugt er sich über das Schicksal jedes einzelnen ihrer Mitglieder in einer Sprache, die in maßlosem Leiden und unerbittlicher Einsamkeit eine beispiellose Ausgeglichenheit erworben hat. Es fällt mir schwer, mich von diesen Briefen und von dieser Frau loszureißen und ich hoffe, daß wir im Kameradenwerk Mittel und Wege finden werden, um das Leiden dieser Menschen ein wenig zu erleichtern. Nachts fahre ich bis Immenstadt, wo ich ein paar Stunden im Hause eines Freundes schlafen kann.

25. Mai 1945.

Heute wurden wir zur Abwechslung wieder einmal zusammen verhört, wir verstehen nicht recht, was das alles soll, aber uns tröstet der Gedanke, daß die Vernehmenden es wahrscheinlich auch nicht wissen. Niermann setzt seine gestrige Erzählung wieder fort:

Bei unserem nächsten Flug auf Spitzbergen hatten wir noch mehr Pech. Kaum hatten wir die Südspitze der großen Insel erreicht, als uns bei der Heinkel 111 ein Motor ausfiel. Eine Landung war unmöglich, denn wir hätten nie wieder mit nur einem Motor starten können, also Rückflug. 1000 km mit einem Motor über das nördliche Eismeer ist kein Spaß. Alles was wir nicht dringend benötigten, wurde über Bord geworfen. Alle Maschinengewehre, die Bordkanonen, die Fallschirme und sogar die Rettungsschlauchboote, denn auch die konnten uns nichts nützen, wenn wir in das eiskalte Wasser fielen. Wir flogen in niedriger Höhe. Unter uns zogen sich schmale blaue Fäden zwischen gewaltigen Eisblöcken hin. Schon mancher Kamerad hat hier den Fliegertod gefunden.

Wir erreichten die Packeisgrenze und die blauen Streifen werden größer, bis wir nur noch Wasser unter uns hatten. Durch Funk standen wir ununterbrochen mit unserem Heimathafen Banak in Verbindung und erfuhren, daß dort sehr schlechtes Wetter herrschte und starkes Schneetreiben jegliche Sicht verhinderte. Schon als wir die Häreninsel erreichten, sahen wir in der Ferne dicke Wolkenbänke und bald nahmen sie uns auf. Die Sicht wurde immer schlechter bis wir schließlich nicht einmal mehr die Flügelspitzen der Maschinen sehen konnten. Der Widerstand des stehenden Motores konnte bei weitem nicht durch die Trimmung ausgeglichen, sondern mußte mit der Muskelkraft überwunden werden. Flugzeugführer und Beobachter wechselten sich am Steuer ab. In Banak war bereits alles alarmiert. Der Flugplatzkommandant hatte große Flakscheinwerfer aufgestellt und die Strahlen vereinigten sich über dem Flugplatz wie zu einem Dom. Große Leuchtraketen wurden abgeschossen in der Hoffnung, daß wir das grelle Licht durch das Schneetreiben hindurch sehen konnten. In völligem Blindflug näherten wir uns dem Flugplatz. Der Platz war auf drei Seiten von hohen Bergen umgeben und wir mußten deshalb genau den Einflug vom Fjord erreichen. Unser Funker meldete uns dauernd den Standpunkt und hatte laufend Verbindung mit Funkstelle und Peiler. Aber Leutnant Schütze ließ sich durch nichts erschüttern: ohne daß er die Hand vor Augen sehen konnte, setzte er die Maschine glatt auf und wenige Meter weiter waren wir bereits ausgerollt, der tiefe Schnee bremste sehr stark.

Am andern Morgen starteten wir wieder mit einer andern He. 111, um auf Spitzbergen zu landen. Alles verlief glatt. Wir ließen die Besatzung an der Maschine, die startbereit auf der Moräne stand, und verabredeten verschiedene Leuchtzeichen für den Fall, daß die Engländer

doch noch auf Spitzbergen waren. Wir verabredeten sogar einen Ausweg, falls uns der Rückweg zur Maschine abgeschnitten würde. Zu dritt traten wir den Marsch in die Stadt an. Als wir den Schlitten erreichten, den wir mit unserem Gepäck hatten zurücklassen müssen, bemerkten wir, daß die Tommys an Land gewesen waren, denn sie hatten eine Handgranate unter unser Zeug geworfen. Nachdem wir festgestellt hatten, daß auch in der kleinen Stadt keine Engländer mehr waren, gaben wir der Flugzeugbesatzung das verabredete Leuchtzeichen, daß sie starten konnten und wir auf Spitzbergen bleiben würden. Am nächsten Tag sollte dann das gesamte Kommando wieder auf die Insel geflogen werden und den Aufbau der Wetterstelle fortsetzen. Es herrschte schönes Flugwetter, aber keine Maschine kam. Die folgenden Tage ebenso wenig. Endlich am vierten Tage hörten wir Motorengeräusch, aber an eine Landung war nicht zu denken, da auf Spitzbergen dichter Nebel lag. Jetzt wurde es langsam unheimlich. Wir debattierten und wälzten Pläne. Am fünften Tage landete die Wettereinsatzmaschine für kurze Zeit und teilte uns mit, daß das Oberkommando der Luftwaffe weitere Landungen auf Spitzbergen verboten hatte und erst jetzt der Luftwaffenführungsstab das Verbot aufgehoben habe. Am nächsten Tag würde das Kommando wieder überflogen werden. Am folgenden Tage wurden die Arbeiten voller Schwung wieder aufgenommen. Schon seit langem ging auf Spitzbergen die Sonne nicht mehr auf, nur wenige Stunden war es hell und dann versank alles in einer langen Dämmerung. Wir beschlossen auch noch in den hellen Mondnächten zu arbeiten. Weit ab, in einem Seitental wurde eine Ausweichfunkstelle aufgebaut. Eine primitive Jagdhütte diente als Unterkunft. Außer der technischen Einrichtung mußte auch noch für acht bis neun Monate Verpflegung herangeschafft werden, Benzin für die Aggregate, Kohlen zum Heizen, usw. Nur unter größten Schwierigkeiten konnte dieser Transport durchgeführt werden, da es überhaupt keine Wege gab. Oft brachen wir mit dem Schlitten beim Überqueren eines Baches ein und standen bei der eisigen Kälte bis an die Kniee im Wasser.

Im November ging die Arbeit ihrem Ende zu und die Besatzung der Wetterstelle wurde nach Spitzbergen überflogen. Sie bestand aus einem Meteorologen, einem Arzt und zwei Funkern, lauter Freiwilligen, die wußten, daß sie vor Mai nicht abgelöst werden konnten und mehrere Monate in völliger Dunkelheit verbringen mußten. Am 8. November war der gesamte Aufbau erledigt. Am 9. landeten wir zum letzten Male auf

Spitzbergen, um die Funkunterlagen und die Geheimchiffre zu überbringen. Die zwanzig Minuten des Dämmerlichtes reichten gerade aus zum Landen und Starten. Wir verabschiedeten uns auf das herzlichste von den Männern, die nun in der Polarnacht ihren fliegenden Kameraden so große Dienste leisten würden. Und als wir von weitem nochmals den Blick zurückwandten, sahen wir zum letzten Male die glühenden Kohlenhalden. Niermann ist leider zu Ende mit seiner Erzählung. Er hat wirklich, wie kaum ein anderer, die ganze Länge der deutschen Fronten durchmessen, von Spitzbergen bis Tobruk! —

25. Mai 1952

Früh geht es am Bodensee entlang bis Donauwörth, wo mehrere Panzerkameraden leben, mit denen ich schon lange im Briefverkehr stehe. Wir unterhalten uns auch über unsere Waffenbrüder in der Fremdenlegion, die in Indo-China, in fremder Uniform, für fremde Interessen ihr Blut vergießen. Diese Panzermänner bilden einen zuverlässigen Stützpunkt für das Kameradenwerk und sind unermüdlich.

Unterwegs lade ich eine junge Frau auf, die „per Anhalter“ unterwegs ist, eine intelligente Studentin aus Leipzig. Mit einem Stipendium lebte sie ein Jahr in Nordamerika. Die Unterhaltung ist nicht uninteressant. Sie sagt z. B.: „Nazis und Russen sind im Grunde dasselbe, und dabei sind die Russen eigentlich garnicht so schlimm“. Bald stellt sich eine Art politischer Ödipus-Komplex heraus, wenn sie ganz bissig bemerkt: „Ja, mein Vater war auch so ein herrschsüchtiger Nazi“. Als sie Feuer für eine Zigarette sucht und die Klappe aufmacht, fallen zwei Briefe heraus und sie stellt meinen Namen fest. Da meint sie: „Ach Sie sind das ... Nu ja, dann ist es ja kein Wunder ...!“

In Bettenhausen mache ich einen Abstecher zu den Heißmeyers, die hier mit ihren vielen Kindern wohnen.

In Stuttgart unterhalten wir uns dann wieder im größeren Kameradenkreis über aktuelle Probleme. Selbstverständlich steht der Deutschlandvertrag, der morgen in Bonn von Acheson, Eden, Schumann und Adenauer unterzeichnet werden soll, im Vordergrund. Wenn dieser Vertrag der Bundesrepublik Souveränität gibt, so hat sich der Inhalt dieses Wortes vollkommen verkehrt. Denn die Souveränität wird mit ebensovielen Artikeln festgelegt wie eingeschränkt. Neben erfreulichen Bestimmungen, die aber einen sehr vagen Charakter haben, wie z. B. über

die Wiedervereinigung, zeichnen sich alle Artikel, die eine Beschränkung der Souveränitätsrechte bezwecken, durch eine sehr präzise Formulierung bis in kleinste Einzelheiten aus.

Nachher meint einer der Anwesenden, es wäre jedenfalls ein Vorteil, daß laut diesem Vertrag von Behörden der alliierten Streitkräfte keine deutschen Wohnungen mehr durchsucht werden können. „Nicht mehr ... aber auch nicht weniger", sagt ein anderer und leiert feierlich herunter: „Das Durchsuchen deutscher Wohnungen durch Behörden der alliierten Streitkräfte ist grundsätzlich nicht möglich". Und da, mein lieber Optimist, liegt der Hase im Pfeffer, alles andere ist Phrasendrescherei.

26. Mai 1945.

Heute sollen wir nach Mittel-England verlegt werden. Eigentlich sollte der Transport schon gestern stattfinden. Also wird erfahrungsgemäß erst morgen etwas daraus. Von einer reibungslosen Organisation kann wohl kaum die Rede sein, denn das meiste macht einen hilflosen, improvisierten Eindruck. Jedenfalls packen wir schon, wenn man dem Zusammenraffen dürftiger Sachen wirklich den Namen „Packen" geben darf. Merkwürdig, wie man in der Gefangenschaft größte Freude an den kleinsten Habseligkeiten hat. Es sind irgendwie stumme aber treue Gefährten und, wenn ich so meinen Rasierpinsel betrachte, ertappe ich mich bei einem freundschaftlichen Dialog mit ihm, denn auch er hat bessere Zeiten gekannt und auch er beginnt unter der Wucht der Zeit und ihrer traurigen Hoffnungslosigkeit seine Haare zu verlieren ...

26. Mai 1952.

In der angenehmen Gesellschaft von Rudolf und dessen Frau fahren wir von Stuttgart nach Nürnberg. Unterwegs begrüße ich noch kurz verschiedene Geschwaderleute, das Wiedersehen ist immer herzlich. In Nürnberg habe ich eine interessante Unterredung mit dem Leiter der Zeitschrift „Nation Europa", die allein schon durch ihren Titel eine Herausforderung an alle Straßburg-Gaukler bedeutet. Ein bekannter Arzt, der mich seinerzeit in der Kriegsgefangenschaft im Fürther Lazaret versorgte, freut sich genau so wie ich über die unerwartete Begegnung. Er hat eine schwere Zeit hinter sich, mit Arbeitsverbot und sonstigen „demokratischen" Schikanen.

Am Río Limay

Patagonien

Die Isla Victoria im Nahuel Huapí vom Monte Catedral aus gesehen

Ski-Paradies am Monte Catedral bei Bariloche

Abends fahre ich zu Mutter. Über dem kleinen mittelfränkischen Dorf hängt die wundersame Stille eines Vorsommerabends. Die Bauern stapfen bedächtig durch die Straßen und aus der Ferne muht eine Kuh. Die Bäume stehen bewegungslos im nächtlichen Himmel und ein aufgeschreckter Vogel huscht vorbei. Dieses Bild ist Deutschland und ich vergrabe es wie ein Kleinod tief in meinem Herzen.

27. Mai 1945.

Heute werden wir also wirklich nach Mittel-England verlegt. Auf unserer Reise sehen wir so gut wie nichts von Kriegszerstörungen und dabei hat man uns gerade in Gefangenschaft von den „gewaltigen und barbarischen deutschen Luftangriffen" erzählt. Was ist das alles im Verhältnis zu den Zerstörungen in Deutschland oder gar in manchen westlichen, den Alliierten befreundeten Ländern, wo auch manchmal ein Bombenteppich hingelegt wurde, während mit etwas mehr fliegerischem Einsatz und Können einzelne Flugzeuge mit einem wirklichen Punktzielangriff das eigentliche militärische Objekt hätten treffen können und der Zivilbevölkerung viel Leid erspart geblieben wäre. Soweit wir sehen können, sind in England die Bombenschäden weitgehend behoben und keinesfalls auch nur im entferntesten vergleichbar mit der Mondlandschaft, die die alliierten Bomber in Deutschland hinterließen.

Unser neues Lager ist wieder ein Vernehmungslager, und schon am ersten Tage ist es uns klar, daß wir verpflegungsmäßig vom Regen in die Traufe geraten sind. Ich werde bestimmt in meinem ganzen Leben keinen Tee mehr trinken und Biscuits mit keinem Blick mehr würdigen.

27. Mai 1952.

Früh bin ich wieder unterwegs nach München und unterhalte mich zum letzten Mal vor meiner Abfahrt mit der Prinzessin Isenburg. In den paar Tagen seit meinem letzten Besuch hat sie schon wieder neue Listen von unterstützungsbedürftigen Gefangenen zusammengestellt, die ich jetzt mit nach Buenos Aires, dem Hauptsitz des Kameradenwerks nehmen werde. Anschließend besichtigen wir eine Fabrik von Einspritzpumpen für Dieselmotore, die ich während meiner Fuhrunternehmerzeit kennen lernte. Es ist erfreulich, am Beispiel dieser Anlage zu sehen, wie die Industrie in Deutschland wieder auflebt, dank der erstklassigen Fachkräfte, die unermüdlich ihr Bestes hergeben.

Abends bin ich in Berchtesgaden noch kurze Zeit mit dem Münchner Freundeskreis zusammen. Teile des Ortes, den ich während des Krieges kennen lernte, — meistens ging es darum, Auszeichnungen abzuholen — sind von Bomben und Flammen vernichtet. Ich glaube aber nicht, daß diese Art der Zerstörung zum gewünschten Erfolg geführt hat. Sie kommt mir mehr wie ein Bumerang vor.

In den Abendstunden geht es wieder hinüber nach Österreich. Es ist, als ob der Teufel oder der Innenminister es so will: wieder halten mich Grenzler an. Ich habe wenigstens die Photokopie meines Passes bei mir, das Original aus Vorsicht nicht. Feierlich übergebe ich einem die Kopie. Der winkt den Kollegen heran und sagt zu ihm: „Mensch ... dös ist ... dös ist der Panzertod, weischt du!“ — „Do loaß ihn moal schnell zum Bahnhof geh'n“, sagt der andere mit gut gelungener Ehrenbezeigung.

28. Mai 1945.

Unsere neuen Vernehmer haben das ausgesprochene Pech, tatsächlich schon beim ersten Mal über die deutschen Luftangriffe auf die englische Zivilbevölkerung zu reden. Ich antworte ziemlich energisch, daß in Deutschland jede Stadt und manche ohne die geringste militärische Bedeutung einen unwiderlegbaren Beweis dafür erbringt, wer die wirklichen Luftterroristen sind. Als der Engländer darauf meint, das wäre die Antwort auf unsere Methoden des totalen Luftkrieges gewesen, frische ich sein Gedächtnis auf und erinnere ihn daran, daß die Engländer angefangen haben, indem sie die ersten Bomben auf offene Städte warfen, daß es dann unzählige Warnungen gegeben hat, sogar im Wehrmachtsbericht und erst nachdem sämtliche deutschen Versuche, den totalen Luftkrieg zu vermeiden, gescheitert waren, Gegenangriffe ausgeführt wurden. Gerade in der Zeit, in der die deutsche Luftwaffe die absolute Luftherrschaft besaß, hat Deutschland Mäßigung gezeigt und eine außerordentlich große Geduld.

Auch dieses Lager zeichnet sich dadurch aus, das es nicht die geringste geistliche Betreuung bietet und nicht mal Gottesdienste abgehalten werden. Was redet man hier immer über „Christliche“ Soldaten? In den Kriegsgefangenenlagern in Deutschland gab es jedenfalls Gottesdienste! Ein Major, der 1940 an den Angriffen auf englische Flugbasen teilgenommen hat, meint schmunzelnd, es sei doch ganz interessant, sich die Gegend auch einmal von unten anzusehen. Damals sei immer so we-

nig Zeit gewesen. Auf unsere vereinten Bitten hin ziert er sich nicht lange und erzählt:

Farnborough, die englische Versuchsanstalt für Fliegerei war im September 1940 das letzte Tagesziel im Gruppenverband für die I.-Kampfgeschwader 54. Danach begann die Zeit der Nachteinsätze und der Tageinzelangriffe bei Schlechtwetter, letztere auf kriegswichtige Industrieanlagen, die sogenannten Zerstörerziele.

Für den Vormittag ist Flugplatz Farnborough, für den Nachmittag Croydon für Gruppensturzangriffe vorgesehen.

Die Engländer sollen „nur noch" 300 Jäger 1. Klasse haben. Unseren Jägern gegenüber haben sie den Vorteil des kürzeren Anflugs, dazu den zweiten, daß sie — mit Fallschirm abgesprungen — in die nächste Maschine klettern können, während die unseren in dem Falle hinter Stacheldraht das Kriegsende abwarten dürfen, — oder auch noch länger, wie wir hier.

Für den Angriff auf Farnborough, westlich London, ist mit der II. Gruppe als Treffpunkt zum gemeinsamen Anmarsch über den Kanal und zum Einflug über Südengland die Stadt Fékamp an der Küste bestimmt. Dort erscheinen wir zur befohlenen Minute, alle drei Staffeln im „Gruppenwurm" dicht aufgeschlossen kettenweise hintereinander fliegend. Ebenso pünktlich trifft die „zwote", unsere Schwestergruppe aus St. André dort ein und wir fliegen gemeinsam weiter nach Norden. Wolkenbänke unter uns verdecken stellenweise die Erdsicht. In 3 500 m ziehen wir bis zur Kreideküste, ohne daß wir Jäger — weder eigene noch fremde — zu Gesicht bekommen. Nur im Sprechfunk hören wir — zufällig auf gleicher Welle — wie ein Tommy seine Staffelflugzeuge einzeln anruft, und wie diese ihm antworten. Beim Küstenanflug kommt auch schon „Jäger vorn unten" — wir haben sie gleichzeitig entdeckt. In Grüppchen ziehen sie in die Höhe. — Das werden ja immer mehr! — „Ich esse noch schnell ein Pfefferminz, vielleicht ist es das letzte" meint mein Bordfunker, Oberfeldwebel Janowitz. Von eigenen Jägern keine Spur. Sie sollten uns den Einflug an der Küste freikämpfen. Sie haben wohl, bis wir kamen, den Himmel dort reingehalten, doch ein Jäger ist eben kein Luftballon und so mußten sie mit ihrer kurzen Flugzeit wieder Kehrt machen. — Spitfires und Hurricanes! — Bis sie Angriffsposition haben, sind wir schon ein Stück im Land drin, doch sind es immerhin von der Küste bis zum Ziel 60 Kilometer, und bis dahin, beim Angriff und beim Rückflug sind die Kerle nicht mehr loszuwerden. Unser Formations-

flug wird vorbildlich. — Jeder weiß, daß das ihnen gegenüber unsere einzige Chance ist und daß „Abhängen" Selbstmord bedeutet. Alle Besatzungen sind hellwach und Beobachter, Bordfunker und Bordschützen verfolgen, den Finger am entsicherten Abzug, die MG's mitrichtend, die nächsten Gegner.

Jetzt gehen sie zum Angriff auf uns los und schon ziehen die Fäden der englischen Geschosse an uns vorüber, überholen und kreuzen den Verband, schon höre ich das beruhigende Geknatter unserer MG's und im gleichen Moment vervollständigt auch der charakteristische Pulverduft die Attribute der Situation. Die Erfahrungen des „alten" Janowitz, unseres „Abwehrchefs" aus dem spanischen Bürgerkrieg, kamen uns schon am 2. Juni über Dünkirchen zugute, wo er seine erste Spitfire abschoß. Jetzt leitet er unseren Neuling, den Bordschützen an: „Nentwig, passen Sie auf, der kommt gleich von unten wieder, aber noch nicht schießen, der ist noch zu weit — sehen Sie ihn?" — „Jawohl, Herr Oberfeld ...!" — „Noch nicht schießen — jetzt können Sie schießen!" drrt ... drrrrt ... drrrrrrr ...

Als Flugzeugführer hört man ja nur mit, was hinter einem so vorgeht, man konzentriert sich auf den Verbandsflug und höchstens, wenn man die Rauchfäden sieht oder das leichte Geklacker von Einschüssen im eigenen Flugzeug hört, kommt ein „nun schießen Sie doch endlich!" ungeduldig heraus."

Der Major wird in seiner Erzählung unterbrochen. Er muß zur Vernehmung. Wir verabreden Fortsetzung für den nächsten Tag, weil er so lebendig erzählen kann.

28. Mai 1952.

In aller Herrgottsfrühe bringt mich der Zug nach Kufstein. Trotz der bevorstehenden Prothesenproben freue ich mich diebisch auf das Reiseziel, denn ich hoffe dort etwas ausruhen zu können von der Hetzerei der letzten Wochen.

29. Mai 1945.

Bei der heutigen Vernehmung wird über die Erschießung von fünfzig RAF-Leuten wegen wiederholter Fluchtversuche gesprochen. Soweit ich den Vorfall kenne, kann ich nur sagen, daß, wenn auch nur ein Teil der englischen Version stimmt, dieser Teil schon traurig genug wäre und

wirklich bedauerlich. Der Krieg scheint aus allen humanitären Grenzen getreten oder vielleicht von wirklichen Kulturanarchisten absichtlich aus allen humanitären Grenzen getrieben worden zu sein.

Die Herren versuchen garnicht zu verbergen, daß der Stand der technischen Entwicklung in Deutschland, die deutschen Geheimwaffen, die V-Waffen und die U-Boote ihnen große Sorgen gemacht haben, und sogar Churchill soll vor einigen Tagen erklärt haben, daß er den Sommer und vor allen Dingen den Herbst 1945 wegen des Einsatzes neuer deutscher Waffen besonders gefürchtet hätte.

Als wir über die russische Luftwaffe sprechen, setzen die Engländer mit großer Selbstverständlichkeit die eigene Überlegenheit voraus. Ich mache sie aber darauf aufmerksam, daß die russische Luftwaffe gerade im letzten Teile des Krieges sowohl maschinell wie personell, sowohl was die Ausbildung der Besatzungen als die Leistungen der Maschinen betrifft, große Fortschritte machten. Und wenn auch im Augenblick eine westliche Überlegenheit noch zutreffen mag, so bin ich der Überzeugung, daß die Russen eine sprunghafte Entwicklung erleben. Zumal Spitzenkönner der deutschen Luftfahrtindustrie nach Rußland verschleppt sind. Es wird nicht lange mehr dauern, dann wird der Amerikaner seine lieben Sorgen auch in dieser Hinsicht haben. Der Major erzählt weiter vom Angriff auf Farnborough 1940, und man merkt ihm an, wie er in der Erinnerung an jene stolze Zeit unserer deutschen Luftwaffe ordentlich auflebt:

Da ich im Gruppenverband hinten flog, konnte ich den Verband völlig übersehen, leider auch, wie die erste Ju 88 mit einer Rauchfahne seitlich weggeht — den sehen wir nicht wieder. — Noch einer. — Die anderen rücken noch dichter aufeinander auf. — Kommt denn nicht endlich das Ziel? — Unter den laufenden Anflügen der Tommys dehnen sich die Sekunden. — Da kommen zwei genau von vorn auf uns zu — schießen — sind auf Gegenkurs wegdrückend an uns vorbei. Das Gefühl, wenn man so in seiner Glaskanzel zwar wie in 'nem Klubsessel bequem, doch ohne jede Deckungsmöglichkeit dasitzt und die aus allen Knopflöchern rotzenden Kerle auf sich zukommen sieht, ist einzig. Könnte man doch selbst wenigstens auch schießen! — Statt dessen heißt es sauberen Verband zu fliegen. — Wie war doch bei unserer Rekrutenausbildung unser Korporal beim „Hinlegen" so besorgt gewesen, daß auch die Absätze flach am Boden lägen, damit man uns nicht da hineinschießen könnte. —

Da! — Ein, zwei, drei Fallschirme unter der II. Gruppe — und noch ein vierter — es geht schon wieder genau so los, wie einige Tage vorher über Portland. Die II. Gruppe schwenkt ab auf ihr Ziel, den Fflugplatz Odiham. Wir sehen jetzt schräg links vor uns „unseren" Platz Farnborough.

Zum Sturz, für den die Hallen und Gebäude des Platzes aufgeteilt sind, bereitet uns das „Fertigmachen!" des Gruppenkommandeurs durch die Bord-Verständigung vor. Staffelweise ziehen wir uns etwas auseinander. Die Sturzflugbremsen fahren aus, die Propellerverstellung wird betätigt, — Trimmung — Halten der Steuerung, bis die unten in der Kanzel markierten Sturzwinkel einlaufen, nachdrücken und ab geht es nach unten von 3 500 m — die „Zielkravatte" „kommt" — wird gehalten — bei 1 500 m klopft mir Uhlig auf die Schulter — auslösen und abfangen. — „Nentwig, photographieren Sie!" — Flaksperre liegt zu tief — die sind auf 1 000 eingestellt gewesen — Sprengwolken — Fallschirme — Bombendetonationen — die Jäger nutzen diesen unseren schwächsten Moment so gut sie können aus, doch auch sie müssen Haare lassen, eine ganze Reihe ist schon erledigt. Meine beiden Kettenflugzeuge hängen dicht an mir. Vor mir haben sich einige Ju 88 schon wieder gesammelt.

An sie müssen wir den Anschluß haben und mit „Kampfleistung" müssen die Motoren herhalten. Langsam, viel zu langsam kommen wir näher.

Uhlig — Sachse —, quetscht was durch die Zähne, was ich nicht mitkriege. Meint er „Pumpen" oder „Bomben"? Unwillkürlich kontrolliere ich die Umpump-Anlage für Brennstoff — er meinte aber, daß die Bomben schön gesessen hätten.

„Mensch! — Kommt der dicht!" — Jetzt dreh ich mich doch für den Bruchteil 'ner Sekunde um — ist der denn verrückt geworden? — steht da eine Spitfire wie zum Turn hochgezogen und zeigt aus kürzester Distanz die Unterseite. Wie ausgehungert steht sie da und — ich glaube, dieser Janowitz hört überhaupt nicht mehr auf zu schießen. Ohne Unterbrechung trommelt er dem Engländer aus dieser geradezu lächerlichen Entfernung in die Unterseite. — Ein Geheul gellt mir in die Ohren „brennt! — steigt aus — Gratuliere!" — alles durcheinander. Brennend stürzt er senkrecht in die Wolken, über denen ein Fallschirm steht. — Einige Ju 88 gehen mit einem stehenden Motor nach unten in die schützende Wolkendecke weg. Ein Tommy nach dem anderen läßt vom Kampf

ab und an der Küste fliegen wir — auf die Hälfte zusammengeschrumpft — wieder ohne Begleitung.

In Evreux zurückgelandet, sehen wir den Landungen der Kameraden zu. Acht Flugzeuge werden „auf den Bauch gelegt", da deren zerschossene Hydraulik sie kein Fahrwerk mehr betätigen läßt: englische Jägererfolge, von denen sie nichts erfahren. Einige kommen mit einem Motor zurück, hatten Glück, daß sie sich in die Wolkendecke verziehen konnten — andere sind geblieben, abgesprungen oder gefallen.

Von der Gruppe sind fünf einsatzklare Flugzeuge übrig geblieben — so wird der Nachmittagsangriff auf Croydon abgeblasen.

Von diesem Tage an verlagerte sich der Luftkrieg über England von den Tageseinsätzen zu den Nachtangriffen. —"

29. Mai 1952.

Die Protheserei neigt sich glücklicherweise ihrem Ende zu. Heute ist Generalprobe und zwar mittels eines wütenden Tenniskampfes. Die Probe wird gut überstanden und es macht mich glücklich, nunmehr zu wissen, daß aller Wahrscheinlichkeit nach das Laufen für die nächsten Monate sichergestellt ist, solange sich keine besonderen Zwischenfälle ergeben. Wie ich Freund Striede meine Erkenntlichkeit zum Ausdruck bringen soll, weiß ich wirklich nicht, es sei denn durch gute sportliche Leistungen. Jedenfalls steht irgendein argentinischer Berg jetzt auf dem Programm, sowie die Teilnahme an den Skimeisterschaften.

Spät fahre ich über Richen—Arlberg in die Schweiz.

30. Mai 1945.

Heute werde ich ausführlichst über die Erfahrungen in Rußland befragt. Es sind regelrechte Abwehrfragen, die da über den lieben Bundesgenossen gestellt werden. Man fragt mich aus über Flugplätze, Startbahnen, Länge derselben, wie es um die Feldflugplätze steht, was wir dort bei Regenwetter machten, wie wir die Winterprobleme lösten usw.

Am Nachmittag ging es weiter: über die Technik der Zusammenarbeit zwischen Heer und Luftwaffe. Aber sie betonen gleich, daß ihr eigenes System natürlich weit besser wäre, und verwiesen auf die Jabo-Unterstützung für das Heer, die ungleich wirksamer wäre. Ich bemerkte nur: „Sie verwechseln Zahlen mit Wirksamkeit. Was Sie Wirksamkeit

nennen, war oft kein Erfolg irgendeiner Zusammenarbeit, sondern war der restlos ungestörten stundenlangen Sucherei ihrer Flieger auf Grund ihrer absoluten Luftherrschaft zu verdanken. Ohne die hätte es wesentlich anders ausgesehen — und sie selbst hätten heute vermutlich eine andere Meinung über ihre glanzvolle Zusammenarbeit.“

30. Mai 1952.

In Zürich treffe ich Bekannte, die gerade nach Argentinien fahren; sie verlagern ein Industrieunternehmen. Wir verabreden uns für Buenos Aires, denn auch für mich wird es bald wiederum Zeit, meine Zelte abzubrechen.

Abends treffe ich in Sankt Gallen einen Bekannten, der hier Sportlehrer ist. Er bringt mich nach Bux und von dort fahre ich mit dem Zug nach Feldkirch und treffe dort Otto mit Bekannten. Wir beschließen, die kommenden Pfingsttage in den Bergen zu verbringen. In seinem Wagen fahren wir über den schönen Arlberg hinauf nach Sankt Christof. Das kleine Dorf, mit seinen blankgeputzten Häuslein und seiner kleinen Kapelle, liegt so zierlich inmitten der eindrucksvollen Berge. Die Kapelle und die Häuslein sehen aus wie eine Glucke mit ihren Kücken.

Otto hat aus München Skisachen mitgebracht und so sind alle Voraussetzungen erfüllt für ein paar herrliche Tage. In Sankt Christof war ich während des Krieges schon mit der Luftwaffen-Skimannschaft, in jenen Tagen, als Peppi Jennewein, Pfeifer und andere bekannte Skiläufer unserer Mannschaft viel Ruhm und Sieg erkämpften.

31. Mai 1945.

Auch heute ist die Zusammenarbeit Heer-Luftwaffe wieder das entscheidende Thema. Nach meiner Ansicht beruht die Zusammenarbeit auf einer guten Schulung beider Truppen über die Möglichkeiten des andern Teiles: daß z. B. das Heer beurteilen konnte, was die Luftwaffe ausführen kann und was nicht, wie sie eingreifen kann und in welcher Zeit, denn die richtige zeitliche Ausnützung ist der Schlüssel zum Erfolg. Ein Artilleriebeobachter macht irgendeine interessante Feststellung. Sein Kompanie-Gefechtsstand gibt diese über Bataillon und Regiment gleich zum Korps durch. Da sitzt der Fliegerverbindungsoffizier und der gibt es an die entsprechende Kommandostelle der Luftwaffe durch: „im Plan Qua-

drat X fahren Panzer." Sofort kann eine Staffel auf das Objekt starten. Meistens ist ein Fliegerleitoffizier gleich vorn bei der Erdtruppe, dann geht es noch schneller. Befindet sich gerade ein Verband in der Luft, dann ist es möglich, ihn gleich auf dieses Objekt umzudirigieren. So wurde im Laufe des Krieges die Zusammenarbeit immer weiter ausgefeilt und ging immer reibungsloser von statten. Daß der fliegende Verband seinerseits gleich jede interessante Beobachtung ans Fliegerkorps bzw. den Fliegerleitoffizier weitergibt, damit das Heer die Beobachtung auswerten kann, ist selbstverständlich. Wie unser Geschwader eine beispielhafte Zusammenarbeit mit dem Heer erreichte und mit spärlichsten Mitteln eine hohe Wirksamkeit hatte, verblüfft die an verschwenderische Zahlen gewöhnten Alliierten verständlicherweise.

1945 — JUNI — 1952

1. Juni 1945.

Bei der heutigen Vernehmung geben die Alliierten Offiziere sogar zu, daß wir auf einem Gebiet ihnen weit voraus waren, nämlich auf dem Gebiet der Strahler, d. h. der Düsenflugzeuge. Sie wollen auch wissen, warum ich den mir vom Führer erteilten Auftrag, sämtliche Strahlerformationen zu übernehmen abgelehnt habe. Sie behaupten, daß sie aus stenographischen Notizen den genauen Wortlaut meiner Ablehnung kennen. „Dann brauchen Sie mich doch nicht mehr darüber auszufragen!"

Da ich aber auf ihr weiteres Drängen keinen Grund sehe, nicht zu antworten, sage ich, daß ich den Auftrag abgelehnt habe, weil ich ja kein Jäger war, und außerdem keine Kommandostellung haben, sondern im Aktiveinsatz an der Spitze meines Geschwaders bleiben wollte. In diesem Lager trafen wir die Kampfschwimmer des verfehlten Einsatzes gegen die Remagenbrücke, nachdem diese durch Schuld eines deutschen Offiziers in amerikanische Hand gefallen war. Es sind prächtige Burschen und sogar jetzt noch juckt ihnen dieser Fehlschlag in den Gliedern. Sie waren gut bis an die Brücke gelangt, aber irgendwie mußte der Amerikaner auch von diesem Angriff Lunte gerochen haben, denn sie fanden die Brücke von großen Netzen versperrt. Als sie unter den Netzen hindurchschwammen, verloren sie den Kontakt untereinander. Weiter rheinabwärts, während sie einander suchten, wurden sie dann von Scheinwerfern entdeckt und herausgefischt.

1. Juni 1952.

Am ersten Pfingstfeiertag suchen wir mit steigender Verzweiflung größere Schneefelder. Eine Seilbahn oder ein Lift fehlt hier noch, jedesmal wenn wir heruntergesaust sind, müssen wir wieder hinaufkeuchen. Nach der schlaflosen Deutschlandfahrerei fällt mir das nicht so leicht. Um einigermaßen schnell zu sein, muß ich zum ersten Mal seit der Beingeschichte wieder auf langen Skiern laufen. Der Versuch läuft erfreulicher-

weise nicht negativ aus. Wir verbringen viele Stunden auf dem Firnfeld wo die Sonne stärkstens scheint und es bald sehr heiß wird. Innerhalb kurzer Zeit sind wir braungebrannt wie die Neger. Der Tag bringt eine wohltuende Entspannung, wie ich sie schon seit längerer Zeit vermißte, und wie sie eben nur die Berge schenken können, weit entfernt von Menschen, Häusern, Zeitungen, Städten und ihrem Streit.

2. Juni 1945.

In diesem riesigen Lager sitzt auch ein einsamer, dickbäuchiger Major, von Zivilberuf Studienrat und Meteorologe. Er sagt jedem, der es hören will, und noch mehreren, die es gar nicht hören wollen: „Schweinerei, daß sie mich hier einsperren, mit diesem Volk, ich war schon immer dagegen, schon immer ..." Er ist inzwischen so berüchtigt, daß sich immer einer findet, der hinzufügt „im Schlafe". Und immer wieder gebärdet sich dann der Dickbauch wie von der Tarantel gestochen.

Das Lager liegt in einem flachen Gelände und besteht aus mehreren Camps, die wieder untereinander durch Stacheldraht abgesperrt sind. Hohe Wachtürme und zehnfacher Stacheldraht umgeben es. Das ewige Abzählen zwingt auch mich jedesmal mich herauszuschleppen, obwohl meine Stumpfverhältnisse derzeit übel sind.

2. Juni 1952.

Vormittags habe ich auf den Skiern Abschied gefeiert von den herrlichen deutschen Bergen, denn heute nachmittag fuhren wir in Otto's Auto nach Bludenz in Richtung der Schweizer Grenze. Und dann heißt es Abschied nehmen von Otto und den andern, weil sie nach München zurückfahren. Hoffentlich ist es kein Abschied für allzulange Zeit. Derselbe Gedanke ist in mir in dem Augenblick, da der Zug deutschen Boden verläßt. Ich werde alles tun, um nach einigen Monaten wiederkehren zu können. Denn ich spüre wie ich das brauche, nicht nur aus Gefühlsgründen. Nur so ist es möglich, in einem ständigen, befruchtenden Kontakt mit den Kameraden, mit Deutschland und seinen Menschen zu bleiben. Für ein Emigrantendasein bin ich auf die Dauer nicht geschaffen, obgleich garnicht daran zu zweifeln ist, daß ein längerer Auslandsaufenthalt den Horizont erweitert, ausgezeichnete Vergleichsmöglichkeiten

bietet und letztlich ermöglicht, die Entwicklung in Deutschland objektiver, zusammenfassender und besser zu übersehen, weil diese Entwicklung sich natürlich noch in vollem Fluß befindet und gerade im Ausland Informationsquellen und urteilbildende Faktoren zur Verfügung stehen, wie sie heutzutage in Deutschland selber garnicht möglich sind.

In Sankt Gallen steige ich in den Zug nach Genf. Im Abteil bin ich allein und habe es ganz komfortabel bis Genf.

3. Juni 1945.

Die vielen Männer der Waffen-SS in diesem Lager hier sind sehr erfreuliche Erscheinungen, die eine ausgezeichnete Haltung bewahren, welchen Dienstgrad sie auch immer haben. In der Baracke hinter uns liegen nur SS-Männer. Da kommt niemand herein, der nicht in alter Frische grüßt wie daheim in der SS-Kaserne. Sie stechen erfreulich ab gegen die vielen, die versuchen ihr feiles Hemdchen nach dem Winde zu drehen, und in Eile sich auf die neuesten „Richtlinien" einzustellen. Bei uns liegt ein Regimentskommandeur der Waffen-SS, Lönhold, ein Kopfverwundeter. Der macht manchmal seinem Ärger recht kräftig Luft; vor allem unwürdiges Benehmen eines Offiziers läßt ihn „aus der Haut fahren." Es kostet dann nicht geringe Mühe, ihn wieder zu besänftigen.

In letzter Zeit herrscht immer schlechtes Wetter und ein trister Nebel hängt über der erdrückenden Heckenlandschaft. In den Nissehütten, die wohl für 10 Mann berechnet sind, hocken wir mit vierzig und mehr herum, und die Betten stehen zweistöckig übereinander. Ab und zu scheint es, als ob auch hier der Nebel eindringt, und wir schütteln uns vor nasser Kälte.

3. Juni 1952.

In Genf führte ich früh am Morgen noch ein paar Besorgungen für Bekannte aus Buenos Aires aus und nahm Verbindung mit Leuten des Roten Kreuzes auf. Um neun Uhr stiegen wir dann schon auf, in Richtung Spanien. Da mir aus Deutschland ein Teil der Korrespondenz nachgeschickt wurde, benützte ich die Flugzeit nach altbewährter Methode dazu, Briefe zu lesen und zu antworten.

In Barcelona holten Bekannte mich ab und zeigten mir die schöne Stadt, die nach dem Kriege so vielen unserer jetzt in Argentinien lebenden Kameraden Obdach gab.

Abends wird im Freundeskreis über Organisation und Auswirkung des Verrats während des Krieges gesprochen. Ein erfahrener Spanien-Deutscher zeigt einwandfreies Informationsmaterial über einen Herrn, der während des Krieges als deutscher Beamter auf der iberischen Halbinsel saß, dann für das feindliche Ausland arbeitete, und dem jetzt ein ziemlich wichtiges Amt obliegt, der Schutz der Verfassung der Bundesrepublik. Solche Dinge veranschaulichen immer wieder die großen Gegensätze in Haltung und Aktivität deutscher Männer während des Krieges. Der großen Mehrheit einwandfreier, pflichtbewußter, gerader Deutscher stand eine verschwindend kleine, aber verheerende Gruppe hoher Offiziere und Beamter gegenüber, die für das Ausland arbeiteten und so in entscheidenden Augenblicken die Anstrengungen der endlosen Reihen der Anständigen zunichte machten.

4. Juni 1945.

Auf der Fahrt hierher ist uns aufgefallen, daß wir an vielen Wohnungen die Sowjetfahne neben der englischen sahen, oft ohne amerikanische Flagge. Das Volk war schlecht gekleidet und sah blaß und grau aus. Die Arbeiterhäuser waren alle ohne Gardinen und machten einen erbärmlichen Eindruck. Im Kraftfahrwesen gibt es hier viel mehr Frauen als bei uns, die englischen Steuerkünstlerinnen gönnten uns nicht einen Blick und hatten für unsere Begriffe nicht viel Weibliches an sich.

Es fällt mir in unserem Lager auf, daß nun fast ausnahmslos wieder ordentlich gegrüßt wird. Man sagte mir, daß das mit meiner Ankunft sich wieder erheblich verbesserte. Man hatte schon angefangen, Auszeichnungen abzulegen und sonstige erniedrigende Reuemaßnahmen zu zeigen. Aber weil wir noch alle unsere Auszeichnungen besaßen, hatte dieser Hang zur Unterwürfigkeit nun keine Zukunft mehr. Das ganze Lager ist, was den praktischen Ablauf der Dinge betrifft, fast vollkommen in deutscher Hand, die Schlüsselstellungen werden eingenommen von zweifelhaften „Reeducations"-Feldwebeln, die aber keinerlei wirklichen Einfluß besitzen. Sowohl die Seelenjäger wie die Bekehrten verhalten sich ziemlich ruhig, nachdem sie bemerkt haben, daß sie bei der übergroßen Mehrheit mit ihrem Reeducationskrampf nur auf Gleichgültigkeit

oder Ablehnung stoßen. Verschiedene möchten wieder von Herzen gerne „zurückreeduzieren“. Um die „Harmlosen“ bemühe ich mich gern, denn ich kann bis zu einem gewissen Grade verstehen, daß in einer bestimmten Sorte von Menschen die Niederlage und ihr Chaos ein Vakuum hinterlassen hatte, das nun von geschäftstüchtigen Handelsreisenden in Ideen aufgefüllt wurde. Man soll es diesen Leuten nicht zu schwer machen und sie keineswegs ausstoßen, denn im Grunde genommen gehören und gehörten sie immer zu uns. Nicht jeder verfügt über genügend geistige, seelische oder gar körperliche Kraft um einem dauernden Aushöhlungsprozeß erfolgreich Widerstand leisten zu können. Außerdem werden auch diese Menschen eines Tages wieder nach Deutschland zurückkehren und mithelfen müssen die Heimat wieder aufzubauen. Da ist es schon besser, sie wieder in unsere Mitte aufzunehmen und keinen unmenschlich strengen Maßstab anzulegen, weil sie auf diese Art eine gefährliche Mentalität von aufsässigen Ausgestoßenen entwickeln könnten und dadurch unserer schwer angeschlagenen Volksgemeinschaft unermeßlichen Schaden zufügen. Nur wer ein wirklicher Lump ist, soll ausgestoßen werden und bleiben.

4. Juni 1952.

Morgens verhandelte ich mit einem Verlag über „Trotzdem“ und treffe anschließend Angehörige der „Blauen Division“. Eiserne Offiziere und Soldaten, die an der Ostfront in schwersten Einsätzen ihren wunderbaren Geist bewiesen. Ihr erster Befehlshaber, der General Muñoz Grande, der mit dem Eichenlaub zum Ritterkreuz ausgezeichnet wurde, ist jetzt Kriegsminister und versteckt seine deutschen Kriegsauszeichnungen beileibe nicht in der Schublade, wenn die amerikanischen Militärunterhändler kommen. Die an der bolschewistischen Front erkämpften Auszeichnungen werden in Spanien in der Öffentlichkeit getragen, unverändert. Auf die Idee, an einer schwer verdienten Auszeichnung herumzukratzen, kann auch nur derjenige kommen, der nie unter solchen Umständen eine Auszeichnung verdient hat. Auch spanische Luftwaffen-Offiziere, die im Osten kämpften, beweisen, daß sie noch nichts von ihrem Geist verloren haben. Sie gehen — wie sie sagen — noch immer ran wie „Hektor an die Gänse“.

Abends nehme ich das Flugzeug nach Madrid, und werde von Skorzeny abgeholt, der mich in Begleitung eines Kameraden der Fall-

schirmjäger durch das abendliche Madrid führt. Skorzeny hat sich als ausgezeichneter Kaufmann entpuppt, der in seinem Beruf unter schwersten Umständen nach dem Kriege Großes geleistet hat. Er arbeitet eng mit wichtigen Teilen der deutschen Industrie zusammen. Seine geschickte und intelligente Frau ist ihm eine große Stütze. Sie ruft abends noch in London an, wo ein Flugzeug zum Verkauf angeboten wird, denn Skorzeny will nach Mittel-Afrika fliegen. Er bekommt das Flugzeug ziemlich billig angeboten und wendet sich dann an mich: „Es paßt gerade gut, daß Sie hier sind, denn ich habe gehört, Sie können mit Flugzeugen ziemlich gut umgehen und verstehen auch etwas vom Fliegen!" Er möchte, daß ich mit ihm drei Monate da unten bleibe und ich könnte ja zu gleicher Zeit dort eine Vortragsreise machen. Es ist aber vollkommen ausgeschlossen, denn mein Vertrag verpflichtet mich, sehr schnell nach Argentinien zurückzukehren. Bis in die frühen Morgenstunden plaudern wir zusammen, und wie immer sprudelt Skorzeny vor Witz und Unternehmungslust.

5. Juni 1945.

Laut Genf stehen uns als Kriegsgefangenen Rauchwaren zu: wir haben nie welche zu Gesicht bekommen. Mich persönlich stört das nicht, denn ich habe nie geraucht. Es gibt aber Kameraden, die direkt darunter leiden, sie greifen zu allem möglichen und unmöglichen Ersatz, vor allen Dingen Teeblätter stehen hoch im Kurs.

Trotz sorgfältiger Isolierung dringen doch häufig von der Außenwelt Nachrichten ein, die ein nicht allzugünstiges Bild von dem „großen Frieden" geben, der nun mit dem alliierten Sieg anbrechen sollte. So scheinen die Engländer sehr böse zu sein, daß der russische Bundesgenosse eine Anzahl prominenter Londoner Polenpatrioten, die nach ihrem Vaterland zurückgekehrt waren, um an einer nationalen Regierungsbildung teilzunehmen, vom Flugplatz weg verhaftet hat. Wenn ich mich recht entsinne, ist der Krieg wegen der „bedrohten Freiheit und Unabhängigkeit Polens" angefangen worden. Vielleicht ist der Zeitpunkt nicht allzuweit mehr entfernt, wo die Polen eine Schlußbilanz aufstellen können und sich die Frage vorlegen, ob es sich für Polen gelohnt hat, sich so leichtfertig in den Krieg treiben zu lassen von Mächten, die jetzt machtlos zusehen sollen (oder wollen) wie Polen als eine neue Provinz der Sowjet-Union einverleibt wird. Jedenfalls machen die polnischen Flieger, mit denen wir hier einige Male in Berührung kamen, nicht ge-

rade einen sonnigen Eindruck. Im Grunde genommen sind es bedauernswerte Kerle, denn sie haben bestimmt mit ihrem Einsatz das Beste für ihr Land gewollt. Schon jetzt sprechen sie darüber, daß sie um keinen Preis unter den heutigen Verhältnissen nach Polen zurückkehren wollen. Hoffen aber, daß ihre westlichen Bundesgenossen doch noch den Mut haben werden, der sowjetischen Gewaltpolitik mit energischen Maßnahmen zu begegnen. Hoffen wir für sie, daß nicht auch diese bescheidene Erwartung betrogen wird.

5. Juni 1952.

Den ganzen Vormittag liefere ich einen sehr beweglichen Krieg gegen Formulare und Bestimmungen, um auf schnellem Wege ein portugiesisches Transitvisum zu bekommen. Victor de la Serna, der begabte spanische Journalist und Schriftsteller und der treueste Freund Deutschlands, hilft mir dabei. Zu gleicher Zeit ist er ein wundervoller Kommentator für die historischen Bauten und Denkmäler Madrids. Auf Schritt und Tritt spürt der Beobachter die große Vergangenheit dieses Landes und wird beeindruckt vom regen Willen der heutigen Generation, sich der ehemaligen Größe würdig zu erweisen. Die wirtschaftliche Entwicklung Spaniens hat eine günstige Wendung genommen und obwohl das Land im Konzert der Nationen noch immer keine Vollstimme besitzt, setzt sich doch unter dem Druck der Ereignisse die Anerkennung der nie erlahmenden antibolschewistischen Haltung Spaniens durch.

Spät abends fahren Kamerad Skorzeny und ich mit dem Schlafwagenzug nach Lissabon.

6. Juni 1945.

Man muß feststellen, daß die „Insel-englischen" Fliegeroffiziere sich durchweg korrekt verhalten. Es sind auch meist die ältesten Flieger mit der größten Erfahrung. Übel ist es, wenn „Greenhorns" aus Neu-Zeeland oder gar Holland oder Belgien den „dicken Mann" spielen wollen und ihre fliegerischen Minimalleistungen durch Großmauligkeit zu kompensieren versuchen. Heute wurde so eine besondere Sorte auf uns losgelassen. Breitbeinig und mit der kindlichsten Gebärdensprache erzählten sie ihre Bravourstücke und lachten mitleidig und überlegen, als ich ihnen auf eine dahingehende Frage antwortete, daß meine Panzermaschine nur eine Geschwindigkeit von 250 km entwickeln konnte.

Sie faßten dann ihre grenzenlose Überlegenheit und kaum verhüllte Geringschätzung in dem Satz zusammen: „Und da wagen Sie es, bei diesem Schneckentempo sich noch als Flieger zu bezeichnen?“ Ich antwortete daraufhin: „Dieses Schneckentempo war ohne Zweifel für meine persönliche Sicherheit eine schlechte Angelegenheit. Aber bei uns war der Krieg nie eine Lebensversicherung und dank diesem Schneckentempo konnte ich ja auch gut zielen. Und weil ich gut zielen konnte, gelang es mir eben, über fünfhundert russische Panzer abzuschießen!“ Einen Moment herrscht betretenes Schweigen, dann meint einer, ich müßte doch bestimmt ein unangenehmes Gefühl in der Bauchgegend haben bei dem Gedanken an die Möglichkeit, den Russen ausgeliefert zu werden, und dies gehöre zum Bereich des Möglichen, ja des Wahrscheinlichen. Innerlich war ich wütend über die Grobheit dieses fliegerischen Waisenknaben. Es gelang mir, wenn auch nur mit Mühe, äußerlich die Ruhe zu bewahren und ihm klarzumachen, daß die Russen in merkwürdigem Gegensatz zu ihm wahrscheinlich an allererster Stelle an die Zweckmäßigkeit des Vorhandenseins eines Fliegers denken würden, der immerhin auf dem Gebiete der Panzerbekämpfung aus der Luft über einige Erfahrung verfügt und der unter Umständen diese Erfahrung z. B. an 100 Nachwuchs-Flieger vermitteln könnte. Und wenn nun jeder dieser 100 Flieger in einem kommenden Krieg auch nur 50 Panzer oder gar hundert zur Strecke bringen würde, so ergäbe das eine immerhin stattliche Anzahl von Panzerdivisionen, deren Auffrischung und Ersetzung eine nennenswerte Anstrengung der Kriegsindustrie bedeuten würde. „Aber es hat wohl keinen Sinn mit Ihnen, die Sie so junge und so vielversprechende Flieger sind, über dies Thema zu reden, da Sie den Krieg gewonnen haben, sind Sie immer im Recht und die Klügeren“. Drehte mich um und ließ sie stehen.

6. Juni 1952.

In Lissabon treffen wir wieder den geheimnisvollen Mann, der mich bei meiner Ankunft begrüßte. Auch mit der deutschen Kolonie bekomme ich Kontakt: die Leute hier sind natürlich manchmal wirklichkeitsnäher in Bezug auf deutsche Probleme als z. B. ein Teil der deutschen Kolonie in Argentinien. Sie haben hier den Krieg näher gespürt und miterlebt. Auch die Nachkriegszeit, die aus Portugal eine wichtige Durchgangsstation machte, hat sich für sie realistischer gestaltet. Leider muß ich

mehrere Einladungen für den Nachmittag abschlagen, weil ich schon andere Vereinbarungen getroffen hatte.

Wir fahren an den Strand, wo die starke Brandung um die Felsen schäumt. Als wir sie schwimmend durchqueren, rufen uns Portugiesen mit wilden Gesten zurück, weil sie überzeugt sind, daß wir aus der Brandung nicht mehr herausschwimmen können. Da uns dies aber doch gelingt, schlägt die Besorgtheit in wilde Begeisterung um.

Im Gespräch mit Portugiesen fällt es immer wieder auf, mit welcher Hochachtung sie von dem Deutschland sprechen, das fünf Jahre lang der Welt die Stirn bot. Kein Verständnis haben sie allerdings für das „andere" Deutschland, das sich selber bezichtigt und bedauert, nicht noch konsequenter den Weg des Verrats gegangen zu sein.

7. Juni 1945.

Mein Stumpf macht mir schwer zu schaffen. Eine Nachamputation ist absolut notwendig, er ist dick angeschwollen und schmerzt ununterbrochen. Der hier anwesende Arzt ist wieder eine besonders liebenswürdige Erscheinung. Er meckert dauernd herum wegen „Für die Nazis mit einem Bein fliegen ..." und läßt mich praktisch ohne Versorgung. Die hier anwesenden deutschen Ärzte haben weder Arzneimittel, Verbandzeug noch Instrumente. Ihr Rat gilt nichts.

Heute brachte eine der Küchenkräfte die Nachricht mit, daß die Franzosen angefangen haben, Damaskus zu bombardieren, weil sie doch diesem Lande die Unabhängigkeit versprochen haben. Churchill soll jetzt Frankreich mit Krieg gedroht haben. Ob er böse ist, daß die Franzosen und nicht die Engländer das doch so unabhängige Syrien in die Tasche stecken wollen? Kaum ist Deutschland besiegt, schon fällt die Koalition, die „für ein Jahrhundert den Frieden unter den Völkern" sichern sollte, auseinander, weil jeder Hunger hat. Und Rußland wird sich ins Fäustchen lachen.

7. Juni 1952.

In Lissabon starte ich nun wieder mit der italienischen Übersee-Linie, um den großen Teich zu überqueren. Noch ein letzter Blick und Europa liegt wieder einmal hinter mir. Aber ich trage es mit in den tausend Anregungen, die mir die Reise gab. Ich trage es mit in den schau-

rigen Bildern der geistigen und materiellen Not, die ich in der Heimat und im übrigen Europa sah; ich trage es mit in der Stärkung, die mir das Beisammensein mit so vielen und so unterschiedlichen deutschen und europäischen Kameraden verlieh. Es ist das große Europa, von dem ich nun drüben den Kameraden und Freunden berichten werde.

Es ist aber ein kleineres Europa, und höchstens ein ziemlich großes Frankreich, das sich nach einem ausführlichen Zeitungsbericht, den ich gerade gelesen habe, in der letzten Rede des Generals de Gaulle zu Worte meldete. Bemerkenswert ist dabei allerdings, wieviel er behaupten kann, ohne daß gleich das internationale Geschrei losbricht, während ein deutscher Soldat auch nur ein zwanzigstel davon zu sagen braucht, um Stürme der Entrüstung zu erwecken. Allerdings hat de Gaulle in einigen Punkten absolut Recht. Zum Beispiel wenn er sagt, daß die Landstreitkräfte, die die Amerikaner und Briten zur direkten Verteidigung Europas zur Verfügung stellen können, kaum einem Zehntel der Streitkräfte entsprechen, welche die Russen einsetzen können. Zur Verteidigung Europas müßte man in erster Linie auf Europa selbst zählen. Europa sei aber nur eine Kollektion von Nationen und in einem System ohne Seele werde wenig Kampfgeist herrschen. Übrigens befürwortet de Gaulle eine Nationalpolitik, die direkt aus dem neunzehnten Jahrhundert stammen könnte, und keineswegs der modernen Dynamik und den heutigen Forderungen entspricht. Es ist mir bei diesem Manne immer nicht ganz wohl zumute; schade, daß dieser Berufssoldat seinen ehemaligen Chef und französischen Hindenburg, den Maréchal Pétain, durch eine Sammlung von Politikern, noch dazu Roten und Moskauhörigen, auf so unwürdige Weise aburteilen ließ und außerdem das Blut von so vielen nationalistischen Männern Frankreichs dem kommunistischen Terror opferte. Als ob ein Volk der Erde, und ausgerechnet Frankreich, sich erlauben könne, das Blut einer so kleinen, für das Vaterland zu allem bereiten Elite zu verschwenden.

8. Juni 1945.

Heute bekamen wir eine amtliche Mitteilung zu Gesicht über die Aufteilung der Heimat in vier Besatzungszonen. Nach diesem alliierten Abkommen wurden sogar Teile, die vom Westen besetzt waren, wieder geräumt und den Sowjets übergeben. Arme Heimat, was wird Dir alles angetan ... und noch angetan werden. Von irgendeiner Gerechtigkeit oder einem aufrichtigen Willen, uns die „Demokratie“ und ihre Seg-

nungen zu bringen, ist keine Rede. Nur primitivste Rachegelüste werden an dem aus tausend Wunden blutendenden wehrlosen Land und Volk ausgetobt. So wird der Westen jede Möglichkeit, Deutschland wirklich für sich zu gewinnen, mit Sicherheit zerstören. Und dies alles nur, um einigen Wenigen Gelegenheit zu geben, ihre Haßorgien zu feiern und den roten Bundesgenossen davon zu überzeugen, daß der Westen genau so barbarisch gegen die „Faschistenhorden" vorzugehen gewillt ist wie die „ruhmreichen" sowjetischen Vorbilder. Armes Deutschland und armes Europa! Der anarchistische Terror des Westens und der Versuch, jede Selbstachtung, jede Anständigkeit in unserem Volke zu vernichten, wird den blinden Werkzeugen einer fanatisierten und weltfremden Vergeltungskampagne teuer zu stehen kommen. Er wird sich gegen sie selber wenden.

8. Juni 1952.

Mitternachts über dem Ozean landen wir am Vormittag in Natal wieder auf Süd-Amerikanischem Boden. Während des Fluges habe ich eine gute Menge Schreibarbeit erledigen können. Auf dem Flugplatz in Rio warten wieder die Kameraden des Hilfswerks und ein paar Stunden später sind in São Paulo die wackeren Aktivisten genau so neugierig nach den Dingen in Deutschland. Ein wahres Feuerwerk der Fragen, aber die Zeit ist knapp und wir befassen uns deshalb ausführlich mit dem neuen Kulturprogramm, das wir im Rahmen des Hilfswerks diesen Winter durchführen wollen.

Abends acht Uhr komme ich wieder in Buenos Aires an, und es ist wahnsinnig kalt, denn der argentinische Winter setzt jetzt ein. Nach eingehender Zollkontrolle begrüße ich die treuen Freunde, die trotz der großen Verspätung „stur" gewartet haben. Und es ist mir, als ob ich jetzt fern von der Heimat in ihnen ein Stückchen Heimat wiederfinde.

9. Juni 1945.

Hier in unserem Lager wird auch ein deutscher Fliegerkamerad gefangen gehalten, der während des Krieges längere Zeit in Japan war in einer Funktion, die uns bis jetzt noch nicht klar geworden ist. Erst Anfang dieses Jahres ist er in einem Groß-U-Boot, das kriegswichtige Materialien nach Japan verfrachtete, zurückgekehrt. Seine Tätigkeit gab

ihm Gelegenheit, die japanische Luftwaffe und japanische Flieger näher kennen zu lernen. Er weiß sehr interessant von Dingen zu berichten, von denen wir nur gelegentlich und sehr oberflächlich hörten. Einmal erwähnte in einem Gespräch mit mir auch der Führer dieses Thema. Es ging darum, eine Nachahmung der japanischen Selbstmordflieger, der Kamikaze, für die deutsche Luftwaffe abzulehnen, jedenfalls als regelrechtes System, weil es nicht unserem Geiste der Lebensbejahung entspräche. „Unsere Soldaten sollen immer noch eine Chance haben, wie klein sie auch sei, mit dem Leben davon zu kommen. Die japanische Methode fußt ja letzten Endes auf einer religiösen Auffassung des Dienstes am Gott-Kaiser wie wir sie eben nicht haben. Und es wäre töricht, dies nachahmen zu wollen, denn wir kennen diesen jenseitsbetonten Mut nicht."

9. Juni 1952.

Die frisch mitgebrachten Listen der in Haft befindlichen Soldaten, der Angehörigen, der Rußlandheimkehrer und der Flüchtlinge, die unter besonders schweren Verhältnissen leben, werden sorgfältig durchgearbeitet. Für die weitere Aktivität des Hilfswerks gibt es neue Anregungen, kombiniert mit den zahlreichen guten Ideen aus dem Kameradenkreis.

Es interessiert mich nun nachträglich doch sehr, welchen Zweck eigentlich mein frischerworbener deutscher Paß haben sollte, da doch ein Einreiseverbot vorlag. Es ist nicht leicht, endgültigen Bescheid darüber zu erlangen. Spät abends fahre ich mit dem Wagen nach Córdoba und habe auf der einsamen Fahrt vollauf Gelegenheit, in Eindrücken und Erfahrungen etwas Ordnung zu schaffen.

10. Juni 1945.

Heute sollen wir verlegt werden, und zwar soll die Reise nach aller Wahrscheinlichkeit nach Frankreich gehen. Als wir hier ankamen, mußten wir die Ledermäntel abgeben, weil sie „die Flucht begünstigten", trotz zehnfachem Stacheldraht. Wir ließen uns aber eine Bestätigung der Abgabe ausstellen. Jetzt, wo wir weg sollen, wird uns gesagt, daß sämtliche Ledermäntel der nach Frankreich verlegten Offiziere gesondert nachgeschickt werden. Alle anderen Offiziere haben sich mit diesem Bescheid abgefunden und besteigen die Lastwagen, die uns zum Bahn-

hof bringen sollen. Wir beiden bleiben aber auf dem Gepäck beim Tore sitzen. Ständig werden wir gemahnt. Und jedesmal antwortet Niermann oder ich: „Ohne Ledermäntel können wir England nicht verlassen.“ Das Bewachungspersonal protestiert und will uns nun zwingen, auf den letzten Wagen, der schon lange auf uns gewartet hat, aufzusteigen. Wir bleiben stur. Einige Offiziere versuchen uns zu überreden: „Fahren Sie mit, sonst werden Sie nie entlassen werden!“ Wir glauben sowieso an keine Entlassung. Die Sache geht bis zum Lagerkommandanten. Er kommt und gibt uns nun den Befehl aufzusteigen. Sowohl der Befehl wie der entsprechende Ton prallen an unserem ruhigen Sitzenbleiben ab. Dann schleppen zwei Tommys Kisten heran und aus hunderten von Ledermänteln suchen wir ruhig die unsrigen heraus.

Auf der Bahnstation warten ziemlich anständige Waggons zweiter Klasse, um uns nach Southampton zu transportieren. Die Engländer sind erstaunt, wie schnell das Einsteigen geht: beim Kommiß gelernt ist gut gelernt. Es wird aber fast zehn Uhr abends, bis der Zug sich in Bewegung setzt.

10. Juni 1952.

Ganz früh Einfahrt durch „das Tor“ auf das Fabrikgelände, und wenige Augenblicke später das immer wieder freudige Wiedersehen mit Bekannten, die mich auch über den letzten Stand der Dinge in der deutschen Konstruktionsgruppe unterrichten. Am späten Nachmittag fahre ich nach Hause und schon beim Betreten der Wohnung geistert mir ein solcher Haufen Korrespondenz entgegen, daß ich garnicht den Mut finde gleich damit anzufangen. Dieser Berg, diese Sintflut von Briefen wird wohl die nächsten Tage und Wochen vollkommen in Anspruch nehmen. Ich fasse deshalb den weisen Entschluß, mir Arbeitslust zu erschlafen, und steige sofort ins Bett.

11. Juni 1945.

Beim Morgengrauen sind wir in der Nähe von Southampton. Von Luftangriffen ist nicht allzuviel zu sehen, teilweise vielleicht weil wir um die Stadt herumfahren. Wir werden auf Panzerlandefahrzeuge verfrachtet. Als es heißt: „Freiwillige vor“ glauben viele, es geht um's Essen, sie müssen aber das ganze Gepäck aufladen. Nach stunden-

langem Warten stechen wir gegen neun Uhr in See. Das Meer ist bewegt. Mir ist schlecht und unbegreiflich, daß dauernd über Hunger gemeckert wird. Zu Essen haben wir nichts bekommen und das Gerücht geht herum, daß die Schiffsbesatzung die Verpflegung später an Land verschieben will. Schon wird aus alten mit allen Wassern gewaschenen Rußlandkämpfern ein Verpflegungsüberfallkommando gebildet. Ein Teil soll Ablenkungsmanöver durchführen und der andere Teil Verpflegung besorgen. Im Nu ist das Manöver ausgeführt und der Verpflegungsraum gründlichst geleert, bevor die Schiffsbesatzung überhaupt weiß, was los ist. Mir wird immer übler und die Überfahrt scheint unendlich: doch besser, daß ich nie bei der Marine war.

Gegen Abend erreichen wir Cherbourg und müssen vor dem Hafen liegenbleiben. Abendverpflegung bekommen wir nicht, denn sie ist wohl schon verschoben. Da bricht eine höllische Meckerei und Meuterei los. Die Besatzung fühlt sich wohl erwischt und weil sie Beschwerde fürchtet — wir sollen ja zum Amerikaner kommen — verabreicht man uns ein bißchen Verpflegung. Von der Romantik einer Nacht auf See ist mir leider nicht vergönnt, auch nur das Geringste zu spüren, und ich bin froh, als endlich der Morgen anbricht.

11. Juni 1952.

Kaum aus der Fabrik zurück fange ich an, die Korrespondenz zu ordnen. Es sind dieses Mal sehr viele Briefe aus Frankreich dabei, wo „Trotzdem“ unter dem Titel „Pilote de Stukas“ eine Auflage nach der anderen erlebt. Wie man sich doch oft in der Einschätzung der Leser irrt! Für mich stand eigentlich fest, daß dieses Buch, fast ausschließlich vom Ostkrieg handelnd, in Frankreich wenig Interesse finden würde. Und jetzt stellt sich heraus, daß Frankreich an der Spitze liegt. Die Übersetzung ist weitgehend gelungen und das Einführungswort stammt von dem bekanntesten französischen Jagdflieger des letzten Krieges, Pierre Clostermann. Clostermann schreibt freiweg und ziemlich ausführlich. Wenn ich ihn hier anführe so nur, um einmal mehr den Beweis zu erbringen, daß wahre Freundschaft zwischen den Nationen am leichtesten zwischen denjenigen entsteht, die sich in einem ehrlichen Kampf auf Leben und Tod gegenüberstanden. Er schreibt: „Pilote de Stukas von Rudel hat mich begeistert, nicht so sehr von der Gefühlsseite her als wegen seines Dokumentarwertes. Auf der rein beruflichen Ebene — oh, ich sehe sie schon

grinsen, die Blöden, die noch nie in einem Flugzeug gesessen haben, und die auch nie verstehen werden, gerade weil sie sich damit brüsten Internationalisten zu sein, daß über den Stacheldraht der Grenzen hinweg Achtung und Solidarität bestehen kann — auf der rein beruflichen Ebene ist Rudel, As der Luftwaffe, heutzutage der größte Spezialist der taktischen Fliegerei‘. Und zum Schluß sagt Clostermann: „Man kann nur wiederholen, was wir in der R.A.F. von Walter Nowotny sagten: „Schade, daß er nicht unsere Uniform trug‘.

Clostermann zeichnet sich durch große Zivilcourage aus, der junge erfolgreiche Jagdflieger scheute sich nicht davor, sich in die politische Arena zu werfen, sobald er sein Vaterland von der Gefahr einer inneren Zersetzung bedroht glaubte, und ist Abgeordneter im französischen Parlament.

Demgegenüber steht die Einführung der englischen Ausgabe von der Hand des bekannten Jagdfliegers Capt. Bader, der, obwohl ihm beide Beine amputiert waren, einer der erfolgreichsten R.A.F.-Piloten war. Bader wurde über Frankreich abgeschossen und unternahm trotz seiner körperlichen Behinderung eine sehr energische Flucht aus der Gefangenschaft. Er wird von der englischen Jugend vergöttert, und ich werde nie vergessen, wie er sich während meiner Gefangenschaft in England bemühte, meine Prothesenangelegenheit zu regeln. Sein Einführungswort für die englische Ausgabe von „Trotzdem“ ist reservierter, kühler, englischer in einem Wort. Aber es ist doch eine große Genugtuung, daß gerade die Flieger als die ersten die internationale Freundschaft fördern. Sind sie es doch, die hoch am Himmel das Blickfeld erweitern und über Grenzen und ähnliche Winzigkeiten hinwegsehen!

12. Juni 1945.

Wir werden an Land gebracht und den Amerikanern übergeben. Auf Grund unserer Beschwerden müssen die Engländer doch noch Verpflegung herausrücken. Die Zivilbevölkerung in Cherbourg findet besonderes Vergnügen am Schreien, Spucken und Steinewerfen. Dafür sollen über zehntausend Franzosen in Deutschland bleiben wollen, weil es ihnen dort so gut gefiel. Es ist eben alles relativ in dieser Welt.

Wir werden auf Güterwagen verstaut und dann geht es los nach Fonquanville. Mit Lastwagen werden wir anschließend nach dem ersten

Camp der Amerikaner auf dem Continent, Camp XIX verfrachtet. In Dreierreihen marschieren wir herein und werden gleich nach Dienstgraden getrennt. Mit Hängen und Würgen gelingt es uns trotzdem, beieinander zu bleiben, weil wir wieder die alte und im Grunde wahre Platte vom Fuß auflegen. Wir werden ins Lager III hineinverlegt und treffen dort einen Stalingrad-Bekannten Niermanns, Dr. Hefft. Er ist der Leiter der deutschen Ärzte, die leider in ihrer Bewegungsfreiheit und Aktivität sehr eingeschränkt sind. Er bringt uns ins Revier und bestätigt mir, die Engländer im vorigen Lager hätten längst nachamputieren müssen, was sie aber ablehnten unter der Begründung, daß ich doch verlegt werden würde. Im Revier gibt es einigermaßen anständige Feld-Betten. Jetzt muß Niermann auch krank sein, denn im Revier arbeitet zum Teil amerikanisches Personal. Unter Heranziehung von bedeutenden Fachkräften wird eine Liste verschiedener Krankheiten angelegt, von denen Niermann nacheinander befallen werden wird. Es fängt mit Rheuma an, dann folgt Ischias, Herzbeschwerden, etwas mit den Ohren, eine Darmgeschichte usw. Nach vierzehn Tagen deutscher Behandlung muß er dem Amerikaner vorgestellt werden. Deshalb muß er dauernd „verschoben" werden und jedesmal mit einer neuen Krankheit.

Die amerikanischen Ärzte stellen sich gleich als ziemlich üble Cowboytypen vor. Obwohl die deutschen Ärzte Nachamputation vorschlagen, gehen sie nicht darauf ein. Aber es bleibt die Möglichkeit bestehen, daß ich nach Carantan komme, wo der bekannte Chirurg, Prof. Zugschwert, als Kriegsgefangener tätig ist. Von Carantan aus soll auch der Weg in die Heimat kürzer sein. Abwarten und Geduld üben ist letzten Endes die zweckmäßigste Tugend des Gefangenen.

12. Juni 1952.

Die Deutschlandbriefe lege ich vorläufig beiseite und beantworte nur die dringendsten. Denn wo ich gerade aus Deutschland zurückgekommen bin, glaube ich, zuerst den Deutschen in der Diaspora schreiben und überall dorthin, wo in kleinen oder größeren Gruppen Deutsche im Ausland leben, ein frohes Wort des Glaubens an unser Deutschland senden zu müssen. Denn Deutschland — das habe ich nun wieder neu erfahren — ist so voller Kraft, so voller Jugend, daß keine Gewalt dieser Erde imstande wäre, es für immer zu knechten!

13. Juni 1945.

Wir verbringen den größten Teil des Tages in der Sonne, hinter dem Ärztebunker. In diesem Lager sind 60 000 Mann untergebracht, und zwar 20 000 Offiziere, 20 000 Unteroffiziere und Mannschaften und 20 000 Jugendliche im Alter von 13 bis 18 Jahren. Unter den Gefangenen sind zahlreiche Briefträger, Reichsbahnleute, Liftjungs und sogar Hoteldiener, die einfach mitgenommen wurden, weil irgendein Amerikaner der Auffassung war, sie hätten besonders interessante Parteiuniformen an. Obwohl dieser Irrtum inzwischen geklärt war, kamen die armen Leute doch nicht heraus, denn es scheint nun mal einfacher zu sein, in ein demokratisches Konzentrationslager hinein zu geraten als wieder heraus. Ein Junge, der schon ein halbes Jahr Gefangener ist, feiert heute seinen dreizehnten Geburtstag, im Lager. An der deutschen Westgrenze wurde er von der Straße aufgegriffen, weil er braune Hosen anhatte. Die Eltern wußten nichts, denn Post ist uns natürlich nicht gestattet. Wir versuchen, ihm den Tag so schön wie möglich zu gestalten. Es sieht danach aus, daß diese Nachkriegszeit sogar von deutschen Kindern das Äußerste fordern wird. Wenn ich daran denke, was heute unserer Jugend in der Heimat bevorsteht, wird es mir bange ums Herz. Sie hat nicht nur das Kriegserleben aus nächster Nähe miterlebt, sondern sie steht jetzt herrenlos zwischen den Ruinen. Es gibt keine Schulen, denn die Lehrer müssen noch „ausgesucht“ werden: der Himmel weiß, welches Gesindel jetzt auf sie losgelassen wird. In Deutschland regiert der Hunger, und wo Hunger herrscht, ist selten Platz für Tugenden, denn der Magen schreibt das Gesetz vor. Diese Jugend sieht jetzt, wie ältere Geschwister für Schokolade und Toilettenseife verhurt werden, und wie ihre früheren Erzieher und respektierten Vorbilder als gemeine Verbrecher behandelt und verurteilt werden. Da kann sich nur ein Heuchler wundern, wenn die Jugend jedes Maß, jede Norm, jeden Sinn für Charakter und Moral verlieren wird. Und trotzdem gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß das reine Feuer wirklicher Jugendideale weiterglühen wird, daß es nur einer neuen Freiheit bedarf, um wieder aufzulodern und Schmutz, Gemeinheit, alles Durchschnittliche und Überalterte zu verbrennen. Darum dürfen wir nicht verzweifeln. Denn unsere Verzweiflung, d. h. die Verzweiflung der ehemaligen Frontsoldaten würde sich lawinenartig durch alle Schichten unserer Volksgemeinschaft ausbreiten und am Ende das Chaos hinterlassen, das unsere Feinde schon seit so vielen Jahren sehnsüchtig erwarten und mit allen Kräften auszulösen versuchen. Es ist ein bitteres

Schicksal, daß wir gerade in dieser entscheidenden Zeit Gefangene sind, machtlos, tatenlos. Auch diese Tatenlosigkeit wird wahrscheinlich von unseren Feinden genauestens berechnet sein, nicht von dem lärmenden, schreienden Feind, aber von jenen Kräften, die im Geheimen am Spiel sind und unsere lärmenden deutlich sichtbaren Feinde letzten Endes nur als blinde Werkzeuge verwenden.

13. Juni 1952.

Wieder habe ich bis tief in die Nacht hinein Briefe gelesen und geschrieben. Allmählich bekomme ich wieder Hoffnung, durchzukommen, jedenfalls wird der Berg schon übersichtlicher. Wie ungeheuer vielseitig ist doch die Flut von Gedanken und Sorgen, die sich alle diese Briefschreiber um unser Vaterland und seine Zukunft machen! Und wieviel Sorgfalt erfordert es, jedem gerecht zu werden, keinen zu enttäuschen.

14. Juni 1945.

Unser Gepäck wird dauernd durchwühlt und der Amerikaner wirft alles mögliche heraus unter der Begründung: „In Amerika ist alles besser!" Die Pfeifen werden herausgeworfen: „in Amerika raucht man nur Zigaretten!"

Viele Stabsoffiziere geben leider klägliche Erscheinung ab und leben im ständigen Mitleid mit sich selbst. Auch einige Generäle wirken in ihrem aparten Käfig würdelos, haltungslos und unvorstellbar verkalkt. Sie betrachten den Generalsrang, den sie einst mit soviel Freude bekamen, als „reinen Zufall" und einen unglückseligen dazu. Der Plan der Alliierten, die Generäle und Generalstabsoffiziere für längere Zeit auf eine Insel zu verfrachten, verursacht großes Gejammer. Gottseidank gibt es aber auch Ausnahmen, unter ihnen einen Generalarzt, eine sehr erfreuliche Erscheinung. Diese Männer machen vieles wieder gut, was ihre „Kollegen" in den Augen der Amerikaner, aber vor allen Dingen auch unserer eigenen Männer verdorben haben. Das Symptom für eine trübe Haltung war immer das Abtrennen aller Hoheitsabzeichen. Zuerst wurde natürlich das Hakenkreuz weggeschnitten oder ausgekratzt. Aber die Dienstgrade, die sie unter diesem Zeichen erwarben, blieben schön dran. Einige dieser traurigen Gestalten setzten sogar die Parole in Umlauf: „Wir haben schon immer den Nachschub umgelegt, weil wir

diesen Nazikrieg beenden wollten!“ Viele Soldaten, die lange in Frankreich in der Etappe lagen, sahen sich durch solche „Vorbilder“ veranlaßt, jegliche Haltung fahren zu lassen, und wurden ausgesprochen offizierfeindlich. Es war nicht leicht, das wieder auszubügeln, und ich habe manchen Abend in mancher Baracke verbracht, um den Männern klarzumachen, daß derartige Figuren zu Unrecht die deutsche Offiziersuniform trugen, daß es aber Selbstmord bedeuten würde, eine ebenso dumme wie gefährliche Verallgemeinerung durchzuführen und ihretwegen den ganzen Offizierstand zu diffamieren. Auch von den übelsten Burschen habe ich persönlich nie etwas anderes als korrektes Benehmen erfahren und wenn sie es damit begründeten — als ich einwarf, ich sei doch auch Offizier —, daß sie sagten: „In Ihnen sehen wir keinen Offizier, nur die persönliche Leistung!“ Sehr oft werde ich in die einzelnen Hütten gebeten, etwas aus meinem Erleben zu erzählen. Ich tue das immer, weil ich auf diese Weise Gelegenheit habe, die Geister wieder etwas zu beruhigen.

14. Juni 1952.

Ich fahre zum See hinaus, um durch ein paar Stunden Sport etwas Ablenkung zu finden. Eine bleiche winterliche Sonne steht am Himmel und es ist sehr kühl. Diskus und Kugel machen aber rasch warm, verlangen vollkommene Konzentration, und erlauben keine Grübeleien. Sonst werden die Würfe kläglich und die Gedanken auch. Letzten Endes soll ich die Gedanken haben und die Gedanken nicht mich. Diese Art Disziplin nützt Körper wie Geist. Unerwarteterweise ist zu Hause Besuch; ein Kamerad aus Ekuador, früherer „Graf Spee“-Mann. Er weiß Interessantes aus dem kleinsten Lande Südamerikas zu berichten und lädt mich zu einer Vortragsreise ein. Auch in Ecuador lebt eine ganze Anzahl ehemaliger Kriegsteilnehmer, die sich vorwiegend in Quito niedergelassen haben. Der mit großer Mehrheit neugewählte Präsident, der schon einmal die Geschicke dieses Landes in der Hand hatte, scheint ziemlich deutschfreundlich zu sein und während seiner militärischen Ausbildung deutsche Lehrer gehabt zu haben. Es ist erstaunlich, was für einen tiefen Eindruck die deutschen Offiziere, die in mehreren südamerikanischen Ländern als Lehrer im höheren militärischen Unterricht tätig waren, hinterlassen haben und wie zäh die Freundschaft für Deutschland ist, die sie gerade unter den südamerikanischen Militärs erweckten. Be-

zeichnend ist, daß General Perón als erster Staatsmann der Welt nach dem Kriege es gewagt hat, in der Oeffentlichkeit und vor den vollzählig versammelten Militärattachés, dem deutschen Soldaten das höchste Lob zu spenden. Das ist jetzt mehr als zwei Jahre her und in diesen zwei Jahren ist viel geschehen, das die Bedeutung seiner damaligen Worte vielleicht verblassen läßt. Aber damals gehörte ein ungewöhnliches Maß an Zivilcourage dazu, öffentlich zu sagen, daß er, Perón, jenen deutschen Soldaten dankbar ist, die ihm seinen Militärunterricht gaben und die, wie der deutsche Soldat, beispielhaft in Haltung und Ritterlichkeit wären. Dafür schulden wir Soldaten, schuldet Deutschland General Perón Dank, ebenso wie für so manche Amtshandlung, mit der er seiner aufrichtigen Sympathie für Deutschland Ausdruck gegeben hat.

15. Juni 1945.

An jedem Sonntag wird eifrig Fußball gespielt und finden regelrechte Wettkämpfe statt, d. h. es sind vornehmlich die Küchenleute, die sich aus „Berufsgründen" ernährungsmäßig so versorgen können, daß sie sich diesen Luxus leisten können. Unter den Fußballern ragt Schreiner als ein ganz großer Könner hervor, und ich sage zu Niermann, den sehen wir nochmal in einer großen deutschen Mannschaft. Als ich einmal mit Niermann zum Fußballspiel ging, marschierte gerade eine geschlossene Abteilung von Jungens an. Dann wurde auf einmal gerufen: „Die Augen — links!" und in strammer Haltung und mit Ehrenbezeigung zogen sie vorbei. Am Tor der Hauptwache, wo alles voller Amerikaner stand, wartete auch eine solche Gruppe von Jungen auf irgendetwas; als ich vorbei kam, rief einer aus vollem Halse „Achtung!" Und da sprangen sie alle wie die alten Soldaten in Haltung. Das ist zwar alles gut gemeint, aber eines Tages bringen sie mich mit derartigen Demonstrationen in den Bunker.

Lönhold, der baumlange SS-Regimentskommandeur mit dem Kopfschuß, hat auch hier wieder entschieden die Führung. Das Lager 13 besteht nur aus Waffen-SS und zeichnet sich durch beste Disziplin und Kameradschaft aus. Es ist ein sehr einheitlicher Haufen im Unterschied zu den anderen durcheinandergewürfelten Lagern. Aber Lönhold „beherrscht" nicht nur das Lager 13, er hat das ganze Camp unter leichtem Druck. Wird er mal irgendwie von einem Amerikaner zur Rechenschaft

gezogen, fängt er an mit den Augen zu rollen und sagt: „Gehen Sie weg ... ich habe einen Kopfschuß ... ich vergesse mich ...!“ Er macht sogar mit dem Lagerkommandanten so ungefähr was er will und ist ein ausgesprochener Witzbold. Solche Gestalten garantieren die Aufrechterhaltung einer guten Stimmung, die vor allen Dingen in der Gefangenschaft äußerst wichtig ist und am wirkungsvollsten Schlamperei und andre üble Dinge verhindert.

15. Juni 1952.

Der heutige Sonntag gehört meinen Schwestern. Natürlich muß ich viel von Mutter erzählen, von Vaters Krankheit und Sterben. Außer durch Briefe haben sie nie etwas erfahren können. Gegen Abend laufe ich zum Kreuz, das auf einem Berg 250 Meter über Carlos Paz steht. Von diesem Punkt aus hat man eine herrliche Aussicht auf den See und den Ort, und wenn man regelmäßig heraufkommt, kann man die enorme Bautätigkeit beobachten und verfolgen. Im letzten Jahre sind über vierhundert Häuser und sonstige Gebäude errichtet worden in einem Ort, der sicher nicht mehr wie 7—8000 Einwohner hatte, als ich hierher kam.

Frisch und erquickt beschäftige ich mich wieder bis in die frühen Morgenstunden mit Briefen aus aller Welt.

16. Juni 1945.

In unserem Lager herrscht auch reges kulturelles Leben. Es gibt kaum ein Fach, in dem kein Unterricht gegeben würde, und es bilden sich unzählige Arbeitskreise. Ein bekannter Professor aus Düsseldorf hält Vorträge über Kunstgeschichte und ausgezeichnete Philologen geben Sprachunterricht. Es besteht auch eine Theatergruppe, zu der einige recht bekannte Schauspieler gehören, und bezeichnender Weise finden vor allem die Klassiker größten Beifall. Maler, Bildhauer und andere Künstler hat der Lagerführer in einer Baracke gesammelt und läßt auf Hochtouren arbeiten. Sie malen, schitzen und basteln die schönsten Sachen, die der Kommandant dann kistenweise nach Amerika schickt. Er bekommt reichlich Dollars dafür und gibt den Künstlern ... Schuldscheine. Da meint Niermann: „Schon wollen sie den nächsten Krieg machen und haben den ersten noch nicht mal bezahlt!“ Auch

Wolfgang Willrich malt und zeichnet in dieser Werkstatt, und bekommt mehr als einmal die Launen seiner neuen Auftraggeber zu spüren.

Der Strafbunker wird hier Sing Sing genannt und ist eine Mischung von mittelalterlicher und chinesischer Tortur: in völliger Dunkelheit steht der Gefangene bis zu den Knöcheln in stinkendem Wasser und wird dann von oben mit Eimern voll Wasser, wenn vorhanden, möglichst schmutzigem Wasser, begossen. Dies alles gehört zu der Rück-Erziehung, der man uns unbedingt unterwerfen will. Die Folgen sind natürlich genau entgegengesetzter Art. Wenn auch einige Amerikaner ihre Mißbilligung offen aussprechen, so tritt doch keine Änderung ein, weil diese Methoden anscheinend auf höheren Befehl angewandt werden.

16. Juni 1952.

Heute sind mehrere Kameraden zusammengekommen, ich muß ihnen von meiner Deutschlandreise erzählen. Unsagbar, wie einem bei solcher Gelegenheit die Heimatliebe entgegenglüht. Die vielen Fragen dringen oft in den Kern der Probleme ein, oft sind sie auch einfältig sentimental, aber immer wieder vom gleichen Gedanken an das unvergängliche Deutschland getragen, das nicht von den Zufälligkeiten der Tagespolitik abhängig ist.

Nach einigen schönen Stunden ruft wieder unerbittlich die Schreibarbeit und, obwohl das bei guten Kameraden nicht leicht fällt, dränge ich sie mit sanfter Gewalt zur Tür hinaus.

17. Juni 1945.

Ein Fliegerkamerad hat heute eine englische Zeitung besorgen können. Sie ist ein paar Tage alt und enthält eine Notiz, die uns in schauerndes Staunen versetzt hat. In London wurde dem General Eisenhower das Ehrenbürgerrecht verliehen. Er hielt eine Rede, in der er als Ergebnis „eingehender Studien in Deutschland“ zu der Folgerung kam, daß Deutschland nie mehr zu einem normalen Zustand zurückkehren werde. Er verdeutlichte, er meine damit, daß Deutschland nie mehr imstande sein werde, mit anderen hochzivilisierten und stark industrialisierten Nationen der Welt zu konkurrieren. Es sei denn, daß die Anregungen, die von ihm und seinem Stab gegeben seien, nicht befolgt würden: Deutschland müsse aus der Reihe der großen Industriestaaten ausge-

schaltet werden. Etwa in derselben Zeit erließ Montgomery einen Aufruf an die Deutschen, in dem er ebenso großväterlich wie gehässig die Gründe auseinandersetzt, warum seine Soldaten nicht mit unseren Kindern spielen dürfen. Er will uns eine Lektion geben, daß wir nicht nur geschlagen sind, sondern auch als Nation Schuld am Beginn des Krieges hätten. Das soll unseren Kindern eingeimpft werden und zwar von den Soldaten eines Volkes, das Montgomery ein christliches nennt. Auch in meinen dunkelsten Empfindungen war niemals Platz für solche Ausbrüche des Hasses, zu denen sich sogar Heerführer wie Eisenhower und Montgomery erniedrigt haben. Der eine zeugt von einem blinden, giftigen, hysterischen Haß. Herr Montgomery setzt sich auf das Katheder und belehrt uns. Herr Montgomery wird sich damit vor der Geschichte lächerlicher machen als ein zahnloses, geiferndes, lästerndes Klatschweib. Eisenhowers Haß ist gefährlicher, denn er ist kühl und berechnend. Der Krieg wurde also nicht geführt, um die Welt vom Schreckgespenst des Nationalsozialismus zu befreien und sie mit den vier Freiheiten zu beglücken: genau wie 1914—18 mußte dieser Krieg, koste er was er wolle, entfacht werden — ob mit oder ohne „Mitarbeit“ einer deutschen Regierung — um der gefährlichen deutschen Konkurrenz ein Ende zu machen. Deshalb muß die deutsche Industrie vernichtet werden, damit es keinen Krieg mehr gibt, denn wenn sie vernichtet ist, gibt es keine deutsche Konkurrenz mehr und damit keinen triftigen Kriegsgrund.

Armes deutsches Volk, dessen Schicksal jetzt solchen Leuten anvertraut ist. Lumpen und Landesverräter, die diesen Leuten bei ihrer Henkersarbeit noch helfen, denn nach solchen Erklärungen können sie es nie mehr wagen zu behaupten, über die eigentlichen Absichten der Alliierten in Unwissenheit gelebt zu haben. Schönen Dank, Herr Eisenhower und Herr Montgomery, wir wissen jetzt Bescheid. Und auch diejenigen sogenannten Deutschen, die euch so eifrig geholfen haben, den Krieg zu gewinnen, um „unser Vaterland vom Nazismus zu befreien“, können jetzt keinen Zweifel mehr hegen über die Folgen ihrer hochverräterischen Aktivität. Aber die Welt dreht sich, und vielleicht werdet Ihr über kurz oder lang bedauern, Eure Gefühle und Gedanken über Deutschland und das deutsche Volk so klar zum Ausdruck gebracht zu haben. Wir jedenfalls werden uns nicht von Zentnern süßer Worte und nicht von Güterzügen liebenswürdiger Erklärungen mehr einfangen lassen, wir wissen Bescheid. Daß die Erklärungen nicht von irgendwelchen Politikern, sondern von zwei Soldaten abgegeben wurden, die sich um ihr

Land doch große Verdienste erworben haben, ist ein deutliches Zeichen dafür, daß wir endlich aufhören sollten zu glauben, wir hätten von den gegnerischen Soldaten mehr zu erwarten als von den Politikern: in ihren Spitzen sind die militärischen Befehlsstellen mit Leuten besetzt, die nicht nur nach politischen Gesichtspunkten ausgesucht wurden, sondern deren Aufgabe es ist, Politik zu machen. Und verglichen mit dieser Methode war der verspätete Versuch, in unserer Wehrmacht durch die N. S. Führungsoffiziere den Typ des politischen Soldaten heranzubilden, ein lächerliches Kinderspiel.

17. Juni 1952.

Es ist absolut richtig, daß man, gerade von einer längeren Deutschlandfahrt zurück, tagespolitische Ereignisse von drüben anders sieht, als nach langer Abwesenheit. Genau so richtig ist es, daß ein gewisser Abstand von den Dingen den Wert eines Gesamturteils erhöht. Ob einer ein Emigrantendasein führt oder nicht, liegt ausschließlich in der Art seines Denkens und Fühlens. Es gibt manche Politiker im heutigen Rumpfdeutschland, in den heutigen Rumpfdeutschländern, die in jeder Hinsicht ein Emigrantendasein führen, denn Ursprung und Endziel ihres Wollens und Wirkens liegt absolut außerhalb des einen ewigen Deutschland. Dem gegenüber gibt es unzählige Deutsche, die im Ausland alles tun, um kein Emigrantendasein zu führen: ihre selbstlose uneigennützige, immer wache Liebe zur Heimat kann sie zwar zu einer verkehrten Interpretation irgendeines Tagesereignisses verführen, aber sie sind dennoch mit der Heimat unlöslich verbunden. Sie wagen es, Deutschland subjektiv zu sehen, wo es subjektiv gesehen werden muß, und die Objektivität, diesen Krebsschaden, der aus dem vorigen in unser Jahrhundert übernommen worden ist, von der Hand zu weisen, wenn sie nicht am Platze ist. Und Objektivität ist nicht am Platze, wenn es um das Leben unseres Volkes geht. Unter solchen Umständen hat die Objektivität zu verschwinden und brav in der Ecke zu warten, bis sie wieder gerufen wird, in den Dingen mitzureden, wo sie mitreden darf. Aber man soll nicht von uns verlangen, die Objektivität so weit zu treiben, daß wir zum Schluß auf vollkommen objektivem Wege zu der Endfolgerung gelangen, es wäre für die Welt besser, Deutschland verschwände oder ließe sein Schicksal in New York, Moskau, London oder Tel Aviv bestimmen.

18. Juni 1945.

Die Nachrichten, die wir gestern bekamen, haben mich derartig erschüttert, daß ich die ganze Nacht kein Auge zugemacht habe. Was werden die kleineren „Gewaltigen", die immer schlimmer sind als die großen, sich in unserem Land und gegenüber unserem Volk nicht alles erlauben, wenn schon die Großen sich derartig benehmen? Vae Victis! lernten wir auf dem Gymnasium, aber es scheint mir, daß die moderne Version des „Wehe den Besiegten!" grausamer und abgefeimter ist als die Siegerrache der klassischen Zeit. Not, Armut, Hunger werden die Mittel sein, mit denen uns die Niederlage eingeschärft wird. Während des Krieges haben viele geglaubt, die Schilderungen der Zukunft, die ein besiegtes Deutschland erwartete, wären wohl zweckbedingt in sehr schwarzen Tönen gemalt und dienten wahrscheinlich dazu, Front und Heimat „aufzupulvern". Die Wirklichkeit, wie wir sie uns hier im Lager aus spärlichen Mitteilungen ausmalen können, zeigt, daß auch die schwärzesten Schilderungen den Tatsachen noch nachstehen. Jetzt wird in jedes einzelne Dorf, in jedes einzelne Haus, in jeden einzelnen Ruinenkeller und an jeden einzelnen deutschen Menschen die Niederlage herangetragen, mit all ihren fürchterlichen Folgen. Und eben weil wir das instinktiv vermutet und gegen Kriegsende sogar gewußt haben, war es für uns selbstverständlich, einen Kampf, der von vielen als aussichtslos bezeichnet wurde, bis zum bitteren Ende fortzuführen. Und dieses Bewußtsein, unsere Pflicht ohne Diskussion bis zum Ende erfüllt zu haben, ist heute in diesem dumpfen Gefangenendasein unser Trost, es gibt uns Ruhe, und sogar Zuversicht. Aber diejenigen, die als Deutsche bewußt an der Herbeiführung der deutschen Niederlage mitgearbeitet haben und ihre hochverräterische Tätigkeit auch nicht aufgaben, nachdem schon 1942 in Casablanca durch die Forderung der bedingungslosen Kapitulation das uns zugedachte Schicksal in aller Deutlichkeit sichtbar wurde, diejenigen, die trotz allem über den kategorischen Imperativ der Landesverteidigung irgendwelche privatpolitischen An- oder Absichten stellten, müßten angesichts der heutigen Lage der Heimat doch ihren fatalen Irrweg einsehen und sich still und unauffällig verhalten. Daß sie sich aber sogar noch brüsten mit ihrem Verrat, das ist der Tiefpunkt unserer Schande.

18. Juni 1952.

Heute sind einige Kaufleute und Industrielle zu Besuch, und wir besprechen eingehend interessante Exportangebote, die ich aus Deutschland mitgebracht habe. Die Realisierung solcher Pläne muß aber noch etwas aufgeschoben werden.

Argentinien befindet sich in — zum Teil von Nord-Amerika geförderten — Devisenschwierigkeiten. Aber der von Perón entworfene Plan Económico wird den Anschluß des ersten Fünfjahresplanes von 1946 bis 1951 an den zweiten Fünfjahresplan 1953—1958 sichern. Unsere, gerade für Argentinien sehr interessanten Pläne werden sich zu einem guten Teil später verwirklichen lassen. Jedenfalls wird die deutsche Wirtschaft gut tun, Argentinien, das für sie ein natürlicher Partner ist, nicht aus dem Auge zu verlieren.

19. Juni 1945.

Echte Kameradschaft wirkt gerade unter den übelsten Umständen wahre Wunder. Hier im Lager gibt es mehrere Inseln dieser Art. Es sind entweder Soldaten, die schon während des Krieges in derselben Einheit kämpften, oder eben Männer, die sich im Lager gefunden haben. Und wie verstreut und vereinzelt diese Inseln auch sind, sie drücken dem Lager ihr Gepräge auf. Kameraden überstehen diese Zeit auch viel besser, weil unter ihnen mannhafte Brüderlichkeit herrscht. Und unwillkürlich drängt sich der Vergleich mit der Heimat auf. Denn auch die Heimat gleicht jetzt einem großen Gefangenenlager, sie ist im Grunde ein großes Gefängnis. Und hier wie dort sind Kleinlichkeit, Feigheit, Selbstbezichtigung, Hunger, Kälte, Wut, Unbeherrschtheit und Jähzorn die gefährlichen Wärter. Hier wie dort wird das Leben, das jetzt ein bloßes Vegetieren ist, und die Zukunft nur möglich sein, wenn Inseln der Kameradschaft, Oasen der Brüderlichkeit in der Wüste unserer heutigen Existenz als Volk und als einzelne aufblühen.

19. Juni 1952.

Nach Fabrikschluß fahre ich schnell heraus, um im Club wenigstens noch eine Stunde Tennis spielen zu können. In diesem Club habe ich das bißchen Spanisch, das ich sprechen kann, aufgeschnappt. Im Betrieb sprechen wir ja den ganzen Tag fast ausschließlich Deutsch.

Der Tennisclub ist rein argentinisch. Dort kann niemand Deutsch außer, „javoll“ und „vieddersen“ und so werde ich wenigstens dort gezwungen, spanisch zu lernen. Zuhause wiederum Korrespondenz und Packen für die Skirennen in der Kordillere, an denen ich teilnehmen will.

20. Juni 1945.

Die Amerikaner haben heute den SS-Soldaten gleich beim Frühstück mitgeteilt, daß sie „aller Wahrscheinlichkeit“ nach noch ungefähr zwanzig Jahre in Haft verbringen werden. Ein diesbezüglicher Befehl sei von Eisenhower unterschrieben. Noch keine Stunde später ist schon ein neues Lied heraus unter dem Titel„ Zwanzig Jahr vergehn im Nu ... uhu, uhu ...“ Es ist unvorstellbar, mit welcher Haltung diese Männer eine Mitteilung hinnehmen, die schon auf den ersten Blick, erst recht bei einiger Überlegung eine wahre Hiobsbotschaft ist. Da können sich einige Generäle und deren Stäbler eine Scheibe davon abschneiden: innere und äußere Haltung fragen nicht nach dem Dienstgrad, und nur so wird dem Gegner Respekt abgezwungen. Und letzten Endes ist eine Besserung der Lage eher zu erwarten, wenn dem Gegner Respekt als wenn ihm Verachtung eingeflößt wird. Daß er diese jungen Soldaten auf solche Art büßen läßt für ihren militärischen Mut und Schneid, die ihre Verbände zu wirklichen Elite-Einheiten machten, ist ein Ehrentitel für diese Soldaten und ein Armutszeugnis für den Gegner.

20. Juni 1952.

Gleich nach Arbeitsschluß Abfahrt nach Mendoza über eine 750 Kilometer lange Strecke. Oben auf dem Dach des Wagens liegen die Ski und das scheinen recht merkwürdige Gegenstände zu sein, denn solange es hell ist, werden wir laufend bestaunt. Die meisten Leute in dieser Gegend wissen überhaupt nicht, was das für Dinger sind, denn Skifahren ist noch lange kein volkstümlicher Sport in Argentinien. Nichtsdestoweniger besitzt das Land einige gute Läufer und wird sich mit der Zeit im gleichen Maße, in dem diese Sportart sich ausbreitet, zu einem internationalen Gegner entwickeln können.

Die Fahrt geht durch fast unbewohnte Gebiete. Die ersten hundert Kilometer sind noch bergig. In Río Tercero kommen wir an einem großen Stausee vorbei, wo Riesenturbinen deutscher Herkunft die

Energie für eine große chemische Fabrik erzeugen. Später wird die Landschaft flacher und verwandelt sich schließlich zur Pampa. Wir berühren nur wenig größere Orte, aber fast in jedem besteht eine Niederlassung des ausgezeichnet organisierten Automobilklubs mit modernen Kundendienststationen, die auch bei größten Überraschungen immer eine schnelle und fachmännische Hilfe gewährleisten. Achtzig Kilometer von Mendoza fangen schon die riesigen Weingüter an. Die Umgebung der Stadt ist von einem sehr ausgedehnten und hervorragenden Bewässerungssystem durchzogen. Dies ganze Gebiet aber gilt als erdbebengefährdete Zone. So schafft die Natur wieder den Ausgleich: dort wo sie mit reicher Hand ihre Gaben streut, sodaß auf den Bergen der Wein wächst und die Sonne ihre stete Wärme verschenkt, läßt sie die Erde beben, damit es den Menschen nicht zu leicht gemacht wird.

21. Juni 1945.

Es scheint jetzt festzustehen, daß in meiner Heimat, in Schlesien, die Polen sich endgültig niederlassen werden. Auch sollen Tausende von Polen Pommern besiedeln und das ganze Gebiet zwischen Oder—Neiße und der polnischen 1939er Westgrenze vollständig von den Deutschen geräumt werden. Aus dem Sudetenland werden bei Nacht und Nebel Millionen Volksdeutsche aus ihren Häusern gejagt. Österreich schließt ihnen die Grenze und sie werden in das überfüllte, desorganisierte, ausgeplünderte und hungernde Rumpfdeutschland geschickt. Und dieses maßlose Verbrechen, dieser gemeine Raub und diese Rache werden ausgeführt mit der Zustimmung von Regierungen und Völkern, die sich christlich nennen. Aber heute, an diesem gewöhnlichsten aller gewöhnlichen Tage des Gefangenendaseins, an diesem 21. Juni 1945 schwöre ich einen heiligen Eid, der mir von keinem auferlegt wird, denn mein Eidesherr ist mein eigener Wille, mein eigenes Herz, mein eigenes deutsches Gewissen: ob gefangen oder frei, ich werde nie aufhören, für mein Volk zu kämpfen, solange sein Gebiet geschändet, seine Einheit zerstückelt, seine Freiheit versklavt ist. So wahr mir Gott helfe.

21. Juni 1952.

Nach neunstündiger Fahrt erreichen wir Mendoza, die viertgrößte Stadt Argentiniens und die letzte Station vor Chile, das auf der anderen Seite der Kordillere liegt. Mendoza ist eigentlich eine große Gartenstadt

mit einem wohltuenden Reichtum an Bäumen und märchenhaften Parkanlagen. An der großen Universität dozieren auch einige deutsche Professoren.

Wir besuchen dort Bekannte und geben uns nach der langen Autofahrt wieder ein etwas menschliches Aussehen. Auch ziehen wir gleich das Skizeug an, damit wir, in den Bergen angekommen, sofort losbrausen können. So fahren wir in süd-südwestlicher Richtung aus Mendoza heraus. Fünfzig Kilometer bester Asphaltstraße bringen uns in den kleinen hübschen Kurort Potrevillos, der in 1 400 Meter Höhe liegt. Ein weniger schöner Weg schlängelt sich dann hinauf, weitere 20 Kilometer, an dessen Ende ein Mittelding zwischen Jugendherberge und Hotel steht, das in seinem Fassungsvermögen bei der ständig steigenden Skiläuferzahl leider zu klein ist. Kaum haben wir den Zündschlüssel umgedreht, toben wir auch schon auf den Brettern herum, besorgen uns Torlaufstangen und gleich beginnt das Training. Abends kommen wir schön müde ins Hotel und sind ganz erstaunt, daß die Hütte voll und keine Schlafecke mehr frei ist. Zu zweit schlafen wir im Auto, zwei weitere Kameraden versuchen es auf einer Bank in der Hütte. Sie hatten Pech, denn es dauerte ziemlich lange, bis die argentinischen Skibegeisterten den letzten Schoppen hinuntergegossen hatten und ihren fröhlichen Radau beendeten. Der Chef des Hotels ist ein ehemaliger italienischer Olympiateilnehmer, der uns auch einmal bei einer Besteigung des Aconcagua begleitete. Unser guter Freund Caneva wird beim Radau immer sehr lustig, setzt die Alpinimütze auf und erlebt den Krieg wieder von vorne nach hinten und von hinten nach vorn. Dabei zeigt er sich dann als einer der besten Verbraucher seines eigenen, vorzüglichen Rotweins. Dieser Wein wurde nach einer hohen Bergspitze „Tupungato“ getauft und es wird ihm deshalb nachgesagt, daß er „nie einem Skiläufer oder Bergsteiger schaden kann“.

22. Juni 1945.

Heute vor vier Jahren flogen wir zum ersten Male gegen den Osten. Das alles liegt noch so unglaublich nahe und doch wieder so fern. Ich erinnere mich noch, wie wir in dem so gut wie friedensmäßig eingerichteten Kasino in Kottbus darüber diskutierten, daß unsere neuerdings mit großer Intensität durchgeführten Truppen- und Materialansammlungen im Osten wahrscheinlich nach freiem Durchmarsch durch

Rußland eine Invasion in den vorderen Orient zum Ziele hätten, die mit einer gleichzeitigen Bewegung von Nordafrika und Ägypten aus uns für unsere Kriegsführung die reichen Ölvorkommen sichern würden. Dann kam morgens um vier Uhr die Rundfunkmitteilung, daß der Krieg mit Rußland begonnen habe. In der Werft hatte ich eine Maschine aufgetrieben und war nach vielem Herumsuchen nach meinem Geschwader bei diesem angekommen. Es war das Immelmanngeschwader, dasselbe Geschwader, das mir verbot, an dem Angriff auf Kreta teilzunehmen, weil ich für das Stukafliegen nicht tauge; dasselbe Geschwader, das ich dann später als Kommodore führen durfte und von dem ich mich am Tage der Kapitulation so schweren Herzens trennte. Aber gleich nach meiner Ankunft flog ich schon zum ersten Einsatz, mit einer ganz alten Mühle. Das war mir gleich, denn jetzt würde ich Gelegenheit haben zu beweisen, daß ich doch fliegen konnte, und die Vorurteile gegen mich nicht mehr ganz zeitgemäß waren. Und gleich an diesem Tage flog ich vier Einsätze, Einsätze, die mir einen kleinen Überblick vergönnten über die riesigen Mengen Panzer, Artillerie, Flugzeuge, Infanterie, die aufmarschbereit hinter der russischen Grenze standen. Wenn wir je in eine offenbare feindliche Bereitstellung hineingebraust sind, so damals. Ich erinnere mich noch, wie auf der großen Autobahn von Smolensk nach Moskau unübersehbare Materialmassen, Fahrzeug auf Fahrzeug, Panzer an Panzer in Dreierreihen aufgefahren standen. Diese Massen haben wir zerschlagen und zerbombt und bevor das Jahr zu Ende war, wankte der sowjetische Riese. Es ist jetzt leicht zu sagen, wie wir den Krieg gegen die Sowjet-Union hätten gewinnen können. Fest steht aber, daß wir nahe daran waren, Deutschland, Europa und die Welt für immer von dem roten Gespenst zu befreien und daß es der Westen war, der uns daran hinderte. Niemand weiß, ob ein Sieg über Rußland uns den endgültigen Sieg über England und Amerika eingebracht hätte. Niemand kann sagen, ob der Krieg gegen die Sowjet-Union uns nicht so oder so weitgehend erschöpft hätte, sodaß wir mit dem Westen zu einem ehrenvollen Verhandlungsfrieden bereit gewesen wären. Es ist jetzt schon deutlich und wird in den kommenden Monaten und Jahren sicher noch viel deutlicher werden, daß weder England noch Amerika in dieser Krisenzeit der Menschheit über wirkliche Staatsmänner verfügt haben. Denn nur ein Funken wahrer Vernunft hätte sie erleuchten und belehren müssen, daß es ein Verbrechen gegenüber Europa und der Welt war, Deutschland zu vernichten, um der Sowjet-Union und einer internationalen Revolution

des Hasses und der Vernichtung buchstäblich den Sieg in die Hände zu spielen. Die Zeit wird erweisen, ob unser Kampf im Osten, ob der Tod Hunderttausender von Kameraden sinnlos gewesen ist oder nicht. Aber was der Welt heute bevorsteht und was sie zum Teil heute immer noch nicht erkennt, ist letzten Endes nur die Folge einer unvorstellbaren Kurzsichtigkeit. Es liegt nahe, diese Entwicklung auf raffinierte Absicht jener Kreise zurückzuführen, die aus dem Dunkel der Anonymität eine Weltkatastrophe heraufbeschwören und die Selbstvernichtung und Zerfleischung des Abendlandes wünschen.

22. Juni 1952.

Unter einem herrlichen, strahlend blauen Himmel verläuft der Tag in der Hoch-Kordillere. Ringsum keine Vegetation, nur eine massive Felsenlandschaft mit wilden Klüften. In halbstündiger Entfernung von der Hütte wurde ein kleiner Skilift eingerichtet; dort soll auch der Torlauf stattfinden. Internationale Läufer sind nicht anwesend, aber aus der Provinz Mendoza sind zahlreiche Teilnehmer gekommen. Zwei Durchgänge sind vorgesehen. Im ersten Lauf übersehe ich ein Tor, muß zurückgehen und verliere dabei viel Zeit. Im zweiten Lauf fahre ich zwar die beste Zeit, aber es reicht nur zum vierten Platz. Oben in den Bergen ist jedes Skirennen ein wahres Volksfest. Die spärlichen Bergbewohner, auch die dunkelsten unter ihnen, lassen kein Rennen aus. Sie steigen auf dreitausend Meter Höhe, schmoren ihren „Asado", trinken ihren Rotwein und zeigen laut ihre Sportbegeisterung. Hängt Nebel über den Bergen, sind sie trotzdem da, ganz nahe an einem Tor, um so nur für Sekunden einen Läufer vorüberflitzen zu sehen und ihm begeistert zuzujubeln. Nach dem Rennen gehen wir auf einen benachbarten Berg, von dem wir noch eine längere Abfahrt haben. In Bariloche läuft man zwischen tausend und zweitausendvierhundert Metern, in Mendoza zwischen zweitausendsiebenhundert bis dreitausendfünfhundert Metern Höhe. Der Sauerstoffmangel verursacht Kopfschmerzen, aber ich gewöhne mich ziemlich schnell daran. Hier gibt es übrigens noch eine ganze Reihe von Bergen zwischen fünftausend und sechstausend Meter Höhe, die noch unbestiegen sind: nur gut, daß ich nicht in Mendoza wohne, sie würden mir keine Ruhe lassen. Viele Spitzen haben sogar noch keine Namen und werden nur mit einem Buchstaben oder mit einer Ziffer an-

gedeutet. Der Alpinismus bezw. wie er hier genannt wird, der Andinismus, ist in seiner Verbreitung nicht mit europäischen Verhältnissen zu vergleichen, aber die Zahl der Bergsteiger steigt ständig.

23. Juni 1945.

Heute setzte es einmal wieder einen Riesenkrawall wegen der Hungerrationen, die immer wieder in regelmäßigen Abständen über uns „erlassen“ werden. 1200 Kalorien sollen es sein, aber unsere Ärzte sagen, daß es manchmal nicht ganz 900 sind. In Deutschland sollen jetzt als „Lebensminimum“ 1000 Kalorien für unsere Bevölkerung festgesetzt sein. Und einige Amerikaner hier behaupten, daß es in den deutschen KZ's, sogar als nach dem Januar dieses Jahres die alliierten Bombenangriffe das ganze innerdeutsche Transportsystem zeitweise so gut wie lahm legten, niemals weniger als 1350 Kalorien gegeben hat ... Famose Welt, in der das Leben eines Menschen nach Kalorien gemessen wird!

23. Juni 1952.

In der Nacht fahren wir wieder herunter nach Mendoza. Mit Bekannten wird ein Vortrag fürs Kameradenwerk verabredet, und dann beginnt nachts die Rückreise nach Córdoba, wo wir früh um zehn Uhr in der Fabrik ankommen.

Während ich wieder über die Korrespondenz sitze, besucht mich der Übersetzer des arabischen Verlages, der „Trotzdem“ in dieser Sprache herausbringen will. Der gute Mann überreicht mir den ersten Teil der Übersetzung zur Prüfung und ist ein wenig verwundert darüber, daß ich mit der Schrift nicht vertraut bin. Für die Araber habe ich immer eine große Zuneigung empfunden, die durch die Lektüre der gewaltigen „Sieben Säulen der Weisheit“ von Lawrence immer tiefer geworden ist. Ich frage mich aber, ob „Trotzdem“ nicht doch eine sehr fremde Welt für Araber sein muß. Oder sollten sie sich so sehr geändert haben?

24. Juni 1945.

Morgens habe ich mir im kleineren Kreis einen herrlichen kunstgeschichtlichen Vortrag angehört. Es wurden das Leben und die Werke des großen spanischen „Kriegsberichter-Malers“ Velázquez beschrieben,

aber auf so lebendige und vollkommene Art, daß die Aufmerksamkeit keines einzigen Zuhörers auch nur einen Moment nachließ. Längere Zeit wurde das berühmte Bild der „Übergabe der Schlüssel von Breda“ kommentiert. Dies war wohl das Ende des letzten gentlemen-Kriegs: wie der Bürgermeister der besiegten Stadt sich dem spanischen General nähert, um ihm die Schlüssel zu übergeben und mit welcher Feinfühligkeit und Ritterlichkeit der Sieger den befederten Hut vom Kopfe genommen hat, um dem Besiegten die eigentliche Übergabe leicht zu machen, weil sein mutiger Widerstand ihm das Recht auf Achtung und Respekt des Siegers erworben hat. Es wäre oberflächlich, zu behaupten, die fortschreitende Mechanisierung und Technisierung des Krieges hätte die Ehrenhaftigkeit immer weiter zurückgedrängt. Letzten Endes sind Ehrenhaftigkeit und Ritterlichkeit in und nach dem Kampf heroische Tugenden, sie entspringen dem Mut; denn nur wer wirklich mutig ist, vermag in sich das Unehrenhafte und Unritterliche zu unterdrücken, das immer ein Zeichen von Furcht ist. Der letzte Krieg war bestimmt ein mechanisierter, „technokratischer“ Krieg. Trotzdem kamen bei allen Parteien, an allen Fronten wirkliche Heldentaten vor. Also hat auch der so sehr technisierte Krieg immer noch Raum für Mut gelassen, also müßte es auch noch Ritterlichkeit und Ehrenhaftigkeit gegeben haben. Wenn diese schönen Tugenden des Krieges so wenig in Erscheinung traten und im Gegenteil mehr von Gemeinheit und Hinterhältigkeit die Rede war, so wahrscheinlich darum, weil Ritterlichkeit ein anonymes Dasein führt und von einzelnen Soldaten und Offizieren gepflegt wird, wohingegen die Unritterlichkeit eine Massenerscheinung ist, geschürt von denjenigen, die weitab vom Kampfe die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich und ihre Haßausbrüche lenken konnten.

24. Juni 1952.

Am Nachmittag schwimme ich im winterlich kalten Bergfluß. Schwimmen im Winter ist nicht gerade angenehm, aber auch Striede hält viel davon, da es für den Beinstumpf gut ist, die Muskeln stärkt und die Haut gesund hält und keine schwachen Stellen in ihr auftreten läßt. Zum Schluß rudern wir noch eine halbe Stunde um den im Krieg ebenfalls etwas angeschlagenen linken Arm „willig“ und beweglich zu halten. Am Abend beantworte ich Briefe aus Kanada.

25. Juni 1945.

Eine Beobachtung, die ich schon während des Krieges machte, läßt sich auch hier im Gefangenenlager wieder bestätigen: daß nämlich der Kampf und die Not dem Menschen ein tieferes Bewußtsein der Dinge, eine gewisse Religiosität schenken, wie wenig orthodox oder dogmatisch diese auch zum Ausdruck kommt. Dieser geistige Prozeß macht vor keiner Altersstufe Halt und entspringt keineswegs nur den Verhältnissen. Das Bedürfnis nach einer religiösen Schau, der Blick für geistige Zusammenhänge, kann zwar schärfer werden unter der Not der Umstände, findet jedoch nicht seinen Ursprung in ihnen. Diese Religiosität ist keine leere Frömmelei; sie entspringt vielmehr einer innneren Unruhe, einem Fragen des ergriffenen Herzens und des erwachten Kopfes nach dem „Warum“ und nach dem „Wohin“. Trotz der vollkommenen Sinnlosigkeit der äußeren Existenz reift auf diese Art in vielen Menschen eine gewisse Ausgeglichenheit und Überlegenheit heran. Und dafür muß man der Gefangenschaft wieder dankbar sein ...

25. Juni 1952.

Einige Jungens kommen, um beraten zu werden, wie man einen Sportverein gründen könnte. Sie wollen viele Sportarten betreiben und vor allem auch Segelfliegen. Es sind frische, gesunde Burschen, die unbedingt aktiv sein wollen, und ich helfe ihnen gerne, soweit es in meiner Macht steht. Schade, daß es in der Heimat keine zentrale Jugendführung mehr gibt, denn nur so wäre die wichtigste aller Aufgaben zu lösen: die Jugend zu steuern und zu lenken, ihrem instinktiven Drang nach Betätigung Befriedigung zu schenken und sie rein an Körper und Geist für die Zukunft des Volkes zu erhalten. Unsere Feinde wissen das, und deshalb lassen sie kein Mittel unversucht, unsere Jugend zu entkräften und zu verderben und gesundheitlich und sittlich auf den Stand ihrer eigenen Jugend zu bringen. Gegenüber der Macht und Vielseitigkeit der Mittel unserer Feinde könnte nur eine umfassende, klar geführte Jugendbewegung den Schutz ihrer körperlichen, geistigen und moralischen Tugenden übernehmen, die die vielen wertvollen Ansätze oft ganz auf sich gestellter Gruppen sich weiter frei entfalten ließe, in großzügigster Weise förderte und auch im Auslande lebenden Jugendgruppen mit Rat und Tat zur Seite stände.

26. Juni 1945.

Die größte Qual in der Gefangenschaft ist die Ungewißheit um das Schicksal seiner Lieben und Verwandten. Die daheim wissen nicht, wer von uns noch lebt, wo er lebt, wie es ihm geht. Und wir wissen von denen daheim nichts. Die daheim vermuten nur und wir vermuten nur. Und die Verhältnisse, in denen die Heimat und auch wir leben, sind nicht geeignet, die Vermutungen rosig zu färben. Wenn wir nur die Erlaubnis bekämen, eine Postkarte von vier, fünf Worten mit Zuhause zu wechseln, würde diese peinigende, marternde Unruhe die einen aushöhlt, gnadenlos und unerbittlich wie der Tropfen den Stein, zu Ende sein. Aber die Erlaubnis wird nicht gegeben, und die Verweigerung nicht einmal begründet. Und so müssen Hunderttausende, Millionen Menschen sich jeden Tag, jede Nacht verzehren, in der Ungewißheit über das Los ihrer Angehörigen. Warum werden d i e s e Verbrechen gegen die Menschlichkeit nicht abgeurteilt?

26. Juni 1952.

Heute ist der Hochzeitstag meiner Eltern und ich mache meine Vergeßlichkeit gut, indem ich Mutter einen langen Brief schreibe. Aus Chile ist eine diesmal ziemlich energisch gehaltene Einladung zu einer Vortragsreise da. In letzter Zeit haben sich mehrere chilenische Zeitungen sehr klar zur Kriegsverbrecherfrage geäußert.

Ein gerade aus Deutschland angekommener Landwirt regt sich in einem Brief fürchterlich über argentinische Verhältnisse auf. Er scheint tief enttäuscht zu sein, daß die gebratenen Tauben ihm nicht gleich in den Mund hineinfliegen. Die mit viel Wirklichkeitsfremdheit drüben sorgfältig gezüchteten Illusionen von Abenteurernaturen und im Goldgräber-Stil-1952 wollen sich den wirklichen Verhältnissen Argentiniens nicht anpassen und nehmen sehr schnell das so törichte Scheltwort „Affenland“ in den Mund. Im Augenblick großer Erregung ist das noch zu verzeihen, als letzte Konsequenz einer verkehrten eigenen Einstellung und fehlender Elastizität aber charakterisiert ein solcher Ausbruch mehr den Sprechenden als das Land.

27. Juni 1945.

Ein Neuankömmling, der im Privatberuf Berliner Anwalt ist, weiß zu berichten, daß er vom Amerikaner zur Mitarbeit bei der Sichtung deutscher Patente herangezogen wurde. Er erzählt die unglaublichsten Einzelheiten. Wenn man es sich richtig überlegt, gibt es keine Parallele in der Geschichte für diesen geistigen Massenraub am deutschen Volke. Daß sie unsere Maschinen wegholen, ist eine sicherlich nicht neue Vergeltungsaktion. Daß sie aber auch noch die geistigen Kräfte des deutschen Erfinders, Wissenschaftlers, Fachmannes rauben, ist ein Raffinement, das in der Geschichte keinen Präzedenzfall kennt. Hier wird einfach mit einem Zug die ganze geistige Schatzkammer eines Volkes geplündert, ausgeraubt, kahlgefressen wie die Heuschrecken ein Kartoffelfeld kahlfressen. Eine Barbarei, die gleichzeitig dem deutschen Wissenschaftler und Techniker ein einmaliges Denkmal setzt. Wenn die Räuber das Patent oder das Verfahren nicht verstehen — und dies scheint oft der Fall zu sein — dann erscheint einfach die Military Police oder der Secret Service, holt den Erfinder ab und schleppt ihn nach Amerika oder sonstwo hin.

Die Absicht ist klar: die deutsche Technik, die deutsche Wissenschaft, die zusammen die Kraft der deutschen Industrie darstellen, müssen gebrochen werden, koste es was es wolle, elegant oder grob, aber gebrochen. Ich wage aber heute schon zu bezweifeln, ob dieses Ziel sich mit den angewandten Methoden des Massenraubs verwirklichen läßt. Die deutsche Wissenschaft, die deutsche Technik, und damit die deutsche Industrie werden doch wieder wie ein Phönix aus der Asche auferstehen. Trotzdem!

27. Juni 1952.

Kameraden aus dem Hilfswerk haben zu eingehender Besprechung die Reise von Buenos Aires hierher gemacht. Mit der Zeit ist die „Kundenzahl" des Kameradenwerks derartig angewachsen, daß wir nach neuen Mitteln und Wegen suchen wollen, um unseren Aktionsradius zu vergrößern. Dabei muß es unabänderliche Norm bleiben, daß das Kameradenwerk seinen rein charitativen Charakter beibehält und von jeglicher Form der Politik sich fernhält. Daß innerhalb seines Rahmens die Tugenden der Kameradschaft, der freudigen Hilfsbereitschaft, des

Opferns und Entsagens gepflegt werden, gibt ihm schon einen so reichen Inhalt, daß ruhig auf Politik verzichtet werden kann. Es kann aber eine große kulturelle Arbeit leisten, indem es durch Einbeziehung von literarischen, musikalischen und Theaterabenden in sein Programm Gelegenheit hat, Fonds für die Gefangenenunterstützung zu sammeln und gleichzeitig die Pflege des Schöngeistigen zu übernehmen. Diese Abende sollen einen ausgesprochen europäischen Charakter haben und sich keineswegs nur auf deutsche Kreise beschränken. Die praktische Ausarbeitung eines derartigen Programms kostet einiges Kopfzerbrechen und taktische Überlegung.

Einen heiteren Zwischenfall verursacht ein verrückter Erfinder, der wie ein Tornado hereingewirbelt kommt und „unter größter Geheimhaltung" mit mir alleine „unter vier Augen" und „an einem sicheren Ort" reden will. Als ich ihm darauf das Badezimmer vorschlage, geht er ernsthaft darauf ein. Er will unbedingt Patente haben, sofort eine Probekonstruktion machen und ist extra vom Ausland hierhergereist. Ein paar Fragen genügen um festzustellen, daß es sich wieder einmal um einen Spinner handelt. Mit der freundlichen Versicherung, alles in Bewegung zu setzen, damit er den nächstfälligen Nobelpreis bekommt, lächle ich ihn zur Tür hinaus.

28. Juni 1945.

Der Krieg im Pazifik macht nach den spärlichen Nachrichten, die wir hier auffangen, den Alliierten noch allerhand Sorgen. Die hier anwesenden Amerikaner halten sich darüber auf, daß die Sowjet-Union Japan noch immer nicht den Krieg erklären will, und bezeichnen die russische Haltung als „typisch asiatisches Doppelspiel." Auf einmal heißt es, daß Rußland und Japan im Grunde doch demselben „damned Asia" angehören. Bei den Japanern scheinen in letzter Zeit die Selbstmordflieger wieder sehr aktiv zu werden und im Gegensatz zu früheren Angriffen jetzt eine sehr raffinierte Taktik ausgeklügelt zu haben. Auch ist die Rede von „bemannten Bomben", die in Nähe des Angriffsobjekts von einem Flugzeug losgelassen werden. Es soll dies eine verbesserte Ausführung unseres Mistel-Flugzeuges sein. Aber insgesamt gesehen hören wir nur sehr wenig über japanische Aktivität im Pazifik.

28. Juni 1952.

Sonnabends arbeiten wir nicht in der Fabrik, sondern halten den sogenannten „sábado inglés“ oder „Englischen Samstag“. Das bedeutet eine Extra-Stunde Schlaf, der sonst immer zu kurz kommt. Nun liegt ein ganzer Tag vor mir, aber wenn er vorbei ist, wird es wieder sein, als sei es nur eine Stunde gewesen.

Für heute habe ich mir die Korrespondenz mit Deutschen aus Japan vorgenommen. Durch diesen regelmäßigen, ausführlichen, von keinerlei Zensur behelligten Briefwechsel habe ich einen recht guten Überblick über die Entwicklung in Japan bekommen. Die Haltung der japanischen Politiker ist vom taktischen Standpunkt aus vorbildlich. Japans Einstellung zur Wiederbewaffnung und sogenannten demokratischen Reformen läßt sich mit dem Grundsatz umreißen, der mit sehr viel Höflichkeit zum Ausdruck gebracht wird: „Reden könnt ihr, aber wir machen, was uns paßt und was wir für richtig halten!“ Der Fall Mac Arthur, der das Opfer Anna Rosenbergs wurde, hat dem Prestige Nord Amerikas bestimmt nicht genützt, denn die Japaner sahen zu, wie dem einzigen Manne, der ihnen Respekt einflößte und der durch Haltung und aristokratisches Benehmen in ihren Augen Autorität besaß, das Genick gebrochen wurde von menschlich bedeutungslosen Zwergen, wie hoch auch das offizielle oder nicht offizielle Amt war, das die Zwerge innehatten.

Es scheint so gut wie festzustehen, daß demnächst in das japanische Kabinett die ersten „Kriegsverbrecher“ wieder aufgenommen werden sollen.

Eine erfreuliche Nachricht ist für mich, daß 1953 nunmehr auch die japanische Übersetzung von „Trotzdem“ das Licht der aufgehenden Sonne erblicken wird.

29. Juni 1952.

Heute haben die deutschen Aerzte wiederum vergebens versucht für eine Nachamputation an meinem Beinstumpf Erlaubnis zu bekommen. Die amerikanischen Aerzte wollen davon nichts wissen, denn ich würde „doch bald verlegt werden und dann kann die Operation durchgeführt werden“. Das ist schon eine ganz alte Platte; schlimm ist dabei nur, daß, je länger gewartet wird, umso mehr weggenommen werden muß. Wenn unsere Aerzte schon davon überzeugt sind, so habe

ich selbst keinen Grund daran zu zweifeln, daß das Ganze als sadistische Quälerei gedacht ist, im Gegensatz zum Benehmen anderer Amerikaner, die sich immerhin durch eine gewisse lässige Fairness auszeichneten. Ich habe auch erfahren, daß der Chefarzt, der das letzte Wort hat, einer der Typen ist, die sich immer sorgsam vor Frontnähe hüten und mit desto größerer „Härte" weit hinten den „Unerbittlichen" markieren. Es ist nur ein schwacher Trost, daß fronterfahrene amerikanische Soldaten, von denen einige hier gelangweilt ihren „widrigen Dienst" schieben, den „Heini" gar nicht leiden mögen, weil das Pisacken ihm so wie so zu liegen scheint und er deswegen einen sehr schlechten Ruf genießt. Leider bekomme ich ihn nie zu Gesicht, sonst könnte man vielleicht wenigstens einmal sein Mütchen an ihm kühlen.

29. Juni 1952.

Früh um vier starte ich zum Klettern in den „Gigantes". Während ich, dort angekommen, ganz bei der Sache bin, sehe ich plötzlich mit Erstaunen, wie eine Schlange mich ins Holzbein beißt. Anscheinend schmeckt es der stattlichen Dame nicht, und bevor ich reagieren kann, ist sie wie der Blitz wieder weg. Leider kann der Ausflug nicht lange dauern, denn es wartet noch zuviel Arbeit auf mich.

Der ausführliche Brief eines ehemaligen Waffen-SS-Freiwilligen aus Holland erzählt von den Zuständen in diesem vor dem Krieg und seinem für Holland siegreichen Ende so wohlhabenden Lande. Der holländische Kamerad behauptet, daß vor einiger Zeit mehr als zwanzig holländische ehemalige Waffen-SS-Männer aus langjähriger sowjetischer Kriegsgefangenschaft in die Heimat entlassen wurden ... um dort wegen „aktiven Kriegsdienstes gegen die Sowjetunion" vor ein Gericht gestellt, verurteilt, und anschließend ins Gefängnis transportiert zu werden. So etwas geschieht anno 1952 zur gleichen Zeit, da in Korea holländische Soldaten wegen tapferen Einsatzes gegen den „roten Weltfeind" Auszeichnungen erhalten. Und es geschieht in einem Lande, das sich noch immer durch ein gewisses Maß von Nüchternheit und Verträglichkeit auszeichnete und im Laufe der Jahrhunderte ein sehr liberales Asylrecht vertrat. Der holländische Kamerad berichtet von den europäischen Bestrebungen in seiner Heimat, „die sich durch Verstandesblässe und fruchtloses theoretisches Getue kennzeichnen." Er sehnt sich zurück nach den Tagen, „wo wir an der Ostfront eine wirkliche europäische Gemeinschaft und eine streitbare Kameradschaft bildeten".

Wirtschaftlich hat sich Holland weitgehend vom Krieg und seinen Folgen erholen können. Neben dem holländischen Fleiß und der sprichwörtlichen kaufmännischen Tüchtigkeit liegt einer der Gründe darin, daß in dem für Holland tragischen Winter 1944—1945 ein Großteil seiner industriellen Einrichtung nach Deutschland wanderte. Dadurch wurde nach dem Kriege automatisch eine Modernisierung durchgeführt, die diesem Lande auf dem internationalen Markt einen Vorsprung gegenüber weniger geprüften Ländern gab. Zumal im Rahmen der berühmten Reparationszahlungen hochmoderne deutsche Industrieeinrichtungen mitsamt Technikern nach Holland kamen, und ganz neue Industriezweige entstanden. Auch andere, nachträglich sich als vorteilhaft erweisende Kriegsumstände haben die industrielle Modernisierung Hollands gefördert: so hat z. B. die „befreundete" R.A.F. durch Zufall die ganze ein Jahrhundert alte Textilindustrie in Twente in Asche gelegt, mitsamt einer fast genau so alten industriellen Einrichtung. Und daß Holland gleich nach dem Kriege englische Textilien kaufen mußte, war ein für England „glücklicher" Zufall, der aber nicht lange anhielt.

„Denn der Grundsatz: des einen Tod ist dem anderen das Brot, gehört einer vergangenen Zeit an und zeugt von kaltherzigem Liberalismus, wie er bestimmt nicht mehr in ein Jahrhundert hineinpaßt, das Europa vor das zwingende Dilemma stellt, gemeinsam zu leben oder einzeln zu sterben."

30. Juni 1945.

Heute bekamen wir — wahrscheinlich im Zuge unserer so fleißig erstrebten Reeducation — einen ganzen Haufen Meldungen über die in San Franzisko vor einigen Tagen erfolgte Gründung der „Vereinigten Nationen" zu lesen. Es ist nicht leicht, klug aus dem Vorhaben zu werden, das sich die Aufgabe gestellt hat, es besser zu machen als damals der Völkerbund. „Sicherheitsrat" und weitere derartige mit Schnörkeln versehene Organe sollen den Frieden für tausend Jahre garantieren, und ein für allemal das Unrecht aus den internationalen Beziehungen der Völker bannen. Alle Völker, ob groß oder klein, haben gleiche Rechte, und so weiter, und so weiter ... Daß in denselben Tagen ein himmelschreiendes Unrecht an Millionen Sudetendeutscher geschah, in Polen die N. K. W. D. Recht und Freiheit garantiert und eine

stattliche Anzahl von Nationen in die „Vereinten Nationen“ nicht aufgenommen wurde, hat keinen der so ergiebig redenden Delegierten gestört. Wenn so offensichtlich heuchlerische Zweckmäßigkeit und kaum verhüllter Egoismus bei der Taufe dieses neuen weltbeglückenden Wunders Pate standen, so kann man an der Kurzfristigkeit seines Wirkens kaum noch zweifeln. Wir Deutschen könnten jedenfalls nur dann anfangen zu glauben, wenn die Weltorganisation anfinge, an uns und unserem Lande Gerechtigkeit und Harmonie zu demonstrieren. Bis jetzt hat es aber den Anschein, als ob mit Gerechtigkeit das uneingeschränkte Unrecht des Siegers und mit Harmonie die übereinstimmenden räuberischen Absichten der „Großen“ gemeint sind. Und wenn außerdem durch eine Art Vetorecht von vornherein jede Wirksamkeit der Organisation von der bleibenden Einigkeit der Hauptmächte abhängig gemacht wird, so lehrt uns die Erfahrung, daß nur selten Räuber auf die Dauer miteinander auskommen. Oder wurde diese mächtige Organisation nur dazu ins Leben gerufen, um der Welt mit aller Deutlichkeit zu zeigen, daß es so auf keinen Fall geht?

Nun, wir beginnen langsam, sehend zu werden und alle diese scheinbaren Widersprüche zu durchschauen. Sie sollen nichts weiter sein, als Sand für unsere Augen. Sie sollen uns so verwirren, daß wir nichts mehr begreifen. Aber auch diese Methode ist falsch. Sie erfüllt ihren Zweck nicht. Was uns verwirren soll, zwingt uns zum Nachdenken und macht uns hellhörig. So glauben wir heute, das Trugbild der „zweigeteilten Welt“ ebenso zu durchschauen wie den wirklichen Zweck der „United Nations“. Was sich hinter dem ersten verbirgt, geschieht in den zweiten in aller Öffentlichkeit: die Errichtung des Turmes Babylon, des Super-Staates, der die gesamte Menschheit umschließen, die Völker knechten und das bunte, vielfältige Leben in graues Massenelend verwandeln soll. Alles, was wir augenblicklich erleben und erkennen, stellt nur vorbereitende Stufen zu diesem letzten Ziele dar.

Aber noch leben Millionen von Menschen aller Rassen auf dieser Erde, die an den Eigenarten ihres Stammestums, ihres Volktums hängen und festhalten wollen, und die bereit sind, dafür zu kämpfen. Ihnen allen, die sich dem geplanten Weltstaat nicht kampflos beugen wollen, fühlen wir uns im Innersten verbunden. Wenn wir für die Erhaltung unseres Volkstums einstehen, so stehen wir damit für sie alle ein, so lange wir leben.

30. Juni 1952.

Solange wir leben! ...

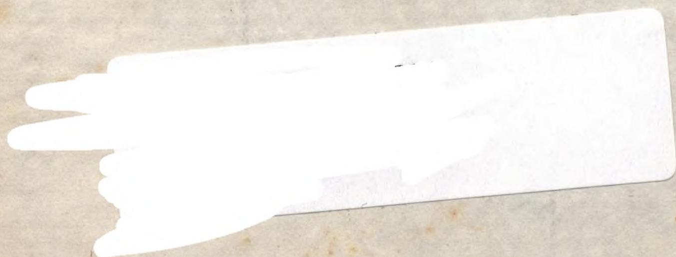
Nichtsahnend war ich nach Córdoba gefahren zum Einkaufen. Nichtsahnend ließ ich beim Schneider an mir herumprobieren, denn morgen feiere ich meinen Geburtstag. Immer noch nichts ahnend fuhr ich bei Dunkelheit heraus nach Carlos Paz. Den ziemlich kurvenreichen Weg von Córdoba nach Carlos Paz, ich kenne ihn auswendig, er hat schon mehrere Tote gefordert in der Zeit, da ich hier bin, denn er ist wenig übersichtlich. Während ich nun nach Hause fuhr, kam plötzlich schnurstracks ein Lieferwagen auf mich zu, dessen Fahrer sich nachher als sehbehindert herausstellte. Ich hatte den bestimmten Eindruck: der will dich rammen, unbedingt rammen! Ich suchte schnell mein Heil im weiteren Ausbiegen nach rechts. Aber er war doch schneller, der Rammer. Da gabs einen Knall, ein rotes Licht ging an und aus, einige Engel sangen und dann war alles aus. ... Alles? ...

„Nun kommen Sie doch endlich heraus!" sagte jemand streng. Aber das linke Knie war aufgerissen und auch der Kopf mitgenommen.

So ist es ein doppelter Geburtstag geworden! Um es an irgendeinem Straßenrand zu verlieren, ist das Leben denn doch zu schön.

Viel zu schön!





RUDE

AUS
KRIEG
UND
FRIEDEN

[redacted]